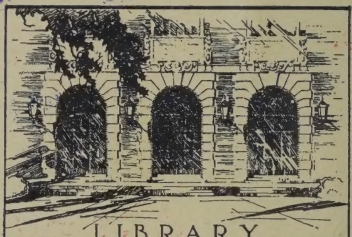

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

053
HO
1959
v.1-2

PERM. & HOM. LANG.

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

4-11-60

JUN 1 1 1965
AUG 0 6 1985

AUG 1 1 1966

MAR 0 3 1989

JAN 3 1 1969

MAY 0 9 2001

JAN - 9 1975
JAN 2 1975

AUG 2 3 2001

FEB 1 3 1975
JAN 3 1 1975

JUL 2 7 2001

APR 2 1981

(Oct) 78
DEC 0 6 1982

MAY 9 1984

10/3/85

L161—H41

MDCLIX

Die Horen

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von Schiller

Jahrgang 1795

Band 1 und 2

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Stuttgart

Fotomechanischer Nachdruck des Exemplars der Cotta'schen Handschriftensammlung (Leihgabe der Stuttgarter Zeitung) im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar

Druck: fotokop GmbH. Darmstadt
Printed in Germany
1959

Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller

Erster Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795.

053
H8
1959
v.1-2

Druckfehler
im ersten und zweyten Stück.

St. 1.	S. 2.	Z. 4.	st. glänzend l. glänzet.
——	— 5.	—13.	— muß l. müss'.
——	— 13.	— 3. v unten	st. ausdrückte l. aufdrückte.
——	— 27.	— 3.	st. Weltkampf l. Wettkampf.
——	— 73.	— 6.	— andern l. andere.
——	— 82.	— 9. v. unten	st. demnach l. dennoch.
— 2.	— 40.	—16.	st. deren l. der.
——	— 46.	— 9.	— Ludevisische l. Ludovisische.
——	— 51.	—11.	— Verwirrung l. Verirrung.
——	— 72.	—12.	— Erscheinung l. Erscheinungen.
——	— 73.	— 4. v. unten	st. heraus l. hinaus.
——	— 85.	— 1.	st. diese l. diesen.
——	—107.	— 2.	— geistige l. geistigste.
——	—118.	— 2.	— hervorzuschaffen l. hervorgeschaffen.
——	—128.	—16.	— oder l. der.
——	——	— 8. v. unten	st. dieselbe l. dieselben.
——	—132.	— 2.	st. dann l. denn.

Die Horen

Jahrgang 1795

Erſtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Die Horen

eine Monatsschrift,

von einer Gesellschaft verfaßt

und herausgegeben

von

Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meynungen und Interessen diesen Krieg beynahe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glük zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darinn suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber jemehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in

Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freyheit zu setzen, und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreyen Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Partheygeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesse-

rung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerinn der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreyen und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen, und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkühr zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beyzutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beyder trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um

der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freyheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drey schwesterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nehmlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahrszeiten waltet, und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugebohrene Venus bey ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth, zu erhalten. In leichten

Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schliessen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Nahmens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollesten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem Werk, das in festgesetzten

Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Antheil nehmen:

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbischöffl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz Freyherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Professor Engel aus Berlin.
— D. Erhardt in Nürnberg.
— Professor Fichte in Jena.
— von Funk in Dresden.
— Professor Garve in Breslau.
— Kriegsrath Genz in Berlin.
— Canonicus Gleim in Halberstadt.
— Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
— D. Gros in Göttingen.
— Vice-Consistorial-Präsident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Professor Hufeland in Jena.
— Legations-Rath von Humbold aus Berlin.
— Oberbergmeister von Humbold in Bayreuth.
— Geheimer Rath Jacobi in Düsseldorf.
— Hofrath Matthison in der Schweiz.
— Professor Meyer in Weimar.

Hr. Hofrath Pfeffel in Colmar.
— Hofrath Schiller in Jena.
— Schlegel in Amsterdam.
— Hofrath Schütz in Jena.
— Hofrath Schulz in Mietau.
— Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bey Aufnahme der Beyträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freyheit der Critik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bey den einzelnen Aufsätzen die Nahmen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dec. 1794.

Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmässig ein Stück von Sieben Bogen in groß Oktav, und die Verlagshandlung wird für ein anständiges Aeussere sorgen. Wer Exemplare auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Bestellung zu machen. Der Preiß des ganzen Jahrganges ist ein Carolin in Golde oder sechs Reichsthaler, acht Groschen, sächsisch; einzelne Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den Herrn Redacteur der Monatsschrift; die Herren Subscribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die Oberpostämter Stuttgardt und Cantstatt die Hauptversendung besorgen. Wer zehen Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte frey. Man ersucht die Herren Subscribenten, sich zu nennen, weil man entschlossen ist, am Ende des Jahrs ein Verzeichnis derselben beyzufügen.

J. G. Cottaische Buchhandlung
in Tübingen.

Innhalt des ersten Stücks.

I	Epistel.	Seite 1
II	Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.	— 7
III	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.	— 49
IV	Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.	— 79

Die Horen.

Erster Jahrgang. Erstes Stück.

I

Erste Epistel.

Jetzt da jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meynung verkünden,
Daß auch andre wieder darüber meynen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, so bald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint, er treibt sein Gewerbe
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unsrer Deutschen besonders und noch besondrer des nächsten
Bürgers und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher, wir haben
Leider oft sie gesehn. Was sollte man oder was könnten

Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trift sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzend fruchtbar die Gegend, es bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth mir duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen; denn freylich an viele
Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie jeder sein Antliz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt das der andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders; es liest nur ein jeder

Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Soll ich sagen wie ich es denke? so scheint mir es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gerne was unsre Meynung bestätigt,
Aber das Hören macht nicht meynen, denn was uns zuwider
Wäre glaubten wir wohl dem künstlichen Redner, doch eilet
Unser befreytes Gemüth gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln, sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
Magst du Geschichten erzählen worinn als wirklich erscheinet
Was sie wünschen und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen
Schmeichelt er nicht dem Geiste sich ein, es sey auch der Hörer
Wer er sey und klinget nicht immer im hohen Pallaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?

Hört nicht aber dagegen Ulysses wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener neptunischen Stadt, die den gefügelten Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, ward ich verschlagen ans Ufer der Insel
Die Utopien heist, ich weis nicht ob sie ein andrer
Dieser Gesellschaft jemals betreten, sie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen,
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind, ich hatte des Kummers
Und der Noth vollkommen vergessen; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Weniger bat ich den Wirth mir zu reichen, er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger

Essen und sorgen und sagte zulezt: ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber, mit finsterem Auge,
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beynah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon, und suchte den Richter, man hohlte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also muß es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unsrer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne der sie doch höflich bewirthet.
Sollt ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause!
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: vergesset die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel
Müßt ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt, so hab ich auch keine Talente
Die den Menschen bequemer ernähren, man hat mich, im Spotte,

Nur Hans ohne Sorge genannt und von Hause vertrieben.

O so sey uns gegrüßt! versetzte der Richter, du sollst dich
Oben setzen zu Tische wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz den du verdienest erhalten.
Aber hüte dich wohl daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bey dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauche, zu hören lustige Lieder
Unsrer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten, des Tages,
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

II

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen. *

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit.

ROUSSEAU.

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reyhe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem beßten Theil unsrer Glückseligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bey einer Untersuchung, wo

* Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an Wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darinn eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas anders an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die äussere Abtheilung beybehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger streng nehmen wollte.

man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Misbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sektiererey schuldig machen, und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondre philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freyheit ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben, auf die ich baue, Ihre eigene freye Denkkraft wird die Gesetze diktieren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen

Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweyt, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreye sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Aussprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verstand das Objekt des innern Sinns erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Zweyter Brief.

Aber sollte ich von der Freyheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens ausser der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefodert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freyheit zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschliessen, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständi-

ger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freyheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, jemehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser grosse Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker ins besondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beysitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich

Parthey ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem grossen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtiget ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weyht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bey einer noch so grossen Verschiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreyen Geist auf dem Felde der Ideen in dem nemlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bey einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freye Spontaneität noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bey dem nicht stille steht, was die blosse Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freyen Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freyheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach blossen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freyheit von ihr scheidet, wie er, um nur Ein Beyspiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe ausdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So hohlt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit

nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leyht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freyem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heissen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die blosse Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze giebt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirkli-

chen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weißt ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz fest zu halten, hätte sie unter seinen Füssen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß, um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet

werden soll, und auf den, weil er frey ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkühr und von dem moralischen die Freyheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel ist gewiß: nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bey dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frey zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts destoweniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dieß nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt; daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstim-

mend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.* Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwey verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg; denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Innhalt zählt, und die lebendige

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten von meinem Freund Fichte, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist. Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nehmliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektiert er nicht im geringsten mehr, als der mechanische Künstler, aber das Auge, welches die Freyheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält

es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgiebt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen und nicht bloß subjektiv, und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innre Wesen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deßwegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insoferne wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf gestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bey der höchsten Universalisierung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht

ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darnieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegen gesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauschen.

Fünfter Brief.

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtige Ereignisse zeigen? Ich richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläuftigen Gemählde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkühr ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fodert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert sie nicht bloß, jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hofnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwey Aeussersten des menschlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt!

In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelößtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeßeln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden, und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisierten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das edlere in seiner Zerstörung das abscheulichere sey, aber man wird sie auch im moralischen wahr finden. Aus dem NaturSohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ih-

ren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsre Grundsätze von ihr an. Die affektirte Decenz unsrer Sitten verweigert ihr die verzeyhliche erste Stimme, um ihr, in unsrer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoose der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen, nur unsre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß, die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und blosser Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zuviel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemählde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurükkehren können.

Aber bey einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen; besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bey jenem schönen Erwachen der Geistes-kräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrössert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrössert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammen zu lesen. Bey uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äusern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet, und auf der

Waage des Verstandes, vor dem beßten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Weltkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preiß der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniß der Individuen bey allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dieß der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen ertheilten.

Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyte ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfiengen, mit Mistrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort

der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfiengen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser, Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freyheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk ver-

trauen?) sondern wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freye Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maaßstab des Mannes macht, wenn es an dem Einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellarischen Verstand, an einem Dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsterung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläßigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf seyn, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereyen übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniß des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschliessen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?)

seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und so wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Daseyn friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannichfaltigkeit seiner Bürger durch Klaßifizierung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüßig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bey dieser doppelten Gewalt, die von innen und aussen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch

Formeln eingeengt, mußte das freye Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegen stehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach, von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des ZeitCharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht

die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingestehen, daß so wenig es auch den Individuen bey dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stuffe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren; weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben: auch nicht höher steigen; weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isolieren, und einer ausschliessenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äussern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn

den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthiget sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an, und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen zusammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähn, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufnen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Feßeln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen?

Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird solange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche sie trift, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar ausserordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß stünden wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unsrer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßiggange seiner moralischen Gesundheit warten, und den freyen Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß die Aus-

bildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bey uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Siebenter Brief.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgiebt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung solange für unzeitig und jede darauf gegründete Hofnung solange für schimärisch erklären, biß die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerinn zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem ethi-

schen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkühr noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freyheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freyheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkühr nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthümlichkeit auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdessen gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in

dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Nahmen leyhen. Von der Freyheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier von einer pedantischen Curatel' zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherinn aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hofnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preiß gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichtsweniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias, selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz herunter steigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die grosse Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dieß nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleyern wuß-

te, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe bey allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preißgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsre praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freyen Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt

der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süssen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglückliche Menschen unser Mitleiden verdienen, so trift unsre gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Nahmen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insoferne Achtung verdient, als sie auf den Charak-

ter zurückstieſst; sie geht auch gewiſsermaaſsen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muſs geöfnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniſs der Zeit, nicht bloſs weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeyführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröfnen, die sich bey aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öfnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von allem, was positiv ist und was menschliche Conventionen einführten, ist die Kunst, wie die Wissenschaft losgesprochen, und beyde erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkühr der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebieth sperren, aber darinn herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beyde, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmack von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft

streng ihre Grenzen bewachen, und die Kunst in der schweren Fesseln der Regel gehn; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darinn unter, aber mit eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bey Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurük; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem

dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugiessen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die

Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äussern Menschen muß es sich neigen. In der schaamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beyfall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch;

ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müssiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Die Fortsetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von C., eine Wittwe in mittlern Jahren, erwieß sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherley Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte Vielen zu dienen und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in den Stand es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darstellen und wußte auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise, auch mitten unter Bangigkeit und Noth zu unterhalten. Und wirklich stellte sich

bey unsern Flüchtlingen die gute Laune nicht selten ein, denn überraschende Vorfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgespannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bey der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteristisch und auffallend. Das eine ließ sich durch eine falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreissen; das andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und alles, was dieser zu viel jener zu wenig that, jeder Fall wo sich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit sich wechselseitig zu plagen und aufzuziehen, so daß dadurch diese traurige Zustände lustiger wurden, als eine vorsätzliche Lustreise ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Comödie eine Zeitlang ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschickliches vorkommt: so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt das die Menschen aus ihrer Fassung bringt gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umständen begleitet seyn.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrisches Frauenzimmer sehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bey dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sey, in Zerstreuung, ja in einer Art von völligen Abwesenheit die unnützesten Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpacken gebracht,

ja sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber so gut sie konnte, nur wollte sie keinen Scherz der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bey der alliirten Armee, in täglicher Gefahr, zu wissen, und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entschloßner junger Mann, führte alles was die Mutter beschloß mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Vetter Karl fuhr mit einem alten Geistlichen, der, als Hausfreund, schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer älteren und jüngeren Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbchaisen, und einige schwerbepackte Brankards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen, aber Vetter Karl entfernte sich mit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daselbst zurückgelassen hätte, wie man nach seiner Jugend, seiner guten Gestalt und seiner leidenschaftlichen Natur hätte vermuthen sollen, er hatte sich vielmehr von der

blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freyheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, und, so übel sie auch die einen behandelte, von den andern mit grosser Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenschaft verblendet werden, so erging es auch Vetter Karln. Sie wünschen den Besitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältnisse scheinen in Nichts zu verschwinden, indem das gewünschte Gut zu Einem zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Karl überließ sich der Heftigkeit seiner Neigung und verhehlte sie nicht in Gesprächen. Er glaubte um so freyer sich diesen Gesinnungen ergeben zu können, als er selbst ein Edelmann war, und, obgleich der zweyte Sohn, dennoch ein ansehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben diese Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum besten darauf haußte, demohngeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vortheile versprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeusserungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich störte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben noch fähig war, durch ein unmässiges Lob alles dessen, was bey den Neufranken Gutes oder Böses geschah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die Andern um desto

mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm überworfen und ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroneſſe wußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten; Fräulein Luiſe machte ihm am meisten zu schaffen, indem sie, freylich oft ungerechter Weise, seinen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen suchte. Der Hofmeister gab ihm im Stillen recht; der Geistliche im Stillen unrecht und die Kammermädchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freygebigkeit respektabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die grosse Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Ursach man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unpartheylichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baroneſſe die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne wie ungebildet, in jedem Sinne, die Menschen seyen, als in solchen Au-

genblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfassung, sagte sie: scheint wie ein Schiff zu seyn, das eine grosse Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und kranke über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt, nur in dem Augenblicke wenn das Schiff scheitert, sieht man wer schwimmen kann und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde.

Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und alberne Gewohnheiten mit sich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil und der Lust ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versetzen, überall hinbegleitet; der Leichtsinnige freut sich der Flucht wie einer Spatzierfahrt und der Ungenügsame verlangt daß ihm auch noch als Bettler alles zu Diensten stehe. Wie selten daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für andere zu leben, für andere sich aufzuopfern getrieben wird.

Indessen man nun mancherley Bekanntschaften machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbey gegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt, die Franzosen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreyt und Maynz eingeschlossen.

In der Hoffnung auf den weiteren Fortgang der sieg-

reichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rhein's, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeyfliessen sahen, wie freudig nahmen sie wieder von jedem Theile des Hauses Besitz, wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das geringste das sie schon verloren gegeben hatten, wie stiegen ihre Hoffnungen: dereinst auch jenseit des Rheines alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Kaum erscholl in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeyeilten sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederhohlen und sich, in manchen Fällen, Rath und Beystand von ihr zu erbitten.

Umgeben von diesen Besuchen ward sie aufs angenehmste überrascht, als der Geheimerath von S. mit seiner Familie bey ihr ankam. Ein Mann dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkungsweise. Er war genau in Reden und Handeln und forderte das Gleiche von andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkühr

der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer die das Wort Freyheit immer im Munde führten. Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der grosse Haufe sich treu blieb, und Wort für That, Schein für Besitz mit grosser Hestigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, so wie die Folgen jener verbreiteten Gesinnungen und Meynungen blieben seinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er manches mit hypochondrischem Gemüthe betrachtete und mit Leidenschaft beurtheilte.

Seine Gemahlinn, eine Jugendfreundin der Baronesse, fand, nach so viel Trübsalen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachsen, hatten sich mit einander gebildet, sie kannten keine Geheimnisse vor einander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten sie sich sonst, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur diese letzte Zeit her waren sie durch die Unruhen verhindert worden, sich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um so lebhafter drängten sich ihre gegenwärtige Gespräche, um destomehr hatten sie einander zu sagen, indessen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luisen in einer wachsenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider ward der schöne Genuß dieser reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen gestöhrt, den man, je nachdem der Wind sich drehte, aus der Ferne deutli-

cher oder undeutlicher vernahm. Eben so wenig konnte bey den vielen zuströmenden Neuigkeiten des Tages der politische Discurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft stöhrte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meynungen von beyden Seiten sehr lebhaft geäusert wurden. Und wie unmässige Menschen sich deßhalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelseyn bevorsteht; so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Parthey anführte, welche dem alten System zugethan war, und daß Karl für die entgegengesetzte sprach, welche von bevorstehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zustandes hofften.

Im Anfange wurden diese Gespräche noch mit ziemlicher Mässigung geführt, besonders da die Baronesse durch anmuthige Zwischenreden beyde Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoke herannahete, daß die Blokade von Maynz in eine Belagerung übergehen sollte, und man nunmehr für diese schöne Stadt und ihre zurückgelassenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äusserte jedermann seine Meynungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Club-

bisten ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und jeder erwartete ihre Bestrafung oder Befreyung je nachdem er ihre Handlungen entweder schalt oder billigte.

Unter die ersten gehörte der Geheimerath, dessen Argumente Karl'n am verdrießlichsten auffielen, wenn er den Verstand dieser Leute angriff, und sie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer selbst beschuldigte.

Wie verblendet müssen sie seyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Gespräch sehr lebhaft zu werden anfing: wenn sie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Theilnehmung herunter blicken werde. Man wird sie als Werkzeuge betrachten, sie eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigstens vernachlässigen. Wie sehr irren sie sich, wenn sie glauben, daß sie jemals in die Zahl der Franzosen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß ist erscheint nichts lächerlicher als ein kleiner und schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß sein selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses sich jenem gleich zu stellen dünkt, und glaubt ihr denn, daß die grosse Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig seyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maskerade verwünschen,

wenn er, nachdem er seine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt, in dieser neuen Form, von denen, auf die er sein ganzes Vertrauen setzte, niedrig behandelt wird. Ja es ist mir höchst wahrscheinlich, daß man bey der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, sie den unsrigen überliefert oder überläßt. Mögen sie doch alsdenn ihren Lohn dahin nehmen, mögen sie alsdenn die Züchtigung empfinden, die sie verdienen, ich mag sie so unpartheyisch richten als ich kann.

Unpartheyisch! rief Karl mit Heftigkeit aus: wenn ich doch dieß Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freylich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht in der hergebrachten Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen. Freylich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinne gepflegt, vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile eures Staatspallastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freylich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Läßigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit eure Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freylich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt seyn möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens Einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch

in diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gute vorzubereiten das Glück haben, und da man solche darunter zählt, wer wird sie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der sie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben soll.

Der Geheimerath scherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute die einen Gegenstand zu idealisiren geneigt seyen; Karl schonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was dahinein nicht passe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Gespräch immer heftiger und es kam von beyden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweyt hatte. Vergebens suchte die Baronesse, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand zuwege zu bringen; selbst die Geheimeräthin, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrschaft über Karls Gemüth sich erworben hatte, suchte vergebens auf ihn zu wirken, das ihr um so weniger gelang als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken und über die besondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu spielen, das sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Karl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geständniß nicht zurück: daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sklaverey ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sey, sie werde

die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die ihrigen ansehn und behandeln und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es sey lächerlich zu denken, daß die Franzosen nur irgend einen Augenblick, bey einer Capitulation oder sonst für sie sorgen würden, vielmehr würden diese Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen und er hoffe sie alle gehangen zu sehen.

Diese Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Erndte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerath persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, sagte der Geheimerath: mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts was sonst achtungswerth schien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweytenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich sehe wohl, daß von diesem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestätigt, daß es besser sey den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit diesen Worten stand er auf und gieng aus dem Zimmer. Seine Gemahlin folgte ihm. Die Gesellschaft schwieg. Die Baronesse gab mit einigen, aber starken,

Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen. Karl gieng im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baronesse gieng zu ihm ihn zu bereden; indessen weinten die Fräulein und küßten sich und waren äusserst betrübt, daß sie sich so schnell und unerwartet von einander trennen sollten. Die Baronesse kam zurück. Sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zusammen zu tragen was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslösens und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Kästchen und Schachteln verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen und die Thränen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baronesse sah ihm nach; die Thränen standen ihr in den Augen. Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Stickrahmen. Die ganze Gesellschaft war still, ja verlegen, besonders äusserte Karl seine Unruhe, indem er, in einer Ecke sitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach seiner Tante sah. Endlich stand er auf und nahm seinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und sagte mit edler Fassung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verursacht, verzeihen Sie meiner Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baronesse: ich werde keinen Groll auf dich hegen, weil du ein edler guter Mensch bist; aber du kannst nicht wieder gut machen, was du verdorben hast. Ich entbehre durch deine Schuld

in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundinn, die ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder sah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die schon so lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird, und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden, in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erhohlt, muß schon wieder flüchtig werden und die Gesellschaft verliert dabey die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderlich er auch in manchen Stücken seyn mag, doch ein trefflicher rechtschaffner Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen- und Welt-Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns deine Heftigkeit; wodurch kannst du ersetzen, was wir verlieren?

Karl. Schonen Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug, lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen.

Baronesse. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede seyn, es ist nur die Frage, ob du dich überzeugen kannst. Denn nicht das erstemal begehst du diesen Fehler, und es wird das letztemal nicht seyn. O ihr Menschen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammen drängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltsam losdringen? könnt

ihr an euch selbst nicht so arbeiten, und ihr euch mässig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und drein schlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem Fenster, wo er bisher gestanden, auf die Baronesse zu und sagte: er wird sich bessern, dieser Fall soll ihn, soll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen stellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baronesse. Wie leicht doch Männer sich überreden können, besonders in diesem Punkte! Das Wort Herrschaft ist ihnen ein so angenehmes Wort, und es klingt so vornehm sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und mögten uns glauben machen, es sey wirklich auch in der Ausübung Ernst damit, und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen im Stande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wüßte auch keinen, der auch nur der geringsten Entsagung fähig wäre.

Hofmeister. Sie sind selten ungerecht und ich ha-

be Sie noch niemals so von Verdruß und Leidenschaft überwältigt geschen als in diesem Augenblick.

Baroneſſe. Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine Freundinn, in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurück erinnernd, denke, ſo möcht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeiſter. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ein kleines Uebel, das auf die gröſſeren folgt, erfüllt das Maaß, und dann iſt es wohl kein kleines Uebel eine Freundinn zu entbehren.

Hofmeiſter. Beruhigen Sie ſich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns beſſern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baroneſſe. Keinesweges; es ſoll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hauſe.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur, rief Karl: und Sie ſollen ſich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben.

Nun meine Strenge wird ſo arg nicht ſeyn, verſetzte lächelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammen nahm:

ich mag nicht gerne befehlen, besonders so freygesinnten Menschen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeister. Und beydes soll uns ein unverbrüchliches Gesetz seyn.

Baronesse. Es wäre thörigt, wenn ich das Interesse abzulenken gedächte, das jedermann an den grossen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider selbst schon geworden sind. Ich kann die Gesinnungen nicht ändern, die bey einem Jeden nach seiner Denkweise entstehen, sich befestigen, streben und wirken, und es wäre eben so thörigt als grausam zu verlangen, daß er sie nicht mittheilen sollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgesinnte sich im Stillen zu einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige sagt, was der andere schon denkt. Auf euren Zimmern, auf Spatziergängen und wo sich Uebereindenkende treffen, eröffne man seinen Busen nach Lust, man lehne sich auf diese oder jene Meynung, ja man geniesse recht lebhaft der Freude einer leidenschaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Gesellschaft laßt uns nicht vergessen, wieviel wir sonst schon, ehe alle diese Sachen zur Sprache kamen, um gesellig zu seyn, von unsern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder so lange die Welt stehn wird, um gesellig zu seyn, wenigstens äusserlich sich wird beherrschen müssen. Ich fordere euch also nicht im Namen der Tugend, sondern im Namen der gemeinsten Höflichkeit auf: das mir und andern in diesen Augenblicken zu leisten, was ihr von Jugend auf, ich darf fast sagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Strasse begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baroneſſe fort: weiß ich nicht, wie wir geworden ſind? wohin auf einmal jede geſellige Bildung verſchwunden iſt? Wie ſehr hüthete man ſich ſonſt in der Geſellſchaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm ſeyn konnte! Der Proteſtante vermied in Gegenwart des Katholicken irgend eine Zeremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Katholick ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine gröſſere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man enthielt ſich vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwiſcht war. Jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem dieſem? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu ſeyn zurückkehren! Wir haben bisher ſchon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bey Tage und die Flammen bey Nacht den Untergang unſrer Wohnungen und unſrer zurückgelaſſenen Beſitzthümer. Laßt uns auch dieſe Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Geſellſchaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille ſchon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater ſtarb habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen dieſen unerſetzlichen Verluſt bey jeder Gelegenheit erneuert? Habt ihr nicht alles, was ſein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden

und durch eure Liebe, eure stille Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene gesellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlgemeynte aber rohe Hülfe. Jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall diesen oder jenen verletzt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verschlungen wird, sondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit geniessen.

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baroneſſe. Hier ist sie, mit der Bedingung, daß ihr Lust habt euch von ihr leiten zu lassen. Rufen wir eine Amnestie aus! man kann sich jetzt nicht geschwind genug dazu entschliessen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die sich nach dem Abschiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten sich nicht bezwingen Vetter Karl'n freundlich anzusehen.

Kommt her, ihr Kinder, rief die Baroneſſe: wir haben eine ernsthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herstellen, und den guten Ton, den wir eine Zeitlang vermissen, wieder unter uns einführen soll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns an einander zu schliessen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerstreuen.

Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beysammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen? Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du so schöne Kenntnisse hast. Wie lange haben Sie (so redete sie den Hofmeister an) die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen, wo sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Gesellschaft, hervorkamen, wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr, von euren Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigstens, unbekannte Pflanze, ein seltsames Insekt zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den grossen Zusammenhang aller existirenden Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freywillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bey uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu seyn, und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benöthigt seyn, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen sollte. Kinder versprecht mir das.

Sie versprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es ist ein schöner Abend, genieſſe ihn jeder nach seiner Weise und laßt uns beym Nachtessen,

seit langer Zeit zum erstenmal, die Früchte einer freundschaftlichen Unterhaltung genieſſen.

So ging die Gesellschaft auseinander, nur Fräulein Luise blieb bey der Mutter sitzen: sie konnte den Verdruß, ihre Gespielin verloren zu haben, nicht so bald vergessen, und ließ Karl'n, der sie zum Spatziergange einlud, auf eine sehr schnippische Weise abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang still neben einander geblieben, als der Geistliche herein trat, der von einem langen Spatziergange zurückkam, und von dem was in der Gesellschaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangnes Gespräch mit ihrer Mutter fortsetzte, schnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem seyn. Schon wenn wir sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt, denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verläumden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht: von ein paar grossen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald diesen bald jenen zum Jakobiner und Clubbisten zu machen; wenn nun auch diese Quelle verstopft wird; so werden wir manche Personen wohl stumm in unsrer Mitte sehen.

Ist dieser Anfall etwa auf mich gerichtet? mein Fräulein, fing der Alte lächelnd an, nun Sie wissen, daß ich

mich glücklich schätze, manchmal ein Opfer für die übrige Gesellschaft zu werden: denn, gewiß, indem Sie bey jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet; so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherley Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir gnädige Frau, fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte: was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen? und was für Gespräche sind aus unserm Zirkel ausgeschlossen?

Die Baronesse unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich seyn die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und sichrer als andere.

Wir wollen es erleben, sagte Luise.

Dieses Gesetz, fuhr er fort: enthält nichts beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm seyn, indem er dasjenige, was er sonst gleichsam verstohlen trieb, in die Gesellschaft bringen darf. Denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpasser und Verläumder, als die Gesellschaft? Ich habe selten bey einer Lektüre, bey irgend einer Darstellung einer interessanten Materie, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so thätig gesehen, als wenn irgend et-

was Neues und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie sich selbst und fragen Sie viele andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsre Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst an allem was neu ist lebhaften Antheil nehmen, ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der grossen Menschenmasse nichts willkommener seyn, als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit Tück- und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen.

Nun! rief Luise, es scheint Sie wissen Sich zu helfen; sonst ging es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich seyn sollen, versetzte jener; aber so viel muß ich Ihnen sagen, wir andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr in der Welt nichts als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bey jeder öffentlichen Versammlung versagt ist.

Für sich im Stillen mögen Sie wohl allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tags verschlafen haben, fiel Luise ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort: auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andern Menschen ein grosser Faullenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte.

Was ist es für eine Sammlung? fragte die Baronesse.

Gewiß nichts weiter als eine skandaleuse Chronik, setzte Luise hinzu.

Sie irren sich, sagte der Alte.

Wir werden sehen, versetzte Luise.

Laß ihn ausreden, sagte die Baronesse: und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Ursache den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worinn besteht Ihre Sammlung? wird sie zu unsrer Unterhaltung dienlich und schicklich seyn? ist sie schon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben, versetzte der Alte. Ich lebe schon lange in der Welt und habe im-

mer gern auf das acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der grossen Geschichte fühl ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publiko trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, giebt es manche die noch einen reineren, schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit. Manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen, manche die uns die menschliche Natur und ihre innere Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der grossen Menge, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsre Bosheit beschäftigen und die eben so gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin sehr neugierig, sagte die Baronesse, zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind und was sie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, versetzte der Alte: daß von Prozessen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede seyn wird. Diese hgben meistentheils nur ein Interesse für die welche damit geplagt sind.

Luise. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweyet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfters aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luise. So? Also wahrscheinlich eine Sammlung lüsterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir Mama, daß ich diese Bemerkung mache, sie liegt so ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch sagen dürfen.

Der Alte. Sie sollen, hoffe ich, nichts was ich lüstern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luise. Und was nennen Sie denn so?

Der Alte. Ein lüsternes Gespräch, eine lüsterne Erzählung sind mir unerträglich. Denn sie stellen uns etwas Gemeines, etwas das der Rede und Aufmerksamkeit nicht werth ist, als etwas Besonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falsche Begierde, anstatt den Verstand angenehm zu beschäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleyer ansehen, oder wovon man ganz seine Augen wegwenden sollte.

Luise. Ich verstehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geschichten wenigstens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen lassen? Es soll wohl eine Mädchenschule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keines von beyden. Denn erstlich erfahren werden Sie nichts Neues, besonders da ich schon seit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewisse Recensionen in den gelehrten Zeitungen niemals überschlagen.

Luise. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie sind eine Braut und ich entschuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baronesse. Ich sehe wohl wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederhohlen was ich zu Anfange des Gesprächs schon gesagt habe; es scheint aber nicht, daß sie den guten Willen hat aufzumerken.

Luise. Was brauchts da guten Willen und viele Worte, man mag es besehen wie man will, so werden es skandaleuse Geschichten seyn, auf eine oder die andere Weise skandaleus, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederhohlen, mein Fräulein: daß dem wohldenkenden Menschen nur dann etwas skandaleus vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet, und besonders mit seiner Betrachtung gern bey Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet, wo alberne

und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmassung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestöhrt, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am liebsten seine stille Betrachtung und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch bald ein Probstück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben, (und wir haben doch die meiste Zeit in Einem Kreise zugebracht,) vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freylich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freylich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren unsre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen und wenn es uns beliebt das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch

dagegen erlauben in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Eben so werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unsrer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Luise. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das Beste wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam seyn darf. Diese Unterhaltung wird für die versammlete Gesellschaft aufgespart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich. Wenn aber die Gesellschaft, nach einer ernsthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtische umsieht, alsdann werd ich bereit seyn, und wünsche daß das, was ich vorsetze, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baronesse. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luise. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das sollten Sie nicht seyn, Fräulein: denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

IV

Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.

Vergebens erwartet man, durch irgend ein glückliches Ohngefähr die Wahrheit zu finden, wenn man sich nicht von einem lebhaften Interesse begeistert fühlt, mit Verläugnung alles andern ausser ihr, sie zu suchen. Es ist demnach eine wichtige Frage für jeden, der die Würde der Vernunft in sich behaupten will: was habe ich zu thun, um reines Interesse für Wahrheit in mir zu erwecken, oder wenigstens dasselbe zu erhalten, zu erhöhen, und zu beleben?

Wie jedes Interesse überhaupt, so gründet sich auch das Interesse für Wahrheit auf einen ursprünglich in uns liegenden Trieb. Unter unsern reinen Trieben aber ist auch ein Trieb nach Wahrheit. Niemand *will* irren, und jeder Irrende hält seinen Irrthum für Wahrheit. Könnte man ihm auf eine für ihn überzeugende Art darthun, daß er irre, so würde er sogleich den Irrthum aufgeben, und statt desselben die entgegengesetzte Wahrheit ergreifen.

Kommt etwas hinzu, das sich auf diesen Trieb bezieht; entdeckt man in unserm Fall eine Wahrheit als solche, oder erkennt einen Irrthum für einen Irrthum, so entsteht nothwendig ein Gefühl des Beifalls für die erstere, eine Abneigung gegen den letztern; und beides

völlig unabhängig von dem Innhalt und den Folgen jener Wahrheit und dieses Irrthums. Aus wiederhohlten Gefühlen der gleichen Art entsteht ein Interesse für Wahrheit überhaupt. Ein solches Interesse läßt sich daher nicht hervorbringen; es gründet sich der Anlage nach auf das Wesen der Vernunft, und wird seinen Aeusserungen nach, in der Erfahrung durch die Welt auſſer uns ohne unser wissentliches Zuthun geweckt: aber man kann dieses Interesse erhöhen.

Dies geschieht durch Freiheit, wie jede sittliche Handlung. Aber alle Regeln für Anwendung der Freiheit setzen die Anwendung derselben schon voraus; und man kann vernünftiger Weise nur demjenigen zurufen: gebrauche deiner Freiheit, der dieselbe schon gebraucht hat. Dieser erste Akt der Freiheit, dieses Losreissen aus den Ketten der Naturnothwendigkeit geschieht, ohne daß wir selbst wissen, wie. So wenig wir uns des ersten Schritts in das Reich des Bewußtseyns überhaupt bewußt werden, eben so wenig werden wir uns unsers Uebertritts in das Reich der Moralität bewußt. Irgend woher fällt ein Feuer-Funke in unsre Seele, der vielleicht lange in heimlichem Dunkel glüht. Er erhebt sich, er greift umher, er wird zur Flamme, bis er endlich die ganze Seele entzündet.

Jedes praktische Interesse im Menschen erhält und belebt sich selbst; darin besteht sein Wesen. Jede Befriedigung verstärkt es, erneuert es, hebt es mehr hervor im Bewußtseyn. Gefühl des erweiterten Bedürfnisses ist der einzige Genuß für das endliche Wesen. Die Hauptvorschrift zu Erhöhung jedes Interesse im Menschen, mithin

auch des Interesse für Wahrheit heißt demnach: befriedige deinen Trieb! woraus für den gegenwärtigen Fall sich folgende zwei Regeln ergeben: entferne jedes Interesse, das dem reinen Interesse für Wahrheit entgegen ist, und suche jeden Genuß, der das reine Interesse für Wahrheit befördert!

Man nehme keinen Anstoß an der sonst mit Recht verdächtigen Empfehlung des Genusses. Daß durch den Genuß, und allein durch diesen jeder Trieb, der in der vernünftigen Natur des Menschen gegründet ist, ausgebildet werde, ist einmal wahr. Genuß, der sich blos auf Befriedigung der animalischen Sinnlichkeit gründet, verzehrt und vernichtet sich in sich selbst, und von ihm ist hier nicht die Rede. Geistiger Genuß, wie z. B. der ästhetische, erhöht sich durch sich selbst. Es ist demnach eben so wahr, daß die oben aufgestellte Regel die einzige ist, die zur Erhöhung irgend eines geistigen Interesse gegeben werden kann. Die Beantwortung einer ganz andern Frage: ob nemlich irgend ein geistiger Genuß ganz unbedingt zu empfehlen sey? hängt ab von der Beantwortung einer höhern Frage: ob der Trieb, auf den jener Genuß sich bezieht, ins unbedingte zu erhöhen? und diese von der noch höhern: ob dieser Trieb irgend einem andern unterzuordnen sey? So ist der ästhetische Trieb im Menschen allerdings dem Triebe nach Wahrheit, und dem höchsten aller Triebe, dem nach sittlicher Güte, unterzuordnen. Ob der Trieb nach Wahrheit mit einem höhern Triebe in Streit kommen könne, wird sich aus unserer Untersuchung von selbst ergeben. — Irgend einen Ausdruck aber zu vermeiden, weil er gemißbraucht worden, glaube ich wenigstens hier nicht nöthig zu haben.

Unser Interesse für Wahrheit soll rein seyn; die Wahrheit, blos weil sie Wahrheit ist, soll der letzte Endzweck alles unsers Lernens, Denkens und Forschens seyn.

Die Wahrheit an sich aber ist blos formal. Uebereinstimmung und Zusammenhang in allem, was wir annehmen, ist Wahrheit, so wie Widerspruch in unserm Denken Irrthum und Lüge ist. Alles im Menschen, mithin auch seine Wahrheit steht unter diesem höchsten Gesetze: sey stets einig mit dir selbst! Heißt jenes Gesetz in der Anwendung auf unsre Handlungen überhaupt: Handle so, daß die Art deines Handelns, deinem besten Wissen nach, ewiges Gesetz für alles dein Handeln seyn könne; so heißt dasselbe, wenn es insbesondere auf unser Urtheilen angewendet wird: urtheile so, daß du die Art deines jetzigen Urtheilens als ewiges Gesetz für dein gesammtes Urtheilen denken könnest. Wie du vernünftiger Weise in allen Fällen kannst urtheilen wollen, so urtheile in diesem bestimmten Falle. Mache nie eine Ausnahme in deiner Folgerungsart. Alle Ausnahmen sind sicherlich Sophistereien. — Darin unterscheidet sich der Wahrheitsfreund vom Sophisten: Beider Behauptungen an sich betrachtet kann vielleicht der erstere irren, und der letztere recht haben; und demnach ist der erstere ein Wahrheitsfreund, auch wenn er irrt, und der letztere ein Sophist, auch da, wo er die Wahrheit sagt, weil sie etwa zu seinem Zwecke dient. Aber in den Aeusserungen des Wahrheitsfreundes ist nichts widersprechendes, er geht seinen geraden Gang fort, ohne sich weder rechts noch links zu wenden; der Sophist ändert stets seinen Weg, und beschreibt seine krumme Schlangenlinie, so wie der Punct sich verrückt, bei welchem er gern ankommen möchte. Der

erstere hat gar keinen Punct im Gesichte, sondern zieht seine gerade Linie, welcher Punct auch immer hineinfallen möge.

Diesem Interesse für Wahrheit um ihrer blossen Form willen, ist gerade entgegengesetzt alles Interesse für den bestimmten Innhalt der Sätze. Einem solchen materiellen Interesse ist es nicht darum zu thun, wie etwas gefunden sey, sondern nur was gefunden sey.

Wir haben etwa einen Satz schon ehemals behauptet, vielleicht Beifall damit gefunden, und Ehre eingeärndtet, und meynten es damals aufrichtig. Damals war unsere Behauptung zwar nicht allgemeine Wahrheit, die sich auf das Wesen der Vernunft, aber doch Wahrheit für uns, die sich auf unsre damalige individuelle Denk- und Empfindungsart gründete. Wir irrten, aber wir täuschten nicht, weder uns noch andere. Seitdem haben wir entweder selbst weiter geforscht, wir haben unsere individuelle Denkart dem Ideale der allgemeinen und nothwendigen Denkart mehr genähert, oder auch andere haben uns unsern Irrthum gezeigt. Derselbe materielle Satz, der ehemals formale Wahrheit für uns war, ist uns jetzt, aus dem nemlichen Grunde, aus dem er dieses war, formaler Irrthum; und sind wir uns selbst treu, so werden wir ihn sogleich aufgeben. Aber dann müßten wir erkennen, daß wir geirrt haben; vielleicht, daß ein anderer weiter gesehen habe, als wir. Ist unser Interesse für Wahrheit nicht rein, und nicht stark genug, so werden wir gegen die auf uns eindringende Ueberzeugung uns vertheidigen, so lange wir können; und nun ist es uns nicht mehr um die Form zu

thun, sondern um die Materie des Satzes; wir vertheidigen denselben, weil er der unsrige ist, und weil ein eitler Ruhm uns mehr gilt, denn Wahrheit.

Eine Meinung schmeichelt unserm Stolze, unsern Anmaassungen, unsrer Unterdrückungssucht. Man erschüttert sie mit den stärksten Gründen, gegen die wir nichts aufbringen können. Werden wir uns überzeugen lassen? Aber wir müßten dann entweder unsre ungerechten Ansprüche aufgeben, oder uns für wohlbedächtige und überlegte Ungerechte anerkennen. Es ist zu erwarten, daß wir gegen die Ueberzeugung uns verwahren werden, so lange wir können, und daß wir in allen Schlupfwinkeln unsers Herzens nach Ausflüchten suchen werden, um ihr auszuweichen.

Ein zweites Hinderniß des reinen Interesse für Wahrheit ist die Trägheit des Geistes, die Scheu vor der Mühe des Nachdenkens. Der Mensch ist von Natur ein vorstellendes Wesen, aber er ist durch sie auch nichts weiter. Die Natur bestimmt die Reihe seiner Vorstellungen, wie sie die Verkettung seiner körperlichen Theile bestimmt. Sein Geist ist eine Maschine, wie sein Körper; nur eine Maschine anderer Art, eine vorstellende Maschine, bestimmt durch die Einwirkung von aussen, und durch seine nothwendigen Naturgesetze von innen. Man kann viel wissen, viel studieren, viel lesen, viel hören, und ist doch nichts weiter. Man läßt durch Schriftsteller oder Redner sich bearbeiten, und sieht in behaglicher Ruhe zu, wie eine Vorstellung in uns mit der andern abwechselt. So wie die Weichlinge des Orients in ihren Bädern durch besondere Künstler ihre Gelenke durchkneten lassen, so

lassen diese durch Künstler andrer Art ihren Geist durchkneten, und ihr Genuß ist um weniges edler, als der Genuß jener.

Diesem blinden Hange thätig widerstreben, eingreifen in den Mechanism der Ideenfolge, und ihr gebieten, ihr mit Freiheit eine Richtung geben auf ein bestimmtes Ziel, und von dieser Richtung nicht abweichen, bis das Ziel erreicht ist: das ist der rohen Natur zuwider, und kostet Anstrengung, und Verläugnung.

Jenes unthätige Hingeben ist dem Interesse für Wahrheit geradezu entgegen. Es wird dabei gar nicht auf Wahrheit oder Nichtwahrheit, sondern lediglich auf die Ergötzung geachtet, die jener Wechsel der Vorstellungen uns gewährt. Wir kommen dadurch auch nicht zur Wahrheit; denn Wahrheit ist Einheit, und diese muß thätig und mit Freiheit hervorgebracht werden, durch Anstrengung und eigne Kraftanwendung. Gesetzt, man käme durch ein glückliches Ohngefähr auf diesem Wege wirklich zu Vorstellungen, die an sich wahr wären, so wären sie es doch nicht für uns, denn wir hätten von der Wahrheit derselben uns nicht durch eignes Nachdenken überzeugt.

Beide Unarten vereinigen sich in denjenigen, welche alle Untersuchung fliehen, aus Furcht, dadurch in ihrer Ruhe, und in ihrem Glauben gestört zu werden. Was kann eines vernünftigen Wesens unwürdiger seyn, als eine solche Ausrede? Entweder ist ihre Ruhe, ihr Glaube gegründet; und was fürchten sie dann die Untersuchung? Die Güte ihrer Sache muß ja nothwendig durch die hellste Beleuchtung gewinnen. — Aber sie fürchten vielleicht

blos unsre Trugschlüsse, unsre Ueberredungskünste? Wenn sie unsre Folgerungen nicht gehört haben, noch hören wollen, woher mögen sie doch wissen, daß es Trugschlüsse sind? Und setzen sie denn in ihren Verstand nicht das Vertrauen, daß er allen falschen Schein, der sich gegen ihre Ueberzeugung auflehnt, zerstreuen werde, da sie ihm doch das ungleich grössere zutrauen, daß er die einzig mögliche reine Wahrheit ohne sonderliches Nachdenken aufgefunden habe? — Oder ihre Ruhe, ihr Glaube ist grundlos, und also ist es ihnen überhaupt nicht darum zu thun ob er gegründet sey oder nicht, wenn sie nur nicht in ihrer süssen Behaglichkeit gestört werden. Es liegt ihnen gar nicht an der Wahrheit, sondern blos an der Vergünstigung, dasjenige für wahr zu halten, was sie bisher dafür gehalten haben, sey es um der Gewohnheit willen, sey es, weil der Innhalt desselben ihrer Trägheit und Verdorbenheit schmeichelt. Sie erhalten etwa dadurch die Hoffnung, ohne alles ihr Zuthun tugendhaft, und glückselig, oder wohl gar ohne Tugend glückselig zu werden, recht viel zu geniessen, ohne etwas zu thun; andere für sich arbeiten zu lassen, wo sie Lust haben, träge und verdorben zu seyn.

Alles Interesse von der angezeigten Art ist unächt, und in Ausrottung desselben besteht der erste Schritt zu Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit. Der zweyte ist: man überlasse sich jedem Genusse, den das reine Interesse für Wahrheit gewährt. Die Wahrheit an sich selbst, wiefern sie bloß in der Harmonie alles unsers Denkens besteht, gewährt Genuß, und einen reinen, edlen, hohen Genuß.

Das ist eine gemeine Seele, der es gleichgültig ist,

ob sie, so geringfügig der Gegenstand auch seyn möge, irre, oder im Besitz der Wahrheit sey. Es ist nemlich hierbei gar nicht um den Inhalt, und um die Folgen eines Satzes zu thun, sondern lediglich um Einheit und Uebereinstimmung in dem gesammten System des menschlichen Geistes. Aber der Mensch *soll* einig mit sich selbst seyn; er *soll* ein eignes, für sich bestehendes Ganzes bilden. Nur unter dieser Bedingung ist er ein Mensch. Mithin ist das Bewußtseyn der völligen Uebereinstimmung mit uns selbst in unserm Denken, oder doch des redlichen Strebens nach einer solchen Uebereinstimmung unmittelbares Bewußtseyn unsrer behaupteten Menschenwürde, und gewährt einen moralischen Genuß.

Man bezeugt es sich durch jenes Streben, und durch die vermittelst desselben hervorgebrachte Harmonie, daß man ein selbstständiges, von allem was nicht unser Selbst ist, unabhängiges Wesen bilde. Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich bin, was ich bin, weil ich es habe seyn wollen. Ich hätte mich können forttreiben lassen durch die Räder der Nothwendigkeit; ich hätte meine Ueberzeugungen können bestimmen lassen durch die Eindrücke, die ich von der Natur überhaupt erhielt, durch den Hang meiner Leidenschaften, und Neigungen, durch die Meinungen, die mir meine Zeitgenossen beibringen wollten: aber ich habe nicht gewollt. Ich habe mich losgerissen, ich habe durch eigne Thätigkeit nach einer durch mich selbst bestimmten Richtung hin untersucht; ich stehe jetzt auf diesem bestimmten Punkte, und ich bin durch mich selbst, durch eignen Entschluß, und eigne Kraft darauf gekommen. — Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich werde immer seyn, was ich jetzt bin, weil ich es

immer wollen werde. Der Inhalt meiner Ueberzeugungen zwar wird durch fortgesetztes Nachforschen sich ändern, aber um ihn ist es mir auch nicht zu thun. Die Form derselben wird sich nie ändern. Ich werde nie der Sinnlichkeit, noch irgend einem Dinge, das ausser mir ist, Einfluß auf die Bildung meiner Denkart verstatten; ich werde, so weit mein Gesichtskreis sich erstreckt, immer einig mit mir selbst seyn, weil ich es immer wollen werde.

Diese strenge und scharfe Unterscheidung unsers reinen Selbst von allem, was nicht wir Selbst sind, ist der wahre Charakter der Menschheit: die Stärke und der Umfang dieses Selbstgefühls bestimmt den Grad unsrer Humanität; dieser unsre ganze Würde, und unsre ganze Glückseligkeit.

Mit dieser sichern Ueberzeugung, stets einig mit sich selbst zu seyn, geht der entschiedne Freund der Wahrheit auf dem Wege der Untersuchung ruhig fort; er geht muthig allem entgegen, was ihm auf demselben aufstossen möchte. Es ist für denjenigen, der mit sich selbst noch nicht recht Eins geworden ist, was er denn eigentlich suche, und wolle, äusserst beängstigend, wenn er auf seinem Wege auf Sätze stößt, die allen seinen bisherigen Meynungen, und den Meynungen seiner Zeitgenossen, und der Vorwelt widersprechen; und gewiß ist diese Aengstlichkeit eine der Haupturſachen, warum die Menschheit auf dem Wege zur Wahrheit so langsame Fortschritte gemacht hat. Von ihr ist derjenige, der die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, völlig frei. Er blickt jeder noch so befremdenden Folgerung kühn in das Gesicht. Ob sie

ein befremdendes, oder bekanntes Aussehen habe, ob sie seiner und aller bisherigen Meynung widerspreche, oder nicht, darnach war nicht die Frage. Die Frage war: ob sie, seinem besten Wissen nach, mit den Gesetzen des Denkens übereinstimme, oder nicht, und das wird er untersuchen. Wird sich finden, daß sie damit übereinstimme, so wird er sie als heilige ehrwürdige Wahrheit aufnehmen; wird sie nicht damit übereinstimmen, so wird er sie als Irrthum verwerfen, nicht weil sie der gemeinen Meynung, sondern weil sie, seinem besten Wissen nach, den Gesetzen des Denkens widerspricht. Bis dahin ist er völlig gleichgültig gegen sie; über ihren Inhalt hat er die Frage nicht erhoben; derselbe ist ihm bekannt; ihre Form hat er noch zu untersuchen.

Mit dieser kalten Ruhe und festen Entschlossenheit blickt er hinein in das Gewühl der menschlichen Meynungen überhaupt und seiner eignen Einfälle und Zweifel. Es wirbelt und stürmt um ihn herum, aber nicht in ihm; Er selbst sieht aus seiner unerreichbaren Burg ruhig dem Sturme zu. Er wird ihm zu seiner Zeit gebieten, und eine Welle nach der andern wird sich legen. — Er will nur Harmonie mit sich selbst, und er bringt sie hervor, so weit er bis jetzt gekommen ist. Dort ist noch Verwirrung in seinen Meynungen; das ist nicht seine Schuld, denn bis dahin hat er noch nicht kommen können. Er wird auch dahin kommen, und dann wird jene Unordnung in die schönste Ordnung sich auflösen.

Was wäre denn wohl endlich das härteste, was ihm begegnen könnte? Gesetzt er fände, entweder weil die Schranken der endlichen Vernunft überhaupt, welches

unmöglich ist, oder weil die Schranken seines Individuums solches mit sich bringen, als letztes Resultat seines Strebens nach Wahrheit, daß es überhaupt gar keine Wahrheit und keine Gewißheit gebe. Er würde auch diesem Schicksale, dem härtesten, das ihn treffen könnte, sich unterwerfen; denn er ist zwar unglücklich, aber schuldlos; er ist seines redlichen Forschens sich bewußt, und das ist statt alles Glücks, dessen er nun noch theilhaftig werden kann.

Eben so ruhig — wenn dieser Umstand der Erwähnung werth ist — bleibt der entschiedne Freund der Wahrheit darüber, was andre zunächst zu seinen Ueberzeugungen sagen werden, wenn er in der Lage seyn sollte, sie mittheilen zu müssen; und der Gelehrte ist immer in dieser Lage, da er nicht blos für sich selbst, sondern zugleich für andre forscht. Die Frage ist ja gar nicht, ob wir mit andern, sondern ob wir mit uns selbst übereinstimmend denken. Ist das leztere, so können wir des erstern ohne unser Zuthun, und ohne erst die Stimmen zu sammeln, bey allen denen gewiß seyn, die mit sich selbst in Uebereinstimmung stehen; denn das Wesen der Vernunft ist in allen vernünftigen Wesen Eins, und eben dasselbe. Wie andre denken, wissen wir nicht, und wir können davon nicht ausgehen. Wie wir denken sollen, wenn wir vernünftig denken wollen, können wir finden; und so, wie wir denken sollen, sollen alle vernünftige Wesen denken. Alle Untersuchung muß von innen heraus, nicht von aussen herein, geschehen. Ich soll nicht denken, wie andre denken; sondern wie ich denken soll, so, soll ich annehmen, denken auch andre. — Mit denen übereinzustimmend zu seyn, die es mit sich selbst nicht

sind, wäre das wohl ein würdiges Ziel für ein vernünftiges Wesen?

Das Gefühl der für formale Wahrheit angewendeten Kraft gewährt einen reinen, edlen, dauernden Genuß.

Einen solchen Genuß kann uns überhaupt nur dasjenige gewähren, was unser eigen ist, und was wir durch würdigen Gebrauch unsrer Freiheit uns selbst erworben haben. Was uns hingegen ohne unser Zuthun von aussen gegeben worden ist, gewährt keinen reinen Selbstgenuß. Es ist nicht unser, und es kann uns eben so wieder genommen werden, wie es uns gegeben wurde; wir geniessen an demselben nicht uns selbst, nicht unser eignes Verdienst, und unsern eignen Werth. So verhält es sich insbesondre auch mit Geisteskraft. Das, was man guten Kopf, angebohrnes Talent, glückliche Naturanlage nennt, ist gar kein Gegenstand eines vernünftigen Selbstgenusses, denn es ist dabei gar kein eignes Verdienst. Wenn ich eine reizbarere, thätigere Organisation erhielt, wenn dieselbe gleich bei meinem Eintritte ins Leben stärker, und zweckmässiger afficirt wurde, was habe ich dazu beigetragen? Habe ich jene Organisation entworfen, unter mehrern sie ausgewählt, und mir zugeeignet? Habe ich jene Eindrücke, die mich bei meinem Eintritte ins Leben empfingen, berechnet, und geleitet?

Meine Kraft ist mein, lediglich in wiefern ich sie durch Freiheit hervorgebracht habe: ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung; und in dieser besteht denn auch die wahre Geisteskraft. Blinde Kraft ist keine Kraft, vielmehr Ohnmacht. Die Richtung aber

gebe ich ihr durch Freiheit; deren Regel ist, stets übereinstimmend mit sich selbst zu wirken; vorher war sie eine fremde Kraft, Kraft der Willenlosen, und Zwecklosen Natur in mir.

Diese Geisteskraft wird durch den Gebrauch verstärkt, und erhöht; und diese Erhöhung giebt Genuß, denn sie ist Verdienst. Sie gewährt das erhebende Bewußtseyn: ich war Maschine, und konnte Maschine bleiben; durch eigne Kraft, aus eignem Antriebe habe ich mich zum selbstständigen Wesen gemacht. Daß ich jetzt mit Leichtigkeit, frei, nach meinem eignen Zwecke fortschreite, verdanke ich mir selbst; daß ich fest, frei und kühn an jede Untersuchung mich wagen darf, verdanke ich mir selbst. Dieses Zutrauen auf mich, diesen Muth, mit welchem ich unternehme, was ich zu unternehmen habe, diese Hoffnung des Erfolgs, mit der ich an die Arbeit gehe, verdanke ich mir selbst.

Durch diese Geisteskraft wird zugleich das moralische Vermögen gestärkt, und sie ist selbst moralisch. Beyde hängen innig zusammen, und wirken gegenseitig ein auf einander. Wahrheitsliebe bereitet vor zur moralischen Güte, und ist selbst schon an sich eine Art derselben. Dadurch, daß man alle seine Neigungen, Lieblingsmeinungen, Rücksichten, alles, was ausser uns ist, den Gesetzen des Denkens frei unterwirft, wird man gewöhnt vor der Idee des Gesetzes überhaupt sich niederzubeugen und zu verstummen; und diese freie Unterwerfung ist selbst eine moralische Handlung. Herrschende Sinnlichkeit schwächt in gleichem Grade das Interesse für Wahrheit, wie für Sittlichkeit. Durch den Sieg, den das

erstere über dieselbe erkämpft, wird zugleich für die Tugend ein Sieg erfochten. Freiheit des Geistes in Einer Rücksicht entfesselt in allen übrigen. Wer alles, was ausser ihm liegt, in der Erforschung der Wahrheit verachtet, der wird es auch in allem seinem Handeln überhaupt verachten lernen. Entschlossenheit im Denken führt nothwendig zur moralischen Güte und zur moralischen Stärke.

Ich setze kein Wort hinzu, um die Würde dieser Denkart fühlbar zu machen. Wer ihrer fähig ist, der fühlt sie durch die blosse Beschreibung; wer sie nicht fühlt, dem wird sie ewig unbekannt bleiben.

Ankündigung.

Es gehört unstreitig mit unter die auffallendsten Phänomene, daß, während unsre Litteratur so reich an Journalen von entschiedenem Werthe ist, unsre Politik deren so wenige aufzuweisen hat, und daß meist auch diese wenigen durch ihre einseitige und beschränkte Ansicht und Darstellung der Weltbegebenheiten und ihren platten Zeitungs-Ton so tief unter der dermaligen Höhe unsrer statswissenschaftlichen Cultur, und so sehr ausser Verhältniß mit einem Zeitalter sind, worinn die wichtigsten Ereignisse sich mit Ungestümm drängen.

Ich glaube daher kein ganz unnöthiges oder verdienstloses Unternehmen zu wagen, wenn ich mit dem Anfang des nächstkünftigen Jahres, im Verlage der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen, unter dem Titel:

Europäische Annalen

ein politisches Journal herausgeben werde, wovon am Schlusse eines jeden Monats ein Heft von 6 bis 7 Bogen, in median Octav, in einem saubern Umschlage brochirt, erscheinen soll.

Der Gehalt dieses Journals wird dessen Erscheinung am besten rechtfertigen. Indeß verbürge ich den Lesern hier vorläufig eine vollständige, unpartheyische, bescheidenfreimüthige Darstellung aller wichtigen Begebenheiten in allen Staaten Europens: ich verbürge ihnen — ja! nicht untereinander geworfne Bruchstücke von Briefen, oder Rhapsodie von blosen Zeitungs-Artikeln, noch viel minder jene schaalen Kannegiesereien, die dem Unterrichteten Ekel erregen, und den Ununterrichteten nur noch mehr verwirren; sondern — ein treues historisches Gemählde von Europa, so wie jedesmal dessen neueste Gestalt ist; eine fortlaufende Geschichte aller der verschiedenen Länder dieses Welttheils. Eine Hauptrükksicht wird auch mit auf diejenigen politischen Schriften, die entweder durch innern Werth klassisch oder als Gelegenheits-Schriften merkwürdig sind, so wie auf die Geschichte des Handels, der Erfindungen ꝛc. genommen werden.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß, so lange der jetzige Krieg, unter allen, die je geführt wurden, der wichtigste, noch fortdauert, der Erzählung von dessen Gange und den Wendungen, die er auf dem Schlachtfeld oder in den Kabinetten nimmt, die der Wichtigkeit dieses Gegenstandes angemessene vorzügliche Genauigkeit und Ausführlichkeit geweyhet werden wird.

Alles Bisherige ist in meinem besondern Namen gesagt. Ich darf aber auch noch dem Publikum die angenehme Hoffnung machen, daß einige unsrer vorzüglichsten Geschichtschreiber wohl bald die Ausführung des obigen Unternehmens mit mir theilen werden.

D. Posselt.

Herr D. Posselts schriftstellerische Talente sind durch sein: Leben Gustav III, Krieg der Franken ꝛc. so vortheilhaft bekannt, und das Bedürfniß nach einer Zeitschrift von diesem Gegenstand — von einem solchen Schriftsteller ausgeführt — so groß, daß wir obiger Ankündigung nichts beizufügen haben, als die Versicherung, daß wir für die möglichste typographische Schönheit dieser Monatsschrift, so wie für die schleunigste Versendung derselbigen besorgt seyn werden, und daß der ganze Jahrgang in den Reichslanden und so weit die Fürstl. Taxischen Posten reichen, franko für 6 fl. 30 kr. rheinisch, in Sachsen aber und entferntern Gegenden für 4 Rthl. sächsisch franko in allen Buchhandlungen und Postämtern zu haben seyn wird. Die Hauptspedition für diese haben die löbl. Ober-Post-Aemter Stuttgardt und Cantstadt übernommen.

Wer die Gefälligkeit für uns haben will, Bestellungen darauf anzunehmen, darf der billigsten Bedingungen versichert seyn.

Tübingen, im Nov. 1794.

J. G. Cottaische Buchhandlung

Die Horen

Jahrgang 1795

Zweytes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des zweyten Stücks.

I Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. Seite 1

II Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst. — 29

III Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Fortsetzung. — 51

IV Epistel. — 95

V Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. — 99

Die Horen.

Erster Jahrgang. Zweytes Stück.

I

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Fortsetzung.

Abends nach Tische als die Baronesse zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beysammen, und sprachen über mancherley Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die sich verbreiteten. Man war dabey, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, im Zweifel was man glauben und was man verwerfen sollte.

Der alte Hausfreund sagte darauf: ich finde am bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr seyn lassen, was wahr seyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfahre, und durch einige Wendung des Gesprächs kam man auf die entschiedene Neigung unsrer Natur das Wunderbare zu glauben; man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Louise: Sie wären recht artig

und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beysammen sind, eine solche Geschichte vortrügen, wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar seyn.

Ohne sich lange bitten zu lassen, fing der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine Geschichte, die großes Aufsehen erregte, und worüber die Urtheile sehr verschieden waren. Die einen behaupteten, sie sey völlig ersonnen, die andern, sie sey wahr, aber es stecke ein Betrug dahinter. Diese Parthey war wieder unter einander selbst uneinig; sie stritten wer dabey betrogen haben könnte; andere dagegen behaupteten: es sey keineswegs ausgemacht, daß geistige Naturen nicht sollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit ausschließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geschichte selbst.

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitanischen Publikums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reitzt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verständig wußte sie die Freuden zu genießen, die beyde gewähren, ohne daß sie dabey aus der Fassung kam, die ihr in ihrer Lage so nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten sich zu ihr, nur wenige nahm sie auf, und

wenn sie bey der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bey allen kleinen Abentheuern einen festen, sichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in nahem Verhältnisse stand.

Verschiedne Jahre waren hingegangen, sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverläßige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe alles ist, gerade da, wo sie eines Beystandes am nöthigsten bedürfte, bey Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bey augenblicklichen Entschließungen meistentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmste zu rathen, und sie zu den gefährlichsten Schritten zu verleiten sich gedrungen fühlt.

Bey ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistentheils unbeschäftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben und kaum hatte sie dieses Bedürfniß gefühlt, so fand sich unter denen, die sich ihr zu nähern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit, einiger wichtigen Geschäfte seines Hauses wegen, in Neapel aufhielt. Bey einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfältigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse wa-

ren ausgebreitet, sein Geist wie sein Körper vollkommen ausgebildet; sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie einer, der sich keinen Augenblick vergißt, sich doch immer in andern zu vergessen scheint. Der Handelsgeist seiner Geburtsstadt ruhete auf ihm; er sah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste; sein Haus hatte sich in einige höchst gefährliche Spekulationen eingelassen, und war in gefährliche Prozesse verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen äußern Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand, und der unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.

Er hatte sie nur bisher an öffentlichen Orten und bey Gelegenheit gesehen, sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie versäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bey seinen mancherley Verhältnissen den besten Rath geben, und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen seine Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegen-

wart manches entwickelte, was sonst bey ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Rathgeberin zu seyn, und eine wechselseitige auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfniß gegründete Freundschaft hatte sich in kurzem zwischen ihnen befestigt.

Nur leider überlegt man bey Bedingungen die man eingeht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen nur Freund zu seyn, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er sich nicht läugnen, daß ihm die von ihr begünstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Besonders fiel es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihn seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines solchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien, und doch noch vielleicht selbigen Abend, gleichsam zum Spott des werthgeschäzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weise geschah es bald, daß das Herz der Schönen frey wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Widerwillen gab sie seinen Wünschen Gehör; ich fürchte, sagte sie, daß ich über dieser Nachgiebigkeit das Schätzbarste auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweissagt; denn kaum hatte er eine Zeitlang in seiner doppelten Eigenschaft bey ihr gegolten, so fingen seine Launen an beschwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verständi-

ger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. Dieß aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden, und hatte nicht Lust irgend jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freyheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein: seine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabey den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Prozesse, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo und während seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück, und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Markese von S. der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bey ihr aus und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Casse

nicht zum besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freyheit einzuschränken hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren, und wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen, und die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, gab ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe als ihres Mitleids zu seyn und er hofte nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irr'te er sich! In der Maße wie seine Gesundheit wieder kam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bey ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf andere und wußte sich in allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entschädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten

Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß sie sich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabschieden, das Theater verlassen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben sollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit seine Forderungen zu bewilligen, erst auf eine scherzhafte, dann auf eine ernsthafte Weise und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet sey, zu gestehen. Er verließ sie um sie nicht wieder zu sehen.

Er lebte noch einige Jahre in einem sehr eingeschränkten Kreise, oder vielmehr blos in der Gesellschaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hause wohnte, und sich von wenigen Renten erhielt. In dieser Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein seine Gesundheit war untergraben und das Glück seines Lebens war verloren. Bey einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine schwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm sein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünschte er seine schöne Freundin noch Einmal zu sehen. Er schickte seinen Bedienten zu ihr, der sonst in glücklichern Zeiten manche günstige Antwort gebracht hatte. Er ließ sie bitten, sie schlug es ab. Er schickte zum zweytenmal und ließ sie beschwören; sie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war schon tief in der Nacht, sendete er zum drittenmal; sie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Markese und einigen andern Freunden bey ihr zum Abendessen. Ich rieth ihr und bat sie dem Freunde den letzten Liebesdienst zu erzeigen; sie schien unentschlossen, aber nach einigem Nachdenken nahm sie sich zusammen. Sie

schickte den Bedienten mit einer abschläglichen Antwort weg und er kam nicht wieder.

Wir saßen nach Tische in einem vertrauten Gespräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als sich auf einmal, mitten unter uns, eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zusammen, sahen einander an und sahen uns um, was aus diesem Abentheuer werden sollte. Die Stimme schien an den Wänden zu verklingen, wie sie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Markese stand auf und sprang ans Fenster, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erst langsam zu sich selbst. Der eifersüchtige und heftige Italiener sah kaum ihre wieder aufgeschlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, sagte er, so lassen Sie doch solche weniger auffallend und heftig seyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geistes, daß, da sie jedermann und zu jeder Zeit bey sich zu sehen das Recht habe, sie wohl schwerlich solche traurige und schreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich schreckhaftes. Seine langen nachdrönenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entstellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bey ihr bleiben. Es ließ sich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieselbe Gesellschaft, nicht so heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieselbige Zeit derselbe gewaltsame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indessen über die Art des Schreyes und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und unsre Vermuthungen erschöpft. Was soll ich weitläuftig seyn? So oft sie zu Hause aß, ließ er sich um dieselbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal stärker, manchmal schwächer. Ganz Neapel sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Theil daran, ja die Polizey ward aufgerufen. Man stellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gasse schien der Klang aus der freyen Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn auf das deutlichste. So oft sie auswärts aß, vernahm man nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hause blieb sie nicht ganz von diesem bösen Begleiter verschont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die ersten Häuser geöffnet. Sie war als eine gute Gesellschafterin überall willkommen und sie hatte sich, um dem bösen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu seyn.

Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beyden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phäno-

menon reden hören und zweifelte, als ein muntrer Knabe, an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. Ich wünschte doch auch, sagte er, die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören: rufen Sie ihn doch auf, wir sind ja zu Zweyen, und werden uns nicht fürchten. Leichtsinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was sie vermochte, genug sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblicke entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, läßt sich dreymal schnell hinter einander gewaltsam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin fand man beyde ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich, und vernahm was ihnen begegnet sey.

Die Schöne brauchte einige Zeit sich zu erhohlen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstatten, ja sie hofte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreyt zu seyn. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm sie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirthshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andre Bette stei-

gen, als diese scherzend zu ihr sagte: wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich, sollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle sey im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letztemal daß sich der Ton hören ließ, nur hatte der ungebetene Gast noch eine andere lästigere Weise seine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder stark geladenen Pistole, zum Fenster herein fiel. Alle hörten den Knall, alle sahen das Feuer, aber bey näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Demohngeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben stehe. Man eilt nach der Polizey, man untersucht die benachbarten Häuser und da man nichts verdächtiges findet, stellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchsucht genau das Haus worinn sie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle diese Vorsicht war vergebens. Drey Monate hinter einander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe Fensterscheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der

italienischen Uhr gezählt wird und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoke macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige, und man rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal ohne die Gesellschaft zu erschrecken, oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem sehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Markese auf den Balkon. Kaum standen sie einige Minuten draussen, als der Schuß zwischen ihnen beyden durchfiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erhohlt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherley scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreyt zu seyn, als auf einem Wege, den sie Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abentheuer sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaia, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bey ihr saß, fragte: ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist? Es ist eins von diesen beyden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus

einem dieser beyden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu seyn und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hub man die beyden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf acht. Ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorigemal, Posten aus. Sie hörten den Schall, sahen aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlohr sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das Sanfteste zu verklingen. Es war als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sey. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die

Gesellschaft an ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äussern, ob sie wahr sey, ob sie auch wahr seyn könne?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr seyn, wenn sie interessant seyn solle: denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst. Jemand bemerkte darauf: es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

Auch dieses ist geschehen, versetzte der Alte: ich war selbst neugierig genug gleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft gegen das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe.

Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung nur noch eine zärtliche Aeusserung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sey ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweiflend habe er ausgerufen: nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tod soll sie keine Ruhe vor mir ha-

den. Mit dieser Heftigkeit verschied er und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseit des Grabes Wort halten könne.

Die Gesellschaft fing aufs neue an über die Geschichte zu meynen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äussern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurück gerufen und meine Combinationen besser geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sey, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bey einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu seyn. Sie war wohlgebildet und es fanden sich einige Freyer um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfts halber herumging, unter ihr,

hier und da, pochen hörte. Anfangs schien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beynahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig und besonders waren sie sehr stark wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter ihr die Dielen aufreissen. Es fand sich nichts, ausser daß bey dieser Gelegenheit ein paar grosse Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lerm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hetzpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzigmal das Pochen hören liesse. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich sieht, fiel Luise ein, daß das schöne Kind sein eignes Gespenst war und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte.

Keinesweges, versetzte Fritz: denn diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschrieben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leids zufügen lassen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hause in seine Arme zu nöthigen. Dem sey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte sich über diesen Vorfall beynah völlig ab, und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher frisch, munter und die Heiterste im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als eine Weise deuten.

Es ist Schade, versetzte Karl, daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht, und daß man bey Beurtheilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessiren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind.

Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre zu untersuchen, sagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwischen lasse, worin Betrug und Irrthum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Ta-

schenspieler so leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum Besten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf und Karl sagte scherzend: es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen.

Er hätte gewünscht seine Worte wieder zurück zu nehmen, denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ursache des Klanges; aber demohngeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Rautchens bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Platze stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen seyn sollte. Man hatte ihn oft als ein Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reissen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

Geschwind, sagte Karl, laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen.

Das Queckſilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit einigen Tagen, das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bey der Hand

haben, rief er aus: gerade das Instrument wäre das nöthigste!

Es scheint, sagte der Alte, daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Hast herein kam und meldete, daß man ein starkes Feuer am Himmel sehe, man könne aber nicht wissen, ob es in der Stadt oder in der Gegend sey.

Da man durch das Vorhergehende schon empfänglicher für den Schrecken geworden war, so wurden alle mehr, als es vielleicht sonst geschehen seyn würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauses, wo auf einer grossen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bey Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die andern blieben, nicht ohne Sorgen und Bewegung, bey einander.

Fritz kam zurück und sagte: ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchst wahrscheinlich ist der Brand nicht in der Stadt, sondern auf dem Guthe unsrer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte mich nicht zu irren. Man bedaurte die schönen Gebäude und überrechnete den Verlust. Indessen, sagte Fritz, ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Anzeichen des Schreibtisches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in

der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen seyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Fritz fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsre Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen einen gleichen Schreibtisch an unsre Tante geschenkt hat. Beyde waren zu Einer Zeit aus Einem Holze mit der größten Sorgfalt von Einem Meister verfertigt, beyde haben sich bisher trefflich gehalten und ich wollte wetten, daß in dem Augenblicke mit dem Lusthause unsrer Tante der zweyte Schreibtisch verbrennt, und daß sein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Factum so gut als möglich zu berichtigen suchen.

Ob Friedrich wirklich diese Meynung hegte, oder ob der Wunsch, seine Schwester zu beruhigen, ihm zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht entscheiden, genug sie ergriffen die Gelegenheit über manche unleugbare Sympathien zu sprechen und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Hölzern die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwischen Werken die Ein Künstler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja sie wurden einig, dergleichen Phänomene eben so gut für Naturphänomene gelten zu lassen, als andre, welche sich öfter wiederhohlen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, sagte Karl: scheint mir: daß jedes Phänomen, so wie jedes Factum an sich eigentlich das Interessante sey. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich

nur einen Spaß, und hat uns zum besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reissen des unsern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar seyn und zusammenhängen mit was sie will.

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen und Karl erbot sich gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant sey, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreiffen lasse, als die vorigen.

Der Marschall von Bassompierre, sagte er, erzählt sie in seinen Memoiren; es sey mir erlaubt in seinem Namen zu reden.

Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging, (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht gebaut) daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwey Engeln kenntlich war, sich tief und wiederhohlt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat sie an ihre Ladenthüre und sagte zu mir, indem ich vorbeyritt: mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie

sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurück schicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung mich zu sehen und zu grüßen bemerkt hätte, ich wollte, wenn sie wünschte mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können, sie wolle kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammen kommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an und er versprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ohngefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grün wollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir ausserordentlich, und da ich mir eini-

ge Freyheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte mit mir zwischen zwey Leintüchern zu seyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie: ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag, und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freytag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich, wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sey es ihr unmöglich, denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wieder sehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seyd wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüßig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nemlichen Orte einzufinden. Darauf antwortete sie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freywillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu seyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweytenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch

irgend jemand zu Willen gewesen bin, und nach irgend einem andern verlange. Aber was thäte man nicht für eine Person, die man liebt und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bey meiner Tante einlassen.

Sie beschrieb mir das Haus aufs genaueste und fuhr fort: ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später, die Thüre soll offen seyn. Erst findet Ihr einen kleinen Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch ins erste Geschoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntags Nacht, in der ich das schöne Weibchen wieder sehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zim-

mer ein paar Leute fand, welche Bettstroh verbrannten und bey der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwey nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sahe. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich suchte? Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten und kam nicht unbewegt von diesem seltsamen Anblick nach Hause. Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging sogar nach dem Laden der zwey Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin gesessen hatte.

Dieses Abentheuer begegnete mir mit einer Person vom geringen Stande, aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können.

Auch dieses Räthsel, versetzte Fritz, ist so leicht nicht zu lösen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause mit an der Pest gestorben, oder ob sie es nur dieses Umstands wegen vermieden habe.

Hätte sie gelebt, versetzte Karl, so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr

hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer sie hat mit auf dem Tische gelegen.

Schweigt, sagte Luise: die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen.

Es fällt mir noch eine Geschichte ein, sagte Karl, die artiger ist und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

Eine schöne Frau, die den Anherrn ausserordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdparthie bestimmt habe.

Zwey Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen im tiefen Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleyer vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleyer erblickte, that sie einen hellen Schrey, brach in laute Klage aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wieder sehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drey Geschenke, ein kleines Fruchtmaaß, einen Ring und einen Becher für seine drey rechtmäßigen Töchter verehrt und

ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hub sie sorgfältig auf und die Abkömmlinge dieser drey Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden.

Das sieht nun schon eher dem Mährchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich, sagte Luise.

Und doch hat sich eine solche Tradition, versetzte Friedrich: und ein ähnlicher Talismann in unserm Hause erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Karl.

Es ist ein Geheimniß, versetzte jener: nur der älteste Sohn darf es allenfalls bey Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach seinem Tode das Kleinod besitzen.

Du hast es also in Verwahrung? fragte Luise.

Ich habe wohl schon zu viel gesagt, versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinweg zu begeben.

Die Fortsetzung folgt.

II

Ideen
zu einer künftigen Geschichte der Kunst.

Erstes Stück.

Es gehört zu den Vorzügen unserer Zeit, daß die Alterthumskunde und besonders die Geschichte der Kunst, durch verschiedener vortrefflicher Männer und vorzüglich Winkelmann's Bemühungen von manchem Irrthum und von der unnützen Pedanterey, wodurch sie sonst entstellt war, gereinigt, und zu einer nicht weniger angenehmen als nützlichen Wissenschaft gebildet worden ist. Auch ist nicht zu verkennen, daß dadurch das Interesse für die antiken Kunstwerke allgemeiner geworden, und der Geschmack selbst bey vielen eine bessere Richtung erhalten hat. Wie vieler Unrichtigkeiten man auch jenen Schriftsteller mit Recht beschuldigen dürfte, so ist er es doch vorzugsweise, dem der Dank für jene Vortheile gebührt. Aber seit dem Tode dieses, um Kunst und Wissenschaft so verdienten, Mannes sind wir dem Ziele nicht viel näher gekommen, obgleich eine Menge wichtiger und belehrender Monumente entdeckt worden, welche gehörig benutzt über manches Licht geben könnten, und die Gelehrten es keineswegs an Schriften über diesen Gegenstand haben fehlen lassen. Um einen gewissen Grad von Vollkommenheit darinn möglich zu machen, müssen Wissenschaft und Kunst einander nothwendig die Hände reichen. Unter welchen Umständen und durch

welche Mittel dieser Zweck erreicht werden könnte, wird aus dem Fortgang dieser Bemerkungen erhellen, wo man versuchen wird aus der ganzen Masse bekannter Alterthümer die merkwürdigsten auszuheben, und in eine solche Ordnung zu stellen, die den Gang, welchen die Kunst bey den Griechen von ihren frühesten Zeiten her genommen hat, überschauen läßt.

Als erster Versuch in dieser Art kann eine solche Unternehmung nicht wohl anders als mangelhaft ausfallen, und sie muß es um so mehr, da die unmittelbare Anschauung der Monumente fehlt, auf die doch alles muß gegründet werden. Aber sie ist auch bloß dazu bestimmt, zu beweisen, daß, wenn man einstens dazu gelangen sollte, eine solche Reyhenfolge wohlgeprüft und verglichen aufzustellen, eben dadurch das wichtigste Stück zur Erklärung und Ordnung aller vorhandener und noch zu entdeckender Monumente gethan seyn würde. Wenn dann in dieser Reyhenfolge noch diejenigen Reste aufgenommen würden, deren Herkunft und Alterthum ausser Zweifel sind, so könnte von diesen aus, als wie von vesten Punkten, hinauf und hinunter sicher und leicht auf die andern geschlossen, und so die Geschichte der Kunst in einen Zustand der Richtigkeit und Klarheit gebracht werden, von welchem sie jetzt freylich noch sehr weit entfernt ist.

Indem wir von der ältesten griechischen Kunst zu handeln gedenken, bietet sich uns gleich zuerst die Bemerkung dar, daß man sehr unrecht gethan und sehr wenig Scharfsinn bewiesen hat, dieselbe von den Egyptiern, und zuweilen wohl gar von den Indiern ableiten zu wollen. Daß der Mensch, schon seiner Natur nach, eben so

gut zu der bildenden Kunst als zur Musik und Dichtkunst getrieben werde, lehrt die Erfahrung aller Zeiten, indem kaum ein Volk auf der Erde ist, bey welchem sich nicht, nach dem Grade seiner übrigen Kultur mehr oder minder rohe Versuche bildender Kunst gefunden hätten. Um so weniger glaublich ist es, daß ein so allgemeiner Nachahmungstrieb gerade bey den Griechen, einem von der Natur so sehr begünstigten Volk, auf fremde Anregung und auswärtige Muster gewartet haben sollte.

Ein Basrelief in der Villa Albani, welches die Erziehung des Bachus vorstellt, ist wahrscheinlich das älteste griechische Werk in Marmor, von dem wir genaue Kenntniß haben. Es scheint aus den Zeiten der Kindheit ihrer Kunst herzustammen, als sie im Nachahmungs-Vermögen noch von den Egyptiern sehr übertroffen wurden, und kaum mit den heutigen Indianern, Chinesen und Japanern die Vergleichung aushalten durften. Wiewohl es aber diesem Werk an aller speciellen Erkenntniß des Schönen durchgängig mangelt, so strahlt dennoch aus aller Unförmlichkeit der Gestalten der Schimmer eines gewissen Geschmackes durch, der ihm, so wie seine große Simplicität, etwas zugleich Solides und Gefälliges mittheilt, was den rohen Arbeiten anderer Völker fehlt, und, wie uns dünkt, der ächte Stempel des griechischen Genius ist.

Fast nach gleichen Begriffen in Formen und Mienen und Arbeit ist eine Statue der Minerva in eben dieser Villa gebildet, welche daher mit jenem Basrelief von gleichem Alter oder doch nur um weniges jünger seyn möchte. Wenn dieselbe, wie man bemerkt haben will, einen mühsamern Fleiß verräth, und weniger Gefälliges zeigt, so

läßt sich dieser Unterschied zum Theil aus dem ernstern Gegenstand, zum Theil aus der ernstern Bestimmung des leztern Bildes erklären, indem es wahrscheinlich in einem Tempel der Göttinn zum Gegenstand der allgemeinen Verehrung, jenes Basrelief aber nur zur Verzierung irgend eines offentlichen Platzes gedient haben mag. *

* Hieher gehören wahrscheinlich auch verschiedene bemahlte Gefässe in gebrannter Erde von uraltem Styl, deren Figuren zuweilen noch roher und unförmlicher sind, und eben deßwegen sogar noch für älter gehalten werden könnten. Allein es läßt sich erwarten, daß von den alten Künstlern mehr Fleiß und Sorgfalt an Werke in Marmor, als an dergleichen Gefässe verschwendet worden sey, deren Mahlerey offenbar Skizzenmäßig und flüchtig ist. Uebrigens führen wir dieß nur im Vorbeygehn und zur Erinnerung an; denn unsre Absicht ist keineswegs im Fortgang dieser Untersuchungen, von Vasen oder Gemmen oder kleinen Bronzen Beyspiele oder Beweise herzunehmen. Vielmehr werden wir uns, um sicherer zu gehen, hauptsächlich an diejenigen beträchtlichen Werke halten, die vermöge ihrer ersten Bestimmung, ihrer Größe, und darauf verwandten Mühe einen so viel möglich vollständigen Begriff von dem Geist und der Kunst ihrer Zeit zu geben im Stande sind. Dieses geschieht nicht aus Geringschätzung der kleinern Monumente, deren mehrere selbst in Privat-Sammlungen sehr merkwürdig sind und in der Folge mit Nutzen zu diesem Zweck könnten angewendet werden. Hier aber ist es bloß darum zu thun, die wesentlichsten Züge einer Kunstgeschichte zu entwerfen, deren Vollendung vielleicht erst künftigen Zeiten aufgehoben ist.

Die weitern Fortschritte der Kunst lassen sich an dem Cippus mit den Figuren des Merkur, Apollo und der Diana, im Capitolinischen Musäum; noch auffallender aber, an dem dreyeckigten Altar in der Villa Borgheſe bemerken. Beyde geben zu erkennen, wie damahls das Wissenschaftliche gesucht und geliebt wurde. Die Künstler dieser Werke hatten sich Kenntnisse der Anatomie erworben, wodurch sie sich in den Stand gesetzt sahen, die Natur genauer als ihre Vorgänger nachzuahmen. Zu sublimen Ideen scheint sich die damalige Kunst noch nicht erhoben zu haben; Richtigkeit und Deutlichkeit in Nachahmung allgemeiner Formen der Natur war das Höchste, wornach sie strebte. Indem man aber mit ängstlicher Sorgfalt alles auszudrücken suchte, mußte man unvermeidlich in's Uebertriebene verfallen. Es begegnete den damaligen Künstlern, was zum Theil noch manchem unter den neuern begegnet. Sie machten zu viel, weil sie befürchteten, zu wenig zu machen.

Dieser Styl, welchen wir den alten, oder zum bessern Unterschied der gleich darauf folgenden Werke, den ältesten nennen möchten, dauerte wahrscheinlich eine ziemlich lange Zeit; denn aus einer Menge sowohl der grössern als kleinern Ueberbleibseln desselben läßt sich schliessen, daß die Mühe und das Bestreben vieler Generationen nöthig war, um der Kunst Feinheit in der Ausarbeitung, und einige Leichtigkeit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu verschaffen.

Die bildende Kunst hatte also in dieser ihrer ersten Periode, so wie man von allen ihren Schwestern wenigstens bedingungsweise behaupten kann, mehr den mechanischen als geistigen Theil zu entwickeln angefangen;

nicht anders hat die Baukunst erst für Obdach und Schutz gegen Nässe und Kälte sorgen müssen, ehe sie Säulenordnungen, Glieder, schöne Verhältnisse erfand. Indem man aber mehr darauf geachtet zu haben scheint, wie, als was man arbeitete, so wurde das Glatte und Mühsame klein und ängstlich, die Leichtigkeit wurde mager, und aus einer gesuchten Richtigkeit entstand Härte, Manier und Einförmigkeit. Daher sind alle Figuren auf ebendieselbe Weise gebildet, und ohne einen merklichen Unterschied des Alters, der Würde und Verrichtung bloß durch die ihnen beygelegten Zeichen kennbar. Merkur wäre ohne Schlangenstab dem Herkules ähnlich und dieser dem Apoll, wenn man ihm die Löwenhaut nähme. Juno und Venus, Diana und Pallas sind ebenfalls einander gleich. Merkwürdig ist es, daß die anfangende und abnehmende Kunst auf dieser Stelle wieder zusammen treffen. Der Begriff des Schönen und des Mannichfaltigen fängt an, an den Basreliefs, die den Bogen des Septimius Severus zieren, zu verschwinden, und in den barbarischen Arbeiten am Bogen des Constantin ist auch nicht eine Spur mehr davon übrig. Die nemliche Figur ist in ihrer Unförmlichkeit, in ihren Falten, in ihrer Stellung hundertmahl wiederhohlt.

Nachdem endlich die Schwierigkeiten der Behandlung überwunden, und der Stoff dem Willen unterworfen war, so eröffnete sich bald eine schönere Epoche, und der geistige Theil der Kunst fing an sich zu bilden. Einem Basrelief in der Villa Albani, wo die neun Gottheiten vorgestellt sind, und welches dem ersten Ansehn nach den vorhergehenden ziemlich gleich ist, merkt man bey genauerer Untersuchung das Streben des Künst-

lers an, den Figuren mehr Größe und Schlankheit zu geben, und die Verschiedenheit der Charaktere durch Varietät der Gestalten und Gesichtszüge auszudrücken. Dieses Werk ist daher für unsern gegenwärtigen Zweck von ungemein grossem Gewichte, da es gleichsam den Keim und Anfang aller derjenigen Bildungen zeigt, die in den folgenden Zeiten so herrlich vollendet wurden. Es läßt uns die Majestät des Jupiters, die Weichheit des Bachus, den Stolz und Troz der Juno, aber nur wie ein verwischtes Bild auf bewegtem Wasser oder im düstern Spiegel mehr errathen als sehen, und gibt mehr zu vermuthen als den Sinnen offenbar wird.

Man rechne hieher noch ein dreyseitiges Werk in der Sammlung von Alterthümern zu Dresden, welches dem Anschein nach ehedem der Fuß eines dem Apollo geweyhten grossen Leuchters gewesen, indem die Basreliefs und übrigen Zierrathen aller drey Seiten sich auf diesen Gott und den Dienst desselben beziehn. Das Hauptstück stellt denselben vor, wie er den Herkules verfolgt, der ihm den Dreyfuß genommen. Obgleich beyde Figuren ziemlich hager und steif gezeichnet sind, auch die Arbeit ängstlich und mühsam ist, so wußte doch der Künstler sein Werk durch einen Charakter-Ausdruck zu adeln. Apollo und Herkules unterscheiden sich wenigstens in ihren Gesichtszügen, richtig und treffend von einander, und den Köpfen, besonders der männlichen Figuren auf den Basreliefs der zwey übrigen Seiten wußte der Künstler viele Würde, ja sogar eine gewiße Zierlichkeit, Anmuth und Natürlichkeit mitzutheilen. Die Schnörkel, das Laubwerk und dergleichen, die das Werk zieren, sind der Betrachtung werth, da sie sich hier noch in ihrer alten etwas ro-

hen Gestalt zeigen, mit Frazen vermischt, welche der gefällige Geschmack der spätern Kunst nachher verschönert hat.

Da wir der Kunst auf ihrem Gange folgen, so treten wir nun auf einmal als aus einem engen Thale auf die weite Ebne hervor, wo die gränzenlose Aussicht in unabsehlicher Ferne sich gleichsam mit dem Himmel zu mischen scheint.

Der Grund zu allem Erhabenen, Schönen, Mannichfaltigen und Bedeutungsvollen war jetzt gelegt, und die Ideen dazu, wenn gleich nicht deutlich gedacht, doch in dunkler Ahnung empfunden. Es bedurfte auch wahrscheinlich keine kleine Zeit, vielmehr unzählige Versuche und Erfahrungen, ehe sie sich soviel consolidirt hatten, daß man nur die ersten einfachsten Regeln und Theorien darauf zu gründen wagte. Sehr zu wünschen wäre es, daß bald alle Monumente solcher Art möchten gesammlet werden, um diese so interessante Periode der Kunst und ihres Fortgangs näher zu beleuchten.

Indem sich die bildende Kunst im Charakteristischen mehr empor hob und bildete, scheint sie sich in Rücksicht auf Geschmack nicht in demselben Grade verbessert zu haben. Wir bemerken noch immer sowohl an dem runden Werk mit den zwölf Gottheiten als an dem Basrelief des Callimachus im Capitol, welches doch allem Anschein nach spätere Arbeiten sind, fast dieselbe Hagerkeit und Dürre wie bey den Werken des ältesten Styls. Dieselbe kleine, gerade oder scharfgebrochne Falten, dieselbe scharfe und eckigte Härte des Umrisses, dieselbe Steifigkeit und eben das Manierirte in der Bewe-

gung der Glieder, besonders der Finger, alles beynah noch eben so wie wir es an den Figuren jenes dreyeckigten Altars in der Villa Borghese und des Cippus im Capitol gesehn. Zu einem Beyspiel wie weit man es in Absicht auf Varietät und Andeutung des Charakters schon damals gebracht hatte, kann der Faun in gemeldetem Basrelief des Callimachus dienen, der das Ideal dieses Begriffs so glücklich und in allen seinen Theilen übereinstimmend darstellt, daß hernach auch die schönsten Zeiten der Kunst ihn nie anders als in diesem Sinne, nur freylich mit mehr Grazie und Schönheit, gebildet haben.

Noch dürften hier die bekannte Justinianische Vestalin und zwey andere männliche unbekleidete Statuen, welche vormals im Pallast Farnese gestanden und nunmehr nach Neapel gebracht worden, ihren Platz erhalten, obgleich wir eingestehen müssen, daß sie nicht mehr die Hagerkeit zeigen, welche wir sonst als ein besonderes Kennzeichen dieser Epoche angegeben haben, vielmehr in ihren Formen weit mehr viereckigt und breit gehalten sind. Aber die Härte der Manier, der kleinliche Geist und ängstliche Fleiß im Detail, und der noch so unvollkommene Begriff der Schönheit berechtigen uns, sie den übrigen anzureyhen, und den Unterschied der Formen dahin zu erklären, daß sie wirklich jünger als die andern, mithin den folgenden Werken des hohen Styls schon näher verwandt sind, und als eine der Stuffen betrachtet werden müssen, über welche wir allmählig zu dem letztern hinan steigen.

Hieher würde noch der Sturz einer Bildsäule der Pallas zu rechnen seyn, der sich unter den Alter-

thümern zu Dresden befindet; ein sehr schätzbares Stück für die Alterthumskunde, und ohne Widerspruch eins der unterrichtendsten Denkmahle der ältern griechischen Kunst. Denn da dieses Werk mit ungemeinem, fast über alle Vorstellung gehenden Fleiß ausgearbeitet ist, so dürfen wir solches mit Grund für eines der vorzüglichsten Stücke jenes ältern Styls halten, ja zum Maaßstab desselben nehmen. Da indessen der Kopf viel jünger ist, und gar nicht zum Sturz gehört, so läßt sich über die Bildung und den Charakter des Gesichts nicht urtheilen; aber aus den sehr breiten Schultern, aus der Brust und aus den schmalen engen Hüften läßt sich schliessen, daß man in dem eben bemerkten Sinne fortgearbeitet hatte, und weiter gekommen war. Die Falten des Gewandes liegen sehr nahe an, sind häufig und kleinlicht, noch ganz auf die Weise wie im obigen Basrelief der neun Gottheiten in der Villa Albani, und in dem Basrelief des Callimachus im Capitolium; jedoch ungleich vorzüglicher an Genauigkeit, Feinheit und Sorgfalt der Zeichnung und der Ausführung. Von der Brust bis zu den Füßen hinunter geht über das Gewand ein gerader in Felder eingetheilter Streifen, mit vielen kleinen Figuren in halberhabener Arbeit geziert, welche kriegerische Thaten der Göttin vorstellen. Diese kommen in Rücksicht des Styls, so viel uns erinnerlich ist, mit den Arbeiten des Herkules auf dem bekannten Altar im Capitolinischen Musäum überein, so wie diese wieder in dem Viereckigen und Gedrungenen ihrer Bildung, den beyden angezeigten Statuen im Pallast Farnese gleichen. Es bildet sich hierdurch der glücklichste Zusammenhang unter diesen Werken, der uns den Uebergang des ältern Kunst-Styls in den großen Styl anschaulich machen hilft.

Wir haben nunmehr die Werke der ältesten griechischen Kunst durchgegangen, und gesehn mit welcher beharrlichen Mühe, Unverdrossenheit und Anstrengung, Schwierigkeiten überwunden, Versuche angestellt und Entdeckungen gemacht werden mußten, biß man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen und zuletzt ihren Geist zu ergreifen. Allein die Künstler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergezogen, und die Schwierigkeiten der Ausführung beschäftigten sie noch viel zu sehr, als daß sie sich zu Gedanken erheben, und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frey überlassen konnten. Nachdem sie aber endlich Raum und Freyheit gewonnen, sich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhuben sich ihre entfesselten Kräfte mit einem kühneren Schwung, und der hohe Styl nahm seinen Anfang: die herrlichste Kraftäusserung des menschlichen Geistes, durch die er sich ein unvergängliches Denkmahl errichtete.

Zweytes Stück.

Für den Uebergang der Kunst aus dem alten zum hohen Styl und für das Mittel zwischen Beyden geben wir die Minerva in Marmor, welche auf der Treppe zum Musäum in Portici steht. Wir bemerken an ihr schönere Züge, edlere Formen und Verhältnisse, zugleich mehr Wahl und Geschmack in den Falten, als in allen vorhergehenden Werken. Jedoch war die Lehre von den Proportionen noch zu unvollkommen, als daß man fähig gewesen wäre, derselben einen wahrhaft göttlichen, über alle menschliche Dürftigkeit und Schwäche erhabenen Charakter zu geben. Daher thut auch das rasche, freye und fast gewaltsame der Stellung und Bewegung weit weniger Wirkung, und erregt nicht den Begriff von zerstörender Kraft, den der Künstler vermuthlich beabsichtigt hatte; indem er, nach dem Geiste seiner Zeit, deren körperliche Stärke und Tapferkeit für die vornehmste Tugenden galten, die Göttinn als das Symbol derselben vorstellen wollte. Man bemerke hier, daß alle jüngere Bildsäulen derselben fast ohne Ausnahme sie ruhiger und sanfter, als Vorsteherin der Wissenschaften und Künste abbilden.

Der colossalische Sturz einer Minerva in der Villa Medicis verdient als das älteste von den uns bekannten Werken des hohen Styls betrachtet zu werden. Es ist dasselbe in einem hohen tragischen Sinne, groß, majestätisch, und wenn man so sagen darf, fürchterlich erhaben gedacht und gebildet. Selbst die Manier der alten Kunst scheint an der-

selben zum Ausdruck und Zweck mitzuwirken, indem das Eckigte und Steife der Figur einen Zusatz von Würde und Festigkeit gibt, und die gerade herunterfallenden Falten mit ihren tiefen Einschnitten dazu beytragen, die mächtigen Glieder noch größer erscheinen zu lassen. Es ist ein Verlust sowohl für die Kunst als für die Alterthumskunde, daß sich der Kopf zu dieser Figur nicht erhalten hat, welches auch wahrscheinlich die Ursache seyn mag, daß solche biß jetzt unbekannt geblieben, und nirgends auch nur mit einem Worte Erwähnung davon geschehen ist.

Ohngefähr von gleichem Alter, oder nur um weniges jünger mag die Barbarinische Muse seyn, welche schon durch Winkelmanns Beschreibung, auf die wir uns berufen, bekannt ist. Der wohl erhaltene Kopf dieser Figur könnte zum Theil die Idee der vorhergehenden ergänzen; denn wenn man die etwas freyere Ausführung derselben abrechnet, so herrscht in beyden derselbe hohe Riesengeist, nur nach dem Verhältniß der Göttinn und der Muse verschieden.

Eine Minerva über Lebensgröße in der Sammlung von Alterthümern in Dresden wird ohne Zweifel auch in diese Periode gesetzt werden müssen. Wiewohl das Ganze sehr beschädigt ist, so hat sich doch glücklicher weise noch das Gesicht erhalten. Streng und dabey regelmäßig, mehr mächtig und groß als schön sind die Züge desselben, und in diesem Charakter ist die ganze Figur gebildet. Man bemerkt, daß die Falten derselben etwas breiter und beßer variert sind, als an den vorher beschriebenen Werken, welches vermuthen läßt, daß der Geschmack nunmehr angefangen habe, auch von Nebenwerken Nutzen zu ziehen,

und dieselbe mit dem Zweck und dem Charakter des Ganzen mehr in Verbindung zu bringen.

Bey aller Großheit, Hoheit und Vortreflichkeit dieser Werke mangelt denselben noch immer eine gewiße Freyheit und Leichtigkeit der Bewegung und der Behandlung. Das Erhabene daran nähert sich dem Ungeheuern, und steht in allzu ungleichem Verhältniß mit unserer Natur, daher sie geschickter sind, die Sinne zu überraschen, als das Herz zu rühren. Aber in derienigen Figur auf dem Monte Cavallo, welche den Nahmen des Phidias führt, ist das noch fehlende hinzu gethan, und das überflüßige hinweggelassen worden. Haben wir in den bißher angezeigten Werken Stärke und Kühnheit, und die rohen Züge von Erhabenheit und Schönheit entdeckt, so finden wir sie hier entwickelt, ausgebildet und zum ewigen Gesetze aufgestellt. Ja, wenn von dem menschlichen Geiste je etwas Großes erdacht und erschaffen worden ist, so sind es diese Proportionen, die zwar allerdings im Einzelnen der Natur in ihren glücklichsten Formen abgelernt worden, aber von dem Verstande im Ganzen geordnet, und nach ihrer Kraft und Wirkung zu einander und gegen einander mit dem höchsten Kunstsinn berechnet sind.

In der Fülle jugendlichen Muths und jugendlicher Kraft, unternehmend, thätig, vermögend sehen wir den Helden und Halbgott vorgestellt; dagegen zeigt sich uns die Minerva im Pallast Justiniani als eine Göttinn, ewig ruhig über alles Bedürfniß und über alle Leidenschaft erhaben. In sich selbst gesammelt, sich selbst genugsam, voll eigner innerer Kraft steht sie da in himmlischer Schöne, zu hoch und zu ernst zur Vertraulichkeit oder Liebe, bän-

digt und erstickt sie alle Begierde und allen Muthwillen, allen Leichtsinn in der Brust des Betrachters. Es athmet aus ihr, es umgibt sie ein göttlicher Geist, der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit fordert, von jedem der sich dem Bilde naht. Die Statue der Göttinn zu Portici sollte nach dem Sinne des Künstlers Schrecken erregen, und der Sturz desselben in der Villa Medicis erweckt unsre Furcht; diese hingegen will in ihrer stillen Hoheit verehrt und angebetet seyn.

Nicht weniger vortrefflich und wohl erhalten ist ein Kopf des Apollo in eben demselben Pallast und verdient daher als ein würdiger Gegenstand zur Minerva hier angezeigt zu werden. Es ist derselbe für unsern besondern Zweck noch um so viel merkwürdiger, da er in Vergleichung mit dem vatikanischen Apollo, gewissermaßen als das Urbild desselben erscheint, und ihn an Ernst und Hoheit sehr übertrift; dahingegen dieser von dem Geist und der Kunst seiner Zeit die gefällige Grazie, Rundung und Weichheit erhalten hat.

Die Niobe mit ihren Kindern folgt jetzt in der Reyhe von den Werken des hohen Styls. Da Beschreibungen und Abgüße derselben schon in den Händen aller Liebhaber sich befinden, so halten wir die bloße Anzeige zu unserer dermaligen Absicht für hinreichend. Doch müssen wir hiebey noch erinnern, daß nur die Mutter und zwey von den Töchtern, wahrscheinlich Originale, die übrigen Figuren aber weit geringer an Werth und nur mehr oder weniger gute Copien von verlohren gegangenen beßeren Werken zu seyn scheinen. Auch muß noch bemerkt werden, daß in dem Wurfe der Falten, eine von andern Werken

dieser Kunst und Zeit etwas verschiedene Manier herrscht. Da aber weder die Köpfe noch die Formen der Glieder noch der Geist in welchem alles gedacht ist, noch die Arbeit der originalen Stücke, einigen Zweifel oder Vermuthung zulassen, daß das Werk vielleicht jünger seyn möchte, so bleibt hierüber kein anderer Ausweg übrig, als den Grund dieses Unterschieds in der Eigenthümlichkeit entweder des Meisters oder der Schule, zu welcher er gehört haben mag, zu suchen.

Da der geringste Ueberrest dieser edeln Art als ein kostbares Kleinod der Kunst zu betrachten ist, so sind wir schuldig auch noch eines coloßalischen Brustbildes der Minerva und einer Statue derselben etwas über Lebensgröße, beyde in der Villa Albani befindlich, hier Meldung zu thun — welche wenn auch schon der Justinianischen Bildsäule der Vorzug über sie gebührt, doch nach gleichen Ideen und Gesetzen, und also wahrscheinlich auch mit derselben zu einer Zeit verfertigt worden sind. Eben so gedenken wir auch des großen Löwens vor dem Arsenal zu Venedig, der zwar so sehr beschädigt ist, daß sich von der Arbeit und Ausführung wenig mehr erkennen läßt, doch auch noch in diesem abgestoßenen verstümmelten Klumpen die Gestalt des Königs der Thiere in ihrer ganzen Größe, Macht und Herrlichkeit zeigt. Hieher ist noch die Figur eines schönen Jünglings zu rechnen, die sich im Musäum zu Dresden befindet und wahrscheinlich aus dieser Zeit ist.

Mit der Amazone im Clementinischen Musäum beschließt sich die Reyhe derjenigen Monumente, welche dem hohen Styl anzugehören scheinen. Diese Figur hat noch

alle Kennzeichen desselben, nehmlich die dratartigen Haare, den Saum um die Lippen, scharfangedeutete Augknochen und das Strenge des Contours überhaupt. Dennoch bricht in derselben schon ein Schimmer von der Eleganz, dem Zärtlichen und Gefälligen der folgenden Zeit hindurch, und mit dem Ernst ist zugleich die Absicht zu ergötzen verbunden.

Erstaunt verlieren wir uns in heiliger Bewunderung beym Anschaun dieser Werke, welche uns gleichsam mit sich, über uns selbst, über die Welt und das Vergängliche erheben. Damals waren die Heldenzeiten der Kunst, als sie den Göttern und dem Vaterlande geweyhet solche Gestalten nach den reinsten Gesetzen der höchsten Schönheit bildete, nur rühren wollte, nicht zu gefallen suchte, und zu reitzen verschmähte.

Drittes Stück.

So wie wir den alten Styl nicht durch einen Sprung, sondern allmählig und Stufenweise, in den hohen übergehen sahen, eben so werden wir auch von dem hohen Style zu dem gefälligen durch verschiedene Monumente geleitet, welche die Eigenschaften beyder in sich vereinigen, und so zu einem Verbindungsmittel zwischen beyden Epochen dienen.

Unter diesen möchte wohl die große Ludevisische Juno unsere Aufmerksamkeit zuerst verdienen; indem sie die meiste Verwandtschaft mit den Denkmählern der vorhergehenden Periode zu haben scheint. Denn so wie die Amazone, wegen ihrer größern Annäherung zum hohen Styl, noch zu jenen gezählt werden mußte; so ist diese Juno mit der Hoheit und Würde der einen, und mit der Anmuth der andern, insofern sie vereinbar waren, zugleich geziert. Die ganze Ausführung ist lieblicher und weicher, das Haar mehr in Locken gelegt, auch selbst der Augenknochen weniger scharf und schneidend angegeben, als an der Justinianischen Minerva, Niobe oder Amazone, ob sie gleich als ein colossalisches Werk mehr aus der Ferne angesehen werden muß. Es würde uns von unserm eigentlichen Zwecke zu weit entfernen, wenn wir uns über die erstaunenswürdige Präzision und Weisheit, die in den Verhältnissen dieses herrlichen Kopfes herrscht, umständlich verbreiten wollten. Dem Wißbegierigen und Selbstforschenden wird es genug seyn zu vernehmen, daß der ganze

summarische Begriff des speculativsten Theils der Kunst in diesem Kopfe enthalten ist.

Der Farnesische Stier, die Flora und der Borghesische Gladiator werden nun wahrscheinlich in der Reyhe folgen, denn an diesen Figuren sieht man den großen Sinn mit dem weichen und fließenden und mit der Anwendung der Massen verbunden, welche das beständige und untrügliche Merkzeichen oder vielmehr das Wesen des gefälligen Styls ausmachen. Dürften wir unsern Beobachtungen und den daraus gezogenen Schlüssen trauen, so müßten der Stier und die Flora älter als der Gladiator seyn, indem die Kunst, welche sich sonst über die Natur in das Reich der Möglichkeiten erhoben hatte, bey dem letztern wieder mehr in die Gränzen des Wirklichen und der Nachahmung zurück tritt. *

An den Ringern zu Florenz, an der sogenannten

* Daß man aber auch schon früher nicht verschmahte, die Natur genau nachzuahmen, wenn nehmlich kein höherer Zweck die Anwendung des Ideal-Schönen erforderte, zeigt uns eine sehr wohl erhaltene Statue in der Sammlung zu Dresden. Es ist das Bildniß eines Knaben, an der Gränze des Jünglings-Alters, vielleicht eines, der in den Spielen gesiegt hatte. Bey aller Wohlgestalt und Schönheit der Bildung im Allgemeinen bemerkt man viel gewissenhafte Treue in Nachahmung des Eigenthümlichen einzelner Theile und Glieder. Uebrigens aber ist die Arbeit und Behandlung an diesem Werk genau eben so, wie an allen andern Monumenten aus der spätern Zeit des hohen Styls.

Zingara, dem Sturz einer Muse in der Villa Borghese, am Sturz des Bachus zu Neapel, sogar an dem berühmten nie genug zu lobenden Torso vom Belvedere bemerkt man, wie die Kunst immer mehr von ihrer Größe und Erhabenheit ablegt, sich unserer eignen Vorstellung und Faßungskraft mehr nähert, und in demselben Maaße an Reiz gewinnt. So wurden nach und nach die Werke vorbereitet, welche wir die Blume der Kunst und den Triumph der gefälligen Grazien nennen möchten, wo das Erhabene, ja die Schönheit selbst, dem Lieblichen untergeordnet und nur insoweit angewandt ist, als der Zweck des Reizes und der Anmuth dadurch befördert werden konnte. Von der zärtesten Empfindung erzeugt und mit dem feinsten Verstand ausgebildet, sprechen diese Werke unmittelbar zum Herzen und legen sich gleichsam warm und schmeichelnd an den Busen. Es ist der Ludovisische Bachus, der stehende Hermaphrodit in der Villa Borghese, der Flötenspieler und die Bachantin eben daselbst, das Kind mit dem Vogel in der Gallerie Borghese, und Ganymed im Clementinischen Musäum, welche wir als die vorzüglichsten Reste dieser Art anführen können. Bescheiden und weise hat sich in denselben die Kunst zu verstecken bemüht, damit der Verstand auf keinen einzelnen Theil geheftet, der Genuß durch keinen Begriff gestört, und die liebliche Einheit des Ganzen ungeschwächt und rein zu dem Gefühl sprechen möchte. Dagegen läßt sich am Laokoon, am Barbarinischen Faun, am tanzenden Faun zu Florenz ꝛc. schon ein gewißer Anspruch, und ein Verlangen des Künstlers bemerken, seine Kunst sehen zu lassen, und die große Keckheit und Sicherheit, mit der er den Meißel zu führen wußte, soll uns, wie es scheint überreden, daß er sein

Werk mit geringem Aufwand von Zeit und Mühe verfertigt habe.

Wir glauben im Borgheſiſchen Centauren, im Silen, welcher den Bachus trägt, und im Vatikaniſchen Apollo die Stuffen wenigſtens zu ahnen, auf welchen ſich der Geiſt der Kunſt zu der Ueppigkeit, Weichheit und Zartheit ausbildete, von welcher der ſogenannte Antinous im Belvedere, der Apollino zu Florenz, die Venus mit dem Nahmen der Bupalus, die Venus Callipygis und der Kopf der Ariadne im Capitolium zeugen. Hier iſt in der Ausführung und Anlage, in dem Umriß und in der Grundlinie des Ganzen, den wallenden Linien des Reizes ſchon der äußerſte Schwung und die höchſte Biegung gegeben, alle Ecken oder Winkel ſind ſorgfältig vermieden und abgerundet, ohne Aufenthalt, ohne Mühe gleitet das Auge darüber hin, und findet nicht ſo wohl Beſchäftigung als Ruhe und unerſättliche Luſt im wiederholten Anblick derſelben. Aber hier ſcheint die Kunſt auch ihre Gränzen gefunden zu haben; denn ſobald ſie in ihrem weitern Fortgange dieſes Ziel überſchritten hatte, ſo gerieth ſie auf Abwege, und ihr Fall kündigt ſich dadurch an, daß die einfachen Grundſätze ſowohl des Reitzenden als des Schönen vergeſſen, wenigſtens vernachläßigt wurden. Denn an der ſogenannten Cleopatra, an der Gruppe von Elektra und Oreſt in der Villa Ludoviſi, an der Juno von Porphyr in der Villa Borgheſe, am Sturz von Porphyr auf der Treppe zum Capitolium, an einer Muſe zu Venedig, an den ſogenannten Veſtalinnen zu Dresden u. a. m. (welche alle aus Gründen, die an einem andern Ort entwickelt werden ſollen, für Werke

aus den Zeiten der Ptolomäer zu halten sind) nimmt man etwas Ueberladenes wahr; die Massen fangen immer mehr an, unterbrochen zu werden, und besonders sind die kleinlichen und gehäuften Falten nicht selten bis auf die höchsten Stellen der Glieder gezogen.

Weiter wollen wir unsere Betrachtungen nicht fortsetzen, weil nach dieser Zeit die Kunst nicht mehr die Natur allein zum Muster nahm, und dieselbe auf eine eigenthümliche Weise nachahmte, sondern meistens aus den Werken der ältern Kunst schöpfte; und obgleich die spätern Werke in andrer Rücksicht noch immer sehr schäzbar sind, so wäre es doch überflüßig, hier weitläuftig von ihnen zu handeln, da wir der Geschichte der Kunst, so wie sie in die Zeiten der Römischen Monarchie fällt, hinlänglich kundig sind.

III

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.

(Fortsezung der im vorigen Stück angefangenen Briefe.)

Zehenter Brief.

Sie sind also mit mir darinn einig, und durch den Innhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwey entgegen gesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden sey. Von dieser doppelten Verwirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beyden entgegen gesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe in Freyheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und erschlaffen — und wenn sie nicht wirklich beydes leistet, wie kann ein so grosser Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftiger weise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem

gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beyspiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegen gesetzte Beyspiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch austeren Charakter büssen. Nichts destoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmässigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preißt. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deßwegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmähn, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Maasstab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äussern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgang als Verstellung,

alle Delikatesse und Großheit im Betragen als Ueberspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleisses, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialische Geheimniß, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es giebt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. „Es ist nicht zu läugnen," sagen sie, „die Reitze des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deßwegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Innhalt achtet, so giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit, fahren sie fort, werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens ver-

leitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird bloß deßwegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worinn alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Gesetze giebt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äussere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt seyn sollte. Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleyhen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehn, die sich mit einer schönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beyspiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultur bey einem Volke mit politischer Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch un-

reif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniß schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künste herbeykam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen, und durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den Arabern gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbaßiden erschlafft war. In dem neuern Italien zeigt sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen, und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beynahe überflüssig, noch an das Beyspiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältnisse zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsre Augen richten, da finden wir, daß Geschmack und Freyheit einander fliehen, und daß die

Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkaufft wird, die wirksamste Feder alles Grossen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch so grosser Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst ausser Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beyspiele zeugen. Dieß scheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu setzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Nahmen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen liesse, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünf-

tigen Natur gefolgert werden können: mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abstraktion so hoch als sie immer kann hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwey letzten Begriffen, bey denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das bleibende nennt sie seine Person, das wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und dasselbe denken, sind ewig Zwey in dem endlichen. Bey aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bey allem Wechsel des Zustands beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch, aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren mit der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Alles was die Gottheit ist, ist sie deßwegen, weil sie ist; sie ist folglich alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das letztere, so müßte die Person sich verändern; wäre das erstere, so müßte der Zustand beharren; also in jedem Fall entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wol-

len, empfinden, sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil ausser uns noch etwas anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hätten wir denn fürs erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns d. i. die Freyheit. Der Zustand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Person also nicht absolut ist, erfolgen; und so hätten wir fürs zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens: ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden ICH und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leyhen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beyden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch,

als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas ausser ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechselndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch

unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeusserung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Innhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erschafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber stellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fliessen nun zwey entgegengesetzte Anforderun-

gen an den Menschen, die zwey Fundamentalgesetze der sinnlich-vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute Realität: er soll alles zur Welt machen, was bloß Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen: das zweyte dringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles innre veräußern und alles äussere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirklich ausser uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. * Der

* Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas bestimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein absolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischer weise, nothwendig, und soll erst wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein

erste dieser Triebe, den ich den Sachtrieb nennen will, geht aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freye Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Innhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da alles was in der Zeit ist, nach einander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicher weise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also der Sachtrieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Gröſsen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder

ein Streben nehmlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

vielmehr Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist solange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt. *

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freylich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit bevestiget ist. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freyesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Ab-

* Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: aufser sich seyn, das heißt, auſser seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch jeder auſser sich, solange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: in sich gehen, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist auſser sich, sondern: er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bey sich, welches sehr gut mit dem Auſser sich seyn bestehen kann.

straktion in die Grenzen der Gegenwart zurücke. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Foderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Innhalt unsrer Erkenntnisse, und auf einen Zweck unsers Handelns zu dringen.

Der zweyte jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freyheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bey allem Wechsel des Zustands seine Person zu behaupten. Da nun die letztere, als absolute und untheilbare Einheit, mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muß; er entscheidet also für immer wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will daß das wirkliche nothwendig und ewig, und daß das ewige und nothwendige wirklich sey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur Fälle macht, so giebt der Formtrieb Gesetze; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjekts objektive

Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beyden Fällen reissen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Subjekt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit sich fortreissen, und was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstand deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen

unter sich faßt. Wir sind bey dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reyhe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentiert durch unsre That.

Dreyzehenter Brief.

Beym ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegen gesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beyden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objekten, und was nicht aufeinander trift, kann nicht gegeneinander stossen. Der Sachtrieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixiere, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst misverstehen, und ihre Sphären verwirren. * Ueber diese zu wachen, und einem jeden

* Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beyder Triebe behauptet, so ist freylich kein anderes

dieser beyden Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der Kultur, die also beyden eine gleiche Gerechtig-

Mittel die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: denn wenn gleich die Schranken nie das absolute begründen können, also die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiß, daß das absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien sind einander also zugleich subordiniert und coordiniert, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinander gesetzt in Fichte's Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freylich nicht; aber daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So nothwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmaaße. Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuspricht, schließt

keit schuldig ist, und nicht bloß den Formtrieb gegen den Sachtrieb, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: erstlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: zweytens: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desienigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desienigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll,

man das andere davon aus, und setzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beyder überschritten werden kann.

In einer Transcendental-Philosophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Innhalt zu befreyen, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich bloß als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bey diesem Geschäfte im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im Geiste des Kantischen Systems, aber im Buchstaben desselben könnte sie gar wohl liegen.

größtmöglichste Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er ausser sich. Seine Kultur wird also darinn bestehen: erstlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paßivität aufs höchste zu treiben: zweytens dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchste zu treiben. Wo beyde Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freyheit verbinden, und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinung in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie Er selbst, in dem zweyten wird er nie etwas Anders seyn; mit-

hin eben darum in beyden Fällen keines von beyden folglich — Null seyn. *

* Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häuffig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der grossen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Natur-Wissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bey denen sich, sobald sie constitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deßwegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bey unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen

Wird nehmlich der Sachtrieb bestimmend, macht der Sinn den Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Per-

wir höchlich darüber, daß so viele Augen bey so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beysammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie durchaus nichts zu sagen hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beßte der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Innhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsre praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden, oder durch die Rigidität unsrer Grundsätze, mehr durch den Egoism unsrer Sinne, oder durch den Egoism unsrer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muß. Wie können wir bey noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere seyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird, sowohl in der Erziehung die wir empfangen, als in

son, so hört sie in demselben Verhältnisse auf, Objekt zu seyn, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Inn-

der, die wir selbst uns geben, in demselben Maase unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundsätze zu bevestigen sucht. Weil es Schwierigkeit kostet, bey aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben, so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicher zu stellen; denn freylich ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüstigen Feind zu beherrschen. In dieser Operation besteht dann auch größtentheils das, was man einen Menschen formieren nennt; und zwar im beßten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äussern Menschen bedeutet. Ein so formierter Mensch wird freylich davor gesichert seyn, rohe Natur zu seyn und als solche zu erscheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt seyn, und die Menschheit von aussen wird ihm eben so wenig als die Menschheit von innen beykommen können.

Es ist ein sehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menschen, und in den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerey, dieses zur Härte und zur Kaltsinnigkeit führen. Man macht sich freylich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem

halt der Zeit ist, so ist Er nicht, und er hat folglich auch keinen Innhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beydes Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form; und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort: nur insofern er selbstständig ist, ist Realität ausser ihm, ist er empfänglich; nur insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beyde, der Sachtrieb und der Formtrieb haben also Einschränkung, und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht ins Ge-

wirklichen Menschen, der unsre Hülfe auffodert, in Gedanken den Ideal-Menschen unterschiebt, der sich wahrscheinlich selbst helfen könnte. Strenge gegen sich selbst mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen andere weiche Mensch es auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen andere seyn; weich gegen sich und streng gegen andre ist der verächtlichste Charakter.

biet der Empfindung eindringe. Jene Abspannung des Sachtriebes darf aber keineswegs die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mässigt, und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort: den Sachtrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehenter Brief.

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechsel-Wirkung zwischen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beyder Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner „Realität nach Form, und nicht auf Kosten der Form „nach Realität streben; vielmehr soll er das absolute „Seyn durch ein bestimmtes, und das bestimmte Seyn „durch ein unendliches suchen. Er soll sich eine Welt ge„genüber stellen, weil er Person ist, und soll Person „seyn, weil ihm eine Welt gegenüber steht. Er soll em„pfinden, weil er sich bewußt ist, und soll sich bewußt seyn, „weil er empfindet." — Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, solange er nur Einen dieser beyden Triebe ausschließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn solange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und solange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz

in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freyheit bewußt würde, und sein Daseyn empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Innhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beyde verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen) der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will bestimmt werden, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervor-

gebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man sagen, ist dahin gerichtet die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Succeßion von Realitäten ist; Der Formtrieb ist dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Uebereinstimmung des Verschiedenen ist: der Spieltrieb wird also damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Gesetz zum Gefühl zu machen; oder was eben soviel ist, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Gesetz zu machen.

Der Sachtrieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschliessung der Freyheit ist aber physische, Ausschliessung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freyheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unsrer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsre Neigung interessiert und unsre Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens, und wir fangen an, ihn zu lieben

d. h. zugleich mit unsrer Neigung und mit unsrer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb physisch, und der Formtrieb moralisch nöthigt, so läßt jener unsre formale dieser unsre materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unsrer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unsre formale und unsre materiale Beschaffenheit, zugleich unsre Vollkommenheit und unsre Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Maaße als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maaße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen. Unter seiner Herrschaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in seinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, er wird in seinem Subjekte Nothwendigkeit in Freyheit, und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf diese Art beyde Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.

Fünfzehenter Brief.

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Lassen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freyerer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntre Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heissen können; ein Begriff, der allen aesthetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Ar-

chitekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, bloße Abstraktion; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, bloße Impression. Nur indem seine Form in unsrer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dieß wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfodert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem endlichen und unendlichen unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transscendentalen Gründen die Foderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Foderung aufstellen, weil sie Vernunft ist — weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschliessende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten,

ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschliessend Materie, noch ist er ausschliessend Geist. Die Schönheit, als Consummation seiner Menschheit, kann also weder ausschliessend ein Objekt des Sachtriebes, blosses Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschliessend ein Objekt des Formtriebs, blosse Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniß der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist *: sie ist das gemeinschaftliche Objekt beyder Triebe, das heißt, des Spieltriebs.

* Zum blossen Leben macht die Schönheit Burke in seinen Phil. Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur blossen Gestalt macht sie, soweit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniß ablegte: unter den Künstlern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Mahlerey; andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurück zu führen.

Diese Nahmen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bey Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beyden theilt, dem Zwange sowol des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Foderungen ernst, weil der eine sich, beym Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beym Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trift, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn mir entgegen zu setzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum blossen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von je-

her im Besitz dieses Nahmens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschliessung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst, aber mit der Schönheit spielt er. * Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebs aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll. Je

* Es giebt ein Chartenspiel und giebt ein Trauerspiel; aber offenbar ist das Chartenspiel viel zu ernsthaft für diesen Nahmen.

nachdem sich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das blosse Leben oder an die blosse Gestalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nehmlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen.* Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht blosses Leben und nicht blosse Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der

* Wenn man (um bey der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe schöne Leben des Korso in Rom gegeneinander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nüancieren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb, und soll nicht blos Formtrieb, sondern beydes zugleich, das ist, Spieltrieb seyn. Mit andern Worten: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwürigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet liessen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die ewig zufriedenen von den Feßeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den Müssiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Nahme für das freyeste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaßte, und

aus der Einheit jener beyden Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freyheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beyde unkenntlich, weil sie beyde in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beyden, weil es beydes zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsre Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsre Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelößt hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Nahmen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechselwirkung zwey entgegengesetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichstvollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchste was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beyden Principien bestehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nehmlich disseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende, um sowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anspannende, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beyden Wirkungsarten der Schönheit

sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig auflößt. Indem sie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Thätigkeit setzt, hat sie beyden ihre Grenzen gezogen; indem sie beyde durcheinander in Schranken hält, hat sie beyden die gehörige Freyheit gegeben. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyspiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden *wird*, das *ist* in dem Schönen der Erfahrung der Existenz nach verschieden. Das Idealschöne, obgleich untheilbar und einfach zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung *giebt es* eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisiert werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß *Tugenden* üben, bloß *Wahrheiten* fassen, bloß *glückselige Tage* geniessen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung;

aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im physischen als moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesten und Abentheuerlichen und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im moralischen wie im physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie

ausarten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweyfache Schönheit giebt, und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniß der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beyde Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der

schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen, und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beyde entgegen gesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwey entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Ideal-Menschen untergehn.

Die Fortsetzung folgt.

IV

Zweyte Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirne, dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu seyn, die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beym Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: es möchte
Meinetwegen die Menge sich halten, im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kupplende Dichter mit allem Bösen bekannt macht.
Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als es ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut, und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer,
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.

Manches hat die Jungfrau zu schaffen, die vielen Gefässe,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, sich trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft für künftige Jahre vollende.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen
Daß der Trank stets geistig und rein die Tafel belebe.
Laß die andre die Küche besorgen, da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen, und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was die Jahrszeit ihr bringt, das bringt sie bey Zeiten
Dir auf den Tisch, und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und kaum reift ihr der Sommer die Früchte,

Denkt sie schon an Vorrath des Winters. Im kühlen Gewölbe
Gähret ihr schmackhaft der Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die lüftige Kammer bewahrt die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern;
Und wenn etwas mislingt, dann ists ein grösseres Unglück,
Als wenn dein Schuldner davon geht, und dir den Wechsel zurück läßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt, und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.
Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilet, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende Früchte.
So erzeuge dir selbst, patriarchalisch, ein kleines
Königreich, und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.

Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ists noch besser, die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müssige Damen erscheinen.
Wie vermehrt sich das Nähen und Flicken und Waschen und Biegeln
Hundertfältig, seitdem in weisser arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich wären mir nur ein Dutzend Mädchen im Hause
Niemals wär ich verlegen um Arbeit, sie machen sich selber
Arbeit genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet!

Die Fortsetzung folgt.

V

Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterschied der Geschlechter zunächst gewidmet ist, pflegt man die Bestimmung derselben auf ihn allein zu beschränken. Man nimmt ihn unmittelbar mit in den Begriff derselben auf, denkt sich unter dieser Anstalt der Natur weiter nichts, als ein zur Erzeugung nothwendiges Mittel, und würde, wenn diese auf einem andern Wege zu erhalten wäre, einen Unterschied leicht entbehren zu können glauben, der die Entwicklung der Gattung in den Individuen nicht selten zu hindern scheint. Nur allenfalls im Menschen wird auch die gemeinste Beobachtung mehr auf die heilsame Einwirkung des einen Geschlechts auf das andere aufmerksam gemacht. Allein auch in der übrigen Natur ist diese Erscheinung nicht weniger sichtbar, und es bedarf nur einer mäßigen Anstrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geschlechts weit über die beschränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einschließt, in ein unermeßliches Feld zu versetzen. Die Natur wäre ohne ihn nicht Natur, ihr Räderwerk stände still, und sowohl der Zug, welcher alle Wesen verbindet, als der Kampf, welcher jedes einzelne nöthigt, sich mit seiner, ihm eigenthümlichen Energie zu wafnen, hörte auf, wenn an die Stelle dieses Unterschiedes eine langweilige und erschlaffende Gleichheit träte.

Das Streben der Natur ist auf etwas Unbeschränktes gerichtet. Alles Grosse und Treffliche, was in endlichen Kräften wohnt, will sie, ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, besitzen. Aber da diese Kräfte immer endlich und an die Gesetze der Zeit gebunden sind, so hebt die eine, sofern sie thätig ist, die andre auf, und es ist nicht möglich, daß sie alle zugleich wirken. Dieß gilt aber nicht bloß von ihren einzelnen Kräften, sondern überhaupt von ihren beyden hauptsächlichsten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indeß die Kraftübung Einseitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beschaffenheit des Stoffs führt; so verlangt die verbindende Form Vielseitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da sie geschieht, nothwendig die andre. Wenn also, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stand kommen sollte, so blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenschaften in verschiedene Kräfte, oder wenigstens in verschiedene Zustände derselben Kraft zu vertheilen, und sie nun durch den Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung zu nöthigen. Diese beyden Merkmale sind aber gerade auch die einzigen, welche der Geschlechtsbegriff in sich faßt. Denn, geht man auch, um denselben so aufzufinden, wie er sich wirklich in der Natur zeigt, am besten von dem Begriff der Zeugung aus, so kann man ihn doch auch, ohne alle Rücksicht auf diese, in seiner völligen Allgemeinheit fassen; und alsdann bezeichnet er nichts anders, als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfniß, dieß Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.

Denn auf der Wechselwirkung allein beruht das Geheimniß der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpft sich, das Verknüpfte wird wiederum Theil eines grösseren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfaßt immer jede neue Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer schöneren Einheit. Stoff und Form, so vielfach in einander verschränkt, vertauschen ihr Wesen, und nirgends ist etwas bloß bildend oder gebildet. So erhält die Natur zugleich Einheit und Fülle, zwey scheinbar entgegengesetzte, aber nah verwandte Eigenschaften, deren eine dem Geist wohlthätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andre zu thätigem Nachdenken angespannt hat.

Von dem zauberähnlichen Wirken dieser zahllosen Kräfte erstaunt, verzweifelt der menschliche Geist, je in dieß heilige Dunkel zu dringen. Dennoch fühlt er sich durch seine Natur aufgefordert, es zu versuchen. Soll nun der Versuch nicht gänzlich mislingen, so wende er seinen Blick von dem Zusammenfluß der Wirkungen ab auf die vereinzelten wirkenden Kräfte. Was dort durch vielfaches Eingreifen in fremder und mannigfaltig verschiedener Gestalt erscheint, sieht er hier, vereinzelt, in seiner eigenthümlichen wieder. Denn iede Verbindung in der Natur geht aus der innren Beschaffenheit der Wesen hervor, und ihr stilles Wirken unterbricht keine eigenmächtige Willkühr. Was sich mit einander vereinigt, trägt in seinem Wesen selbst das Bedürfniß dieser Vereinigung; und alle Erscheinungen der Natur bestimmt der Charakter der wirkenden Kräfte. Ist indeß der Weg auf diese Weise vereinfacht, so darf man ihn nicht zugleich auch erleichtert nennen. Sehr schwierig ist es, diesen verborgenen Charakter zu erspähen, der nicht in dem Inbegriff der, oft nur zufäl-

ligen Aeusserungen eines Dinges besteht, sondern ihr innerstes Wesen selbst ausmacht, nicht durch rhapsodistische Aufzählung der einzelnen Merkmale erschöpft wird, sondern in seiner ganzen Einheit aufgefaßt werden muß. Gerade weil er die letzte Verbindung von jenen ist, darf er keine Trennung verstatten, ist er für die innere Anschauung, was die äussere Gestalt dem Auge, und enthüllt sich fast nur einem gewissen ahnenden Gefühle, da er doch auf Begriffe zurückgeführt, und durch Beweise bestätigt werden soll.

Was, so wie dieser Charakter, das letzte Resultat aller vereinigten Kräfte ist, kann wieder nur mit vereinigten Kräften verstanden werden. In harmonischem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig seyn. Hat der Verstand die Natur und die Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muß die Phantasie das äussere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist dieß doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaaßen entsprechen. Keine Erscheinung einer Kraft darf daher der Forscher zurückweisen, und durch das ganze Gebiet ihrer Wirksamkeit muß er sie verfolgen. Bei Untersuchung der Körperwelt muß er mit der moralischen ebensowohl, als bey dieser mit jener vertraut seyn, und sein Bemühen gehe auf die grössere Naturökonomie oder den kleineren Kreis des Menschen, so darf er nie das Ganze aus dem Gesichte verlieren. Denn die äußere sinnliche Gestalt der Gegenstände giebt ihm einen Spiegel in die Hand, in welchem sein Auge ihre innere Beschaffenheit erblickt.

Vorzüglich aber bedarf der Mensch zu Ergründung

und Veredlung auch seiner moralischen Natur einer anhaltenden und ernsten Betrachtung der physischen um ihn her, und ihre Vorsorge hat ihm sogar dieß Studium erleichtert. Schon in dem bloß körperlichen Theil seines Wesens findet er mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Daseyn zu bringen streben soll. Freilich verweilt das Auge des Betrachters nur selten hinlänglich auf den Zügen dieser Schrift. Vorsichtige Besorgniß durch leere Bilder der Phantasie getäuscht zu werden, zieht oft die Aufmerksamkeit davon ab, und noch weit öfterer hindert sie Mangel an Feinheit des Sinns, überhaupt nur rege zu werden. Dennoch ist es unläugbar, daß die physische Natur nur Ein grosses Ganze mit der moralischen ausmacht, und die Erscheinungen in beyden nur einerley Gesetzen gehorchen. Nach der Erforschung der Körperwelt und dem Studium des innern Lebens der Geister bleibt daher noch endlich ein Blick auf das gegenseitige Verhältniß dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beyden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden. Dieser Gesetze werden freylich immer nur sehr wenige und äußerst einfache seyn können, da sie die reiche Mannigfaltigkeit aller besondren unter sich befassen müssen. Allein eben dadurch wird es dem Menschen leichter werden, ihnen auch an seinem Theil zu gehorchen, und gerade die verborgensten Geheimnisse seines Wesens in ihnen besser enthüllt zu sehn. Denn vorzüglich in dem Felde der menschlichen Empfindung und Begierde giebt es Tiefen, welche der Forscher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf sie heftet. Wo die Verwandtschaft mit der schlechterdings physischen Natur des Menschen zu nah ist,

hört die Möglichkeit auf, alles durch seine bloß moralische zu erklären. Er muß daher zugleich auf jene zurückgehn, und dasjenige, was in einer feinen und verwickelten Organisation undeutlich erscheint, muß er da aufsuchen, wo es in grossen und einfachen Zügen ausgedrückt ist. Wohin aber wendete er sich da besser, als an dieselbe Natur in ihrer weniger verwickelten, aber grössern Oekonomie? Aus ihr muß der Mensch sich besser verstehn lernen, und bey ihr den Stamm aufsuchen, von dem nur die feinste Blüthe in ihm sproßt. Hat er diesen entdeckt, so ist es nun weniger schwer, den wunderbaren Bau bis in seine äussersten Zweige zu verfolgen. Hier ist der Standpunct, auf welchem der Kenner der physischen und der Erforscher der moralischen Natur einander gegenseitig die Hand bieten, um die steile Höhe zu ersteigen, von welcher jedes sein eignes Gebiet in einer neuen und nun erst in der wahren Gestalt erblickt. Den äussersten Gipfel dieser Höhe zu erreichen, dürfte allerdings wohl menschlichen Kräften verwehrt seyn. Aber die Kenntniß der Natur wird sich immer ganz und gar von der Wahrheit entfernen, wenn man demselben nicht wenigstens entgegenstrebt, und er nicht der Gesichtspunckt ist, den man, auch bei der Beschäftigung in jedem einzelnen der beiden Reiche, unverrückt im Auge behält.

Aus endlichen Kräften bestehend, weiß die Natur sich durch ihre Form Unendlichkeit zu verschaffen. Dem Gesetze derselben gehorsam, hinterläßt das hinschwindende Wesen, ehe es von dem Schauplatz seiner Thätigkeit scheidet, ein neues an seiner Stelle, und indem so das Einzelne wechselt, bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. Diese Sorgfalt für die Fortdauer der Gattungen,

bei der Vergänglichkeit der Individuen, ist die erste Erscheinung, welche sich dem allgemeinsten Blick auf das gesammte Gebiet der Natur darstellt. Aber nicht auf blosse Fortdauer allein beschränkt, ist ihre Absicht hiebey zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Wesen das Vortrefliche nicht auf einmal entsteht, so erhebt sie sie von Stufe zu Stufe des bessren. Dadurch hat sie es möglich gemacht, nach dem ersten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werk abziehen zu können, und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Wesen zu verweilen, die sich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von selbst, und doch immer Einem Ziele zueilend entwickeln. Unter allen Verbindungen, die wir in ihr gewahr werden, sind gerade die höchsten, mannigfaltigsten und innigsten diesem doppelten Endzweck gewidmet; und gelänge es dem menschlichen Geist diese durch Erforschung des Charakters der dabey wirksamen Kräfte genauer zu durchspähen, so wäre es ihm dann möglich, dieß tiefe Geheimniß mit grösserem Recht zu bewundern.

Bei allem Erzeugen entsteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung, ruft die Zeugung neues Daseyn hervor, und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, daß dem neu Entstehenden ein schon vorhandener Stoff vorhergehen muß. Dieser Nothwendigkeit ungeachtet, hat indeß das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, daß diese aus demselben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimniß, wie nur sein Daseyn daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entsteht, ist ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand seine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, ist ein

Wesen für sich, besitzt selbst Leben und Organisation, und kann, wie es selbst hervorgebracht wurde, eben so wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet ist, so vermag doch keine Kraft Leben und Organisation mechanisch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuschreiben. Daher ist Zeugung von Bildung verschieden, und darf nur Erweckung genannt werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm selbst, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und sieht das Daseyn, das darauf erfolgt; wie beides verknüpft ist? umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung ist, so ist sie von Seiten des erzeugenden Wesens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht bloß durch die höchste Anstrengung der Kräfte, sondern besonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organische beseelt, kann, wie sie selbst in sich Eins ist, nur aus dem ihr Gleichen, hervorgehen, und nicht bloß daß jedes zeugende Wesen seine eignen gleichartigen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt fühlt, so ist auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engern Verstande des Worts) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Wesen, nicht alles zugleich zu besitzen vergönnt war, wenigstens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnsucht Momente geschenckt, die sie vergessen lassen, daß sie zu getrenntem Daseyn verurtheilt sind.

Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht

bloß die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistige Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprößling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sey es in der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder in der Energie des handlenden Menschen, erweißt es sich schöpferisch. Was seiner Zeugung das Daseyn dankt, war vorher nicht vorhanden, und ist eben so wenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem bloß abgeleitet. Zwar wird sich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgängiger logischer Zusammenhang herrschen muß, immer die Verbindung desselben mit dem schon Gegebenen zeigen lassen, aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus, bloß schnell übersehenen, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Erfindung, wenn gleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht seyn kann. Was hingegen das ächte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eignem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche der Verstand langsam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in todten Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich den Sporn sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies ist wiederum begeisternd für das Genie, und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebro-

chenen Bahnen fort, hier erscheint es und dort, aber vergebens suchten wir die Spuren seines wandlenden Fußtritts. Daher ist es nie zu berechnen, und vermag selbst nicht zu verbürgen, ob sein Product gesetzlos oder regelmäßig seyn werde? Es kann dieß Letztere nur mittelbar befördern, indem es sich selbst gesetzmäsig macht, und es ist ihm kein andrer Einfluß auf das Erzeugte, in dem Augenblicke der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung seiner selbst, als des Erzeugenden. Da alle seine Kräfte in diesem Momente vereinigt sind, bleibt keine zu müßigem Zuschauen, oder kalter Leitung übrig. Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewußt ist, ist gerade die Vermählung dieser ungleichartigen Naturen. Nur durch diese Wechselwirkung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herauszustellen, und sich selbst, abgesondert von allem Zufälligen, zum Object seiner Reflexion zu machen. Diese Trennung aber ist zu jeder genialischen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiefe seiner Vernunft hervorziehn, und es nicht anders, als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreise seines empirischen Daseyns, rein absondern kann. Daher erfordert dasselbe, wofern es schöpferisch werden soll, die höchste Objectivität, d. h. ein, in Bedürfniß übergehendes Vermögen, das Nothwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus seinem Innren schöpfen, oder es muß vielmehr sein eignes subjectives und zufälliges Daseyn in ein nothwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künstlers ein Meisterwerk gelingen, wenn er nicht die idealische Schönheit, zu der doch seine Phantasie die Züge selbst bildend entwarf, als eine

wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; nie wird der Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse der Ideen wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe seines Geistes hervorzog, seinen innren Sinn, gleich einem äussren Objecte bewegt; und nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handlende Mensch alle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein eignes Ich vergißt, oder vielmehr sein Ich zu dem Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Daseyn erweckt wird, ist der Zustand zu beobachten, welcher demselben vorhergeht. In dieser Stimmung der schöpferischen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung seyn möge, das Gefühl einer überfliessenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden. Die Kraft sammelt sich in sich selbst, nie fühlt sie sich reicher und grösser, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur herrlichsten Thätigkeit. Selbst die Erinnerung an diese Stärke vermag noch, sie in der Folge begeisternd zu erwecken. Aber in dieser Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sehnsucht, die zur Hervorbringung reitzt. Sich, ihres Reichthums ungeachtet, so wie sie ist, nicht genügend, ahnet sie etwas andres, mit dem vereint sie erst ein vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, so strebt sie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Daseyn vertilgt. Es entsteht ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervorbringung gespannt, und das eigne Ich entäussert sich bis zu dem Grade, daß es sich selbst gern

für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus diesem höchsten Daseyn springt das Daseyn hervor. Auf diesem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des geistigsten Products. Hat die Phantasie des Künstlers einmal das Bild lebendig geboren, so ist das Meisterwerk vollendet, wenn auch seine Hand in demselben Augenblick erstarrte. Die wirkliche Darstellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entscheidenden Moments an.

Eine befremdende Erscheinung ist es, daß Kräfte, die sich so nothwendig sind, und so heftig suchen, getrennt existiren sollen, und daß das zur Verbindung Bestimmte nicht Eins seyn kann. Denn überall sehen wir zur Zeugung zwei ungleichartige Kräfte erforderlich, dieselben mögen nun, wie in einem Theil der Natur, in Einem Wesen verknüpft, oder in zwei verschiedne vertheilt seyn. Da das Erzeugte mit dem Erzeugenden immer gleichartig und ihm ähnlich ist, so scheint es wunderbar, warum nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andere hervorgehen könne? und da der Begriff der reinen Kraft hier nichts Widersprechendes enthält, so müssen wir dieß in den Schranken derselben aufsuchen.

Die lebendige Kraft, welche jedes organische Wesen beseelt, fordert einen Körper. Dieser Körper und jene Kraft stehen in unaufhörlicher Gemeinschaft, indem sie gegenseitig auf einander ein und zurück wirken. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden. Wie unbegreiflich nun auch das Geschäft der Zeugung ist, so wird doch soviel wenigstens klar, daß das Erzeugte aus einer Stimmung des Erzeugenden hervorgeht, und, wie vorzüglich die Producte des Genies

auffallend zeigen, derselben ähnlich ist. Die Erzeugung organischer Wesen erfordert daher eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andre auf Rückwirkung gerichtete Stimmung, und diese ist in derselben Kraft und zu gleicher Zeit unmöglich.

Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der erstern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indeß besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen. Denn wie die thätige Kraft eines Wesens, so auch seine leidende, und wiederum umgekehrt. Etwas bloß Leidendes ist nicht denkbar. Zu allem Leiden (Empfinden einer fremden Einwirkung) gehört doch aufs mindeste Berührung. Was aber gar kein Vermögen der Thätigkeit besitzt, ist gar nichts, wird durchdrungen, aber nicht berührt. Daher überall gleichviel Entgegenwirken, als Leiden. Die thätige Kraft hingegen ist (wenn wir uns erinnern, daß hier nur von einer endlichen geredet wird) den Bedingungen der Zeit unterworfen, und an einen Stoff, mithin an etwas Leidendes gebunden. Ohne auch in tiefere Beweise einzugehen, sehen wir im Menschen immer Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig entsprechen. Der selbstthätigste Geist ist auch der reitzbarste; und das Herz, das für jeden Eindruck am meisten empfänglich ist, giebt auch jeden mit der lebhaftesten Energie zurück. Nur also die verschiedene Richtung unterscheidet hier die männliche Kraft von der weiblichen. Die erstere beginnt, vermöge ihrer Selbst-

thätigkeit, mit der Einwirkung; nimmt aber, vermöge ihrer Empfänglichkeit, die Rückwirkung gegenseitig auf. Die letztere geht gerade den entgegengesetzten Weg. Mit ihrer Empfänglichkeit nimmt sie die Einwirkung auf, und erwiedert sie mit Selbstthätigkeit.

Diesen zwiefachen Charakter drückt auch der verschiedene Zustand aus, welcher in beiden der Hervorbringung unmittelbar vorhergeht. In beiden ist das Gefühl eines überströmenden Vermögens mit dem eines schmerzlichen Entbehrens gepaart. Aber wo die Männlichkeit herrscht, ist das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürftigkeit von Stoff entblößt; und die entbehrende Sehnsucht auf ein Wesen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Thätigkeit gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt; ihre glühende Heftigkeit lindre. In dem Kreise der Weiblichkeit hingegen ist das Vermögen: eine üppig überströmende Fülle, zu reich, als daß die eigne Kraft allein ihrer Belebung genügte; indeß die entbehrende Sehnsucht ein Wesen sucht, das zugleich den innern Stoff erwecke, und der eignen Kraft, indem es sie durch Einwirkung zu selbstthätiger Rückwirkung nöthigt, eine grössere Stärke ertheile. In dem ersteren Fall ist daher eine Stärke, die, auf Einen Punkt versammelt, von diesem nach außen hin strebt. Außer sich sucht dasjenige einen Stoff, was in sich nicht genug Beschäftigung seiner Thätigkeit findet. In dem letzteren ist eine Fülle des Stoffs, die sich einen fremden Gegenstand in einem Punkt innerhalb ihres Wesens aufzunehmen, und von ihm Einheit zu empfangen sehnt. So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der andren, und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.

Auch in der geistigen Zeugung nehmen wir nicht bloß dieselbe Wechselwirkung, sondern auch denselben Unterschied zwei verschiedner Geschlechter wahr. Ganz anders ist es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind. Es ist schon schwer, so feine Verschiedenheiten im intellectuellen und moralischen Leben nur zu bemerken, und bei weitem schwerer noch, sie darzustellen. Wo indeß das Genie männliche Kraft besitzt, da wird es, zeugend, mit selbstthätiger Vernunft auf das idealische Object einwirken. Wo demselben hingegen weibliche Fülle eigen ist, wird es, empfangend, die Einwirkung dieses Objects durch das Uebergewicht der Phantasie erfahren und erwiedern. Vorzüglich offenbart sich dieser Unterschied in der innren Stimmung bei der Hervorbringung selbst; dem geübten Blick aber wird er ebensowenig in den Producten entgehn. Denn ist gleich jedes ächte Werk des Genies die Frucht einer freien, in sich selbst gegründeten, und in ihrer Art unbegreiflichen Uebereinstimmung der Phantasie mit der Vernunft; so kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weiblichere Phantasie mehr üppige Fülle und reitzende Anmuth gewähren. * Da aber der Ge-

* Diese Vergleichung in einzelnen Fällen wirklich anzustellen, ist schon darum von vielen Schwierigkeiten begleitet, weil selten zwei Köpfe übrigens Aehnlichkeit genug zeigen, um gerade diesen Unterschied auffallend sichtbar zu machen. Nur also um an Beispiele zu erinnern, sey es erlaubt, hier Homer und Virgil, Arioſt und Dante, Thompſon und Young, Plato und Ariſtoteles einander gegenüber zu stellen. Wenigstens dürfte niemand leicht in Abrede

schlechtsunterschied überhaupt, als ein Unterschied der Natur, durch den formenden Willen, so viel als möglich zur Einheit erhoben werden muß; so wird freilich dasjenige Genie, das sich auf seine Bildung versteht, jene beiden Kräfte, bis zur gänzlichen Verkennung desselben, in ein reines Gleichgewicht zu stimmen bemüht seyn. Deutlicher, als hier, erscheint daher dieser Unterschied im praktischen Leben. Wo dort der Tugendhafte, von dem erhabenen Gefühl der Achtung des Gesetzes durchdrungen, der Ausübung seiner Pflicht sein Glück und sein Leben opfert, da ist eine grosse und heroische Handlung mit männlicher Kraft erzeugt. Der moralische Sinn fühlt sich in rüstiger Stärke, die Stimme der Pflicht ruft ihn zur That, und er empfindet sich gedrungen, dem Rufe zu folgen. Wo hingegen die Tugend, im Bündniß mit der Phantasie, durch ihre Anmuth reitzt, da ist jenes moralische Gefühl mehr empfangend, als zeugend. Es erhält aus der Hand der Einbildungskraft die wohlthätige Gestalt, schließt sich mit Innigkeit an sie an, und strebt, sie mit seinem Wesen zu vereinigen; und so ist die tugendhafte Handlung, welche hervorgeht, nicht sowohl das Werk einer völlig frei und selbstthätig, als einer zurückwirkenden Kraft.

seyn, daß, in Rücksicht auf ihre Gegentheile, in den zuerst genannten, wenigstens in Vergleichung mit der aus ihnen hervorleuchtenden Kraft, mehr Ueppigkeit der Phantasie herrscht, da aus den lezteren die Form der Vernunft mit einer fast an Härte gränzenden Bestimmtheit spricht. Zugleich von dieser Härte und von einer zu grossen Ueppigkeit frei, kann Sophokles, in der Mitte zwischen Aeschylus und Euripides, zum Beyspiel des geschlechtlosen Genies dienen.

Dieselbe Eigenthümlichkeit der zeugenden und empfangenden Kräfte, welche wir in den Momenten ihrer höchsten Thätigkeit wahrnehmen, offenbart sich auch durch ihr ganzes Daseyn hindurch. Ueberall spricht aus den ersteren hervorbringende Kraft durch freies Geben aus eigner Fülle; überall ist in den letzteren Stärke des Auffassens durch festes Umschließen des Aufgenommenen sichtbar. Aber über das stille Daseyn der Wesen unaufmerksam hinwegrollend, eilt unser Blick immer nur ihren Wirkungen zu, und doch ist es eben dieß unbemerkte Leben, dem die Kräfte der Natur ihre Fortdauer danken. Denn was ist jenes Daseyn andres, als eine ununterbrochene Wirksamkeit, welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgesetzte Streben die Kraft endlich bis zum Ueberströmen anschwellt? Nur die körperliche Wirkung rührt unsren gröberen Sinn, indeß der feine, aber mächtige Einfluß, den alles, was lebt, unmittelbar dadurch verbreitet, daß es ist, uns gleich einem unsichtbaren Hauch entschlüpft. Eben so ist nun auch den zeugenden und empfangenden Kräften nicht die Sorge der Fortpflanzung allein anvertraut, nicht bloß die Erzeugung, die vor unsren Augen geschieht. Auch die Erhaltung, und da die Erhaltung des Endlichen nur unaufhörlicher Tod ist, an den immer wiederkehrendes Leben sich anknüpft, auch die uns verborgene Wiedererzeugung ist ihr Werk. Vermöchte daher auch die Natur jenen Zweck der Fortpflanzung auf einem andren Wege zu erreichen, so könnte sie doch nie die Wechselwirkung entbehren, in der die Kräfte der Geschlechter einander gegenseitig ergänzen.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche

Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte. Alles Beschränkte zielt auf Zerstörung, und der himmlische Friede wohnt allein in dem Wirkungskreis dessen, was sich selbst genügt. Der zerstörenden Thätigkeit des einen muß daher das andre entgegenstreben, und indem beide gegenseitig einander ihren Endzweck vereiteln, erfüllen sie den schrankenlosen Plan der Natur. Allein auch sie gewinnt diesen Sieg nur, wenn man sie in ihrem ganzen Umfang und durch die Dauer aller ihrer Epochen betrachtet; oder vielmehr derselbe liegt allein in dem Inhalte ihrer Gesetze. In jeder einzelnen Periode dauert der Kampf noch fort, und das Vollendete entbehrend, muß sie sich das Höchstmögliche zu besitzen begnügen. Da sie die Schranken nicht entfernen kann, muß eine Kraft die Lücken der andren ausfüllen; und da jede Thätigkeit sich endlich selbst aufreibt, Unthätigkeit aber verbannt ist, so muß die Ruhe in dem Wechsel der Wirksamkeit bestehen. Denn die höchste Kraft erfordert die Vereinigung widersprechender Bedingungen. Mit rastloser Anstrengung soll beharrliches Ausdauern verbunden seyn. Aber die Anstrengung ist ein Feuer, das sich selbst verzehrt; um nicht an Intension zu verlieren, muß sie sich aller hindernden Masse entledigen, und den Stoff, den sie besitzt, energisch zusammendrängen. Denn giebt es gleich auch Kräfte, welche gerade durch Masse mächtig sind, wovon vorzüglich die unbelebte Natur auffallende Beispiele zeigt, so wirkt doch da eigentlich nur die vereinte Stärke vieler einzelnen, zufällig in Gemeinschaft stehenden Theile. Indem nun die Anstrengung die Empfänglichkeit ausschließt, nimmt sie sich selbst den Genuß erquickender Ruhe. Dagegen erfordert die Stärke des Widerstandes, welche zur ausdauernden Beharrlichkeit nothwendig ist, mehr Fähigkeit, die fremde

Einwirkung aufzunehmen, als sie zurückzuweisen, mehr Stimmung zu leiden, und daher einen reicheren Stoff. Ist aber dieser, in sich zurückgezogen, so sehr zur Beschäftigung mit fremder Energie aufgelegt, so verbietet er sich dadurch selbst die Möglichkeit eigner selbstthätiger Anstrengung. So verschließt die Dichtungskraft, wenn sie in glühendem Feuer Bilder auf Bilder schaft, die Sinne den äusseren Eindrücken; und so verwehren diese, wenn sie mit lebendiger Wärme die Wirklichkeit umfassen, jener den kühnen Aufflug ins Land der Erfindung.

Die männliche Kraft, zu beleben bestimmt, sammelt sich von selbst, und durch eigne Bewegung. Allen Stoff, den sie besitzt, drängt sie zu ungetheilter Einheit zusammen. Je reicher und mannigfaltiger derselbe ist, desto ermattender ist die Anstrengung, aber auch desto grösser die Wirkung. Der Stoff darf nicht schon durch seine eigne Natur zur Verbindung gestimmt seyn. Von ihr, als einem herrschenden Prinzip, muß er die Leitung erhalten. So in sich versammelt, wirkt sie aus sich heraus. Von heftigem Drange thätig zu seyn beseelt, wünscht sie einen Gegenstand zu finden, den sie durchdringe; aber ganz nur Selbstthätigkeit, ist sie in diesem Augenblick aller Empfänglichkeit verschlossen. Einer solchen Anstrengung folgt jedoch bald Ermattung nach, und sie gleicht einem Hauche, der mächtig belebt, aber bald verschwindet. Mit dem Gefühl der sinkenden Stärke erwacht in ihr die Sehnsucht der Empfänglichkeit, und gern ruht sie da aus, wo sie vorher bloß schöpferisch war. So ist sie, was sie ist, durch sich selbst, und ihre eigenthümliche Form. Der Mann, dessen Brust ein thatenkühner Muth begeistert, fühlt sich in sich verengt. Viel Erfahrungen hat er mit beobachtendem Geiste auf

der Bahn des Lebens gesammelt; hohe Ideale aus seinem Innren hervorzuschaffen; mannigfaltige Gefühle bewegen ihn, bald die Würde der neuen Schöpfung, nach der er sich sehnt, bald theilnehmendes Mitgefühl mit den Wesen, die er zu veredlen strebt. Für alle diese erhabenen Bilder hat sein Busen nicht Raum genug, und heißer Durst nach Thätigkeit treibt ihn. Er sucht eine Welt, die seiner Sehnsucht entspreche. Uneigennützig und fern von jedem Gedanken an eignen Genuß, befruchtet er sie mit der Fülle seiner Kraft. Die neue Schöpfung steht da, und freudig ruht er aus im Anblicke seiner Kinder.

Die weibliche Kraft, zur Rückwirkung bestimmt, sammelt sich auf einen fremden Gegenstand und durch fremden Reitz. Da der Stoff, den sie in reicher Fülle besitzt, sich durch seine eigenthümliche Natur vereint; so wirkt er mehr durch ein leidendes, als ein selbstthätiges Vermögen. Mit dem Grade seiner Mannigfaltigkeit wächst gleichfalls die Schönheit der Wirkung, nicht aber zugleich auch die Anstrengung. Vielmehr wird diese durch vielfachere Berührungspunkte erleichtert, und ihr Grad nur durch die Innigkeit des Umschliessens bestimmt, die von der gegenseitigen Harmonie abhängt. Der Stoff der weiblichen Kraft bedarf weniger der Herrschaft eines vereinenden Prinzips, sondern verbindet sich mehr durch seine eigene Gleichartigkeit. In dieser Einheit erwiedert sie die Einwirkung mit immer steigendem Feuer, bis endlich ihre ganze Thätigkeit angespannt ist. Aber da ihre eigenthümliche Natur sie fähiger macht, Widerstand zu leiden, und sie von der glühenden Heftigkeit frey ist, welche die männliche verzehrt, so vergütet sie die Langsamkeit ihrer Wirkung durch längeres Ausdauern. So dankt sie der Be-

schaffenheit ihres Stoffs selbst einen Theil ihrer Wirksamkeit, die durch ihn vorbereitet und unterstützt wird. Ein Herz, das sich, von mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer edeln Strebsamkeit beseelt, reich in sich selbst fühlt, aber den kühnen Muth vermißt, sich eine eigne Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnsucht gefoltert. Sich selbst unverständlich, und arm im Schooße des Ueberflusses, wünscht es ein Wesen zu finden, das die verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löse. Je tiefer die Quelle dieser verworrenen Stimmung verborgen liegt, desto schwerer begegnet es der Gewährung seines Wunsches, aber desto inniger schließt es sich an die gefundene Erscheinung an. Je länger es an ihr verweilt, desto mehr Berührungspunkte entdeckt es, und verläßt sie nicht eher, bis der Keim zur vollendeten Frucht gereift ist.

Nicht also ihrem Grade, sondern allein ihrer Gattung nach, sind die zeugenden und empfangenden Kräfte von einander verschieden. Blosses Aufnehmen ist kein Empfangen, sondern steht eben so unter diesem, als das Geben unter dem Zeugen. Beyde, Zeugen und Empfangen, sind höhere und kraftvollere Energien, beyde ein Hervorbringen durch Geben und Aufnehmen. Eigne fruchtbare Fülle muß bey jenem das Entäußerte begleiten, bey diesem das Aufgenommene umfassen. Der wahre Charakterunterschied beyder Kräfte besteht darin, daß den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen ist, wenn nemlich Seele jedes selbstthätige Prinzip bezeichnet. Gerade aber durch diese Verschiedenheit thun sie der Forderung der Natur ein Genüge. Sollte der Zerstörung drohenden Heftigkeit der männlichen Kraft eine andre entgegengestellt werden, so durfte es keine

gleichartige seyn. Gegenseitige Ermattung hätte dann den Kampf beschlossen, in dem, wie überall in der Natur, der Unterliegende selbst neues Leben aus den Händen des Ueberwinders erhalten sollte. Der überströmenden Fülle mußte daher ein Bedürfniß gegenüberstehn; aber da die Natur in ihrem Gebiet eben so wenig Armuth als Selbstgenügsamkeit verstattet, so ist das Bedürfniß wieder mit Reichthum verknüpft. Indem nun alles Männliche angestrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur, deren Anstrengung nie ermattet, und deren Ruhe nie in Unthätigkeit ausartet.

Zu jeder Zeugung wird also zweyerley erfordert, lebendige Energie der Kraft, die auf Einen Punkt sich zusammenzieht, und lebendige Fülle des Stoffs, der ihre Einströmung in allen seinen Punkten empfängt. Jene wird daher ihrer Natur nach, auf Trennung gerichtet seyn, weil alles, was nicht sie selbst ist, sie in ihrer reinen Wirksamkeit hindert: Diese wird auf Einheit gerichtet seyn, um von allen Seiten aus die einwirkende Kraft zu umschliessen. Wenn das Genie (da diese Erscheinungen durch die ganze Kette der hervorbringenden Wesen dieselben sind) vermöge der reinen Selbstthätigkeit der Vernunft, die belebende Flamme ausströmt, der, gleich einem Funken, das göttliche Werk entsprüht, so muß die Phantasie sie in ihren Schooß aufnehmen, und wohlthätig umschliessen. Die zeugende Kraft vermöchte sich nicht energisch zu sammeln, wenn sie nicht alles zurückwiese, was diese Anstrengung stören könnte; und der empfangenden wäre es unmöglich, sich von allen Seiten her nach Einem Punkt

hin zu neigen, wenn sie nicht die höchste Uebereinstimmung in sich bewahrte. Die Heftigkeit, mit der die erstere fortstrebt, richtet sie auf einzelne Gesichtspunkte, und ihre unaufgehaltene Wirkung müßte überall Trennung und Zerstörung seyn. Dagegen macht der letzteren die harmonische Sanftmuth, mit der sie entgegenkommt, eine mehr umfassende Einheit zum Gesetz, und ihre Frucht ist Erhaltung. Was zu beleben bestimmt ist, muß reitzend erwecken. Aller Reitz aber richtet die Aufmerksamkeit auf einen einzelnen Zustand, und das Gefühl durchgängiger Gleichgültigkeit würde Schlummer oder Tod seyn. Das Belebende darf daher nicht, mit allzugrosser Schonung, jede Erschütterung vermeiden. Dagegen muß der Stoff, welcher der Belebung entgegengeführt wird, gleichmäßig und ganz von ihr durchdrungen werden. Was endlich mehr Form besitzt, zielt zwar auf Verbindung, aber, wie die Form überhaupt, nur durch Trennung; so wie, was dem Stoffe näher liegt, wie dieser selbst, zwar in sich ein Mannigfaltiges, aber noch wenig geschieden ist.

Ueberall, wo der männliche und weibliche Charakter sichtbar ist, wird man in ihm diese Seiten gewahr; in dem ersteren ein Streben, mit trennender Heftigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu seyn. Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beyde Geschlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menschen, erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reitzende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht sowohl anschauliche, als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Cha-

rakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwiedert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, läßt dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit, als anmuthige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme. Da in der endlichen Natur das Leben immer dem Tode zur Seite steht, und das Beßre nur an die Stelle des minder Guten tritt; so muß dem neuen Daseyn das schon vorhandene weichen. Die Kraft nun, die, von eignem Entschluß getrieben, auſſer sich thätig ist, muß mit einer Willkühr handeln, die, wenn sie Hindernisse zerstörend hinwegräumt, nicht anders als gewaltthätig erscheinen kann. Daher ist kein Muth zu grösseren Unternehmungen, ohne eine gewisse Härte denkbar. Da aber die neue Schöpfung nicht gedeiht, wenn sie nicht mit weiblicher Schonung gepflegt wird, so wandelt in einem wahrhaft zum handlenden Leben gebornen Genie sanfte Milde die Härte in ernste Festigkeit um.

Denn nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beyder Geschlechter bringt das Vollendete hervor, und wenn das Studium des männlichen den Verstand anhaltender beschäftigt, und die Betrachtung des weiblichen die

die Empfindung lebhafter bewegt, so befriedigt nur die Verknüpfung beyder, oder vielmehr das reine Wesen, abgesondert von allem Geschlechtsunterschied, die Vernunft, als das Vermögen der Ideen. Die höchste Einheit erfordert allemal zwey entgegengesetzte Richtungen. Da die Einheit überhaupt nur dann Werth hat, wenn sie aus der Fülle, nie aber, wenn sie aus der Armuth entspringt; so darf die Stärke und Ausbildung der einzelnen Theile nicht minder groß seyn, als die Innigkeit des Zusammenhangs aller. Allein um das Einzelne zu üben, wird Trennung erfordert, und eben diese Trennung schränkt die Möglichkeit der Verbindung ein. Da nun das eine Geschlecht jene, das andre diese mehr begünstigt, so befördern beyde, indem sie einander entgegenwirken, gemeinschaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze aufs innigste verknüpft, und das Einzelne aufs vollkommenste ausgebildet zeigt.

Denn die ursprünglich anfangende Thätigkeit ist den zeugenden Kräften, so wie die erwiedernde den empfangenden eigen, und die Zeugung, als das gemeinschaftliche Werk beider, ist auf diese Weise zwischen ihnen vertheilt. Alle Hervorbringung setzt einen Stoff voraus; denn nur an das schon vorhandene knüpft die Natur das Neue an. Dieser Stoff bildet sich aus, und zwar durch einen Trieb, welcher mit eigenthümlicher Kraft, und nach einer Regel (die, wie vorhin bemerkt worden, die Erzeugung des Gleichartigen scheint) thätig ist. In diesem Triebe aber, als zu einer ihm vorher fremden Energie, muß er erweckt werden, und diese Erweckung ist der Anfang des Lebens, als der Verbindung des Bildungstriebes (im allgemeinsten Verstande) mit der rohen Materie. Das erste Ge-

schäft dieses Bildungstriebes ist die Ausbildung selbst, und, ist diese vollendet, die Ersetzung dessen, was der organische Körper zufällig verliert. Allein auch außerdem ist er ununterbrochen fort thätig, um die einmal vollendete Bildung zu erhalten. Denn da die Gesetze der Materie hier vorzüglich die chemischen Verwandtschaften den Gesetzen des Lebens, d. i. der Organisation, immerfort entgegenarbeiten, und das Leben wie die Resultate neuerer Untersuchungen zeigen, nichts andres ist, als der Sieg der letzteren über die ersteren; so ist ein unaufhörlicher Kampf nöthig, diese Oberherrschaft zu behaupten. Das Prinzip, das hier thätig ist, pflegt man die Lebenskraft zu nennen, und von ihr macht der Bildungstrieb (im engern Verstande) nur eine besondre Modification aus. Die Hervorbringung erfordert daher zwey unentbehrliche Elemente, rohen Stoff, und Belebung desselben zur Ausbildung.

Sollen diese beyde unter die zeugenden und empfangenden Kräfte vertheilt werden, so scheint es natürlich den Stoff den letzteren, die Belebung den ersteren zuzuschreiben. Wenigstens zeigte sich, nach dem bisherigen Raisonnement, bey den zeugenden Kräften die Energie, bey den empfangenden das ursprünglich Vorhandne, worauf die Energie wirkt, in höherem Grade. So schien in Absicht der hervorbringenden Kraft den erstern mehr selbstthätiges Feuer, den letztern mehr entgegenwirkende Stärke; in Absicht der Einheit der Wirkung den ersteren ein stärkeres vereinendes Prinzip, den letzteren mehr freiwillige Uebereinstimmung des Einzelnen eigen zu seyn. Auch in der Betrachtung der Natur entdeckt schon ein flüchtiger Blick überall in dem männlichen Geschlecht mehr Ausdruck von Kraft, in dem weiblichen, zwar nicht an sich, aber

in Vergleichung mit der, aus demselben hervorleuchtenden Kraft, mehr Ausdruck von Fülle.

Jeder reinen Theilung widerspricht indeß schon die Analogie der Naturgesetze. Denn soweit unsre Beobachtung reicht, sehen wir, daß die Natur, immer bemüht, den höchsten Reichthum durch die einfachsten Mittel hervorzuschaffen, Wesen von ungleichartiger Wirksamkeit nicht sowohl durch den Grad, als die Richtung ihrer Kräfte von einander unterscheidet. Eben so ist nun auch in den empfangenden nicht weniger Kraft, als in den zeugenden Stoff in dem Augenblick der Hervorbringung wirksam; und die Verschiedenheit liegt allein in der Art, wie beyde gegenseitig gestimmt sind. In dem männlichen Geschlechte ist alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff bloß bestimmt ist, sie dadurch zu verstärken, daß er ihr gleichsam einen Körper leiht, so sucht sie ihn sich, fast bis zur Vertilgung seiner eigenthümlichen Natur, zu assimiliren. In dem weiblichen geht dagegen die ganze Stimmung auf die Rückwirkung. Indem die Kraft diese in dem Stoff zu erhöhen strebt, behandelt sie ihn mit grösserer Schonung. Eigentlich geschieht daher die Belebung durch beyde Geschlechter zugleich, nur daß die männliche Kraft doch allein die Erweckung bewirkt, indeß die weibliche nur ihre Möglichkeit vorbereitet, und ihre Fortdauer sichert. Nie vermöchte auch die belebende Kraft auf den Stoff zu wirken, wenn nicht zugleich eigne Thätigkeit desjenigen Wesens hinzukäme, welchem derselbe angehört. Selbst die stärkste Einwirkung kann nur durch Rückwirkung in das eigne Wesen aufgenommen werden, und aus dem ganzen Umfange ihres Gebiets hat die organische Natur bloß unthätiges Leiden verbannt. Dadurch,

daß sie jedem Geschlecht beyde zur Erzeugung nothwendige Kräfte verliehen, hat sie es möglich gemacht, daß Mangel der Kraft auf der einen Seite durch ein Uebergewicht auf der andern gleichsam übertragen werden kann. Wo es der männlichen Kraft an Stärke gebricht, da kann die Lebendigkeit der weiblichen noch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit retten, wie dieß die Erfahrung in der That nicht selten beweißt, und umgekehrt kann, wo die weibliche einen zur Empfänglichkeit wenig vorbereiteten Stoff darbietet, die männliche diesen Fehler wiederum gut machen. Mag man sich dieß nun durch einen wirklichen Austausch der Functionen, oder, was wahrscheinlicher ist, durch eine Erweckung und Unterstützung der Schwäche des einen Theils vermöge einer ausserordentlichen Stärke des andren erklären, die, indem sie ihrer Verrichtung in einem eminenten Grade genügt, die gegenseitige erleichtert; so bestätigen Fälle dieser Art, ebenso wie die, wo augenblickliche Stimmungen der Mutter auf die Beschaffenheit der Frucht wirksam schienen, das hier Gesagte auch auf dem Weg der Erfahrung. Wenn indeß Zeugung und Empfängniß beyde einen Stoff und eine Kraft erfordern; so ist bei der ersteren der Stoff nur nothwendig, weil die Kraft nicht ohne Stoff zu wirken vermöchte, und bey der letzteren die Kraft nur erforderlich, weil ohne sie die Einwirkung auf den Stoff nicht geschehen kann. Redet man daher bloß von der Hauptrichtung beyder Geschlechter; so gehört dennoch die Kraft bei der Hervorbringung bloß dem zeugenden, der Stoff bloß dem empfangenden an.

Den geweihten Schleier zu durchdringen, in den die Natur gerade ihr heiligstes Bilden verhüllt, ist von einer Schwierigkeit begleitet, welche sich schon durch die man-

nigfaltigen und gänzlich verschiedenen Theorien über diesen Gegenstand verräth. Die wahrscheinlichste unter denselben stimmt jedoch genau mit dem eben Gesagten überein. Ueberall, wo die Natur Zeugung und Empfängniß zwey verschiedenen Wesen anvertraut hat, ist der Stoff in dem empfangenden, das belebende Prinzip in dem zeugenden. Damit aber beyde miteinander in Verbindung gesetzt werden können, muß noch eine Thätigkeit auch des ersteren hinzukommen, durch welche ein Theil des Stoffs sich losreißt, und Keim zur ferneren Ausbildung wird. Gerade in ihrer geheimsten Werkstätte wirkt daher die Natur am meisten schöpferisch und am wenigsten mechanisch. Gerade hier läßt sich am wenigsten die Wirkung aus den Ursachen berechnen; vielmehr zündet nur ein Funke den andern an. Dieß haben am meisten diejenigen gefühlt, welche dieß Phänomen durch jene Wirkungsart zu erklären unternahmen, da doch dem menschlichen Verstand hier nichts übrig blieb, als die hervorbringenden Ursachen aufzusuchen, den Erfolg zu beobachten, und nicht zu erklären, sondern schweigend zu bewundern, ein Gipfel der bescheidenen Achtung gegen die grosse Werkmeisterin, zu welchem nur die neuere philosophische Naturkunde führen konnte. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Natur, indem sie sich jener körperlichen Kräfte nur in soweit bedient, als es ihr gleichsam unentbehrlich schien, die Freiheit, dieß grosse Vorrecht der Geisterwelt, auch in das andre Gebiet ihres Reichs hinüberzuführen strebt. Nur eine Partikel des Stoffs nimmt sie auf, nur zur ersten Belebung entlehnt sie eine fremde Kraft. Wie der erste Funke glimmt, lodert er durch sich selbst auf, empfängt Nahrung, aber die er nach eignen Gesetzen gebraucht.

Achtung für alles wirkliche Daseyn, und Streben demselben eine bestimmte Gestalt nach eigner Willkühr zu geben, bezeichnen überall den weiblichen und männlichen Charakter, und so erfüllen sie beide dadurch gemeinschaftlich den großen Endzweck der Natur, die unaufhörliche Wechselwirkung der Form und des Stoffes. Unmittelbar gegenübergestellt, müßten Form und Stoff einander feindlich begegnen. Da aber, bei der, den beiden Geschlechtern eigenthümlichen Wirkungsart, die Strenge der Form durch den Stoff, den dieselbe annehmen muß, gemildert, und der Stoff durch eine formende Kraft zur Empfänglichkeit vorbereitet wird; so ist nun die innige Vereinigung möglich, auf welcher allein das Geheimniß der Organisation beruht. Die Nothwendigkeit, mit welcher alle wechselseitig aufeinander wirkende Kräfte eine oder andren bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig von einander. Indeß ist den ersteren doch nicht alle Beschäftiguug ihrer Wirksamkeit für sich allein, so wie den letzteren, verwehrt, und dieß begründet eine grössere Unabhängigkeit von ihrer Seite. Eben darum aber sind die entgegengesetzten das höchste Beförderungsmittel aller Verbindung, und da nun gerade die Kunst der Verbindung das höchste Daseyn in der Natur bewahrt, so sind dieselbe durch ihre innre Beschaffenheit mehr und dringender, dieß zu befördern, veranlaßt. Sie sind es, die man als das eigentlich verknüpfende Band in dem Ganzen der Natur ansehen kann; die am emsigsten Gegenstände aufsuchen, welche ihre Energie zu beleben vermögen, und bei den gefundenen am längsten verweilen.

Durch dieß Verweilen führt die Fähigkeit zu empfangen zu dauernder Beharrlichkeit. Mehr in sich zurückzukeh-

ren, als in weite Fernen zu schweifen durch ihre Natur selbst veranlaßt, sind alle empfangende Wesen an einen stäteren, minder wechselnden Gang gefesselt. Um der Kraft, die ihnen entgegen kommt, ausdauernde Stärke entgegen zu setzen, das Getrennte zu verbinden, und die Einwirkung zu erwiedern, bedürfen sie eines harmonischen und gleichgestimmten Strebens. Da mit dem Empfangen auch zugleich die Ausbildung des Keims verbunden ist, so erfordert diese häufig eine verwickeltere Organisation; und wenigstens muß die Natur, um diesen Zweck nicht zu verfehlen, Wesen, die hiezu bestimmt sind, mit doppelter Wachsamkeit an ihre Gesetze binden. Beharrlichkeit aber ist die Unveränderlichkeit des Endlichen, und so scheint die Natur auch diesen letzten Vorzug, welcher erst allen übrigen, die ohne ihn nur ein erbetenes und vergängliches Daseyn besitzen würden, den wahren innren Werth und den schönsten äußern Glanz giebt, den empfangenden Kräften vorzugsweise von selbst und aus freier Gunst zu ertheilen.

Aber die Beharrlichkeit hat nur dann einen Werth, wenn sie das Gesetz der Thätigkeit ist, nicht wenn sie zur Unthätigkeit herabsinkt. Besitzt nun das weibliche Geschlecht ein Prinzip der Beharrlichkeit, so ist ihm nicht auch zugleich ein andres der Thätigkeit eigen, sondern es muß dieß von der wechselseitigen Einwirkung des männlichen erwarten. Die Kraft, die mit so grosser Heftigkeit wirkt, daß sie selbst die Zerstörung nicht scheut, und fremden Stoff nach eigner Willkühr zu formen unternimmt, ist unermüdet, aber auch leicht dem Wechsel unterworfen. Da sie nicht Raum genug in sich fühlt, das schwellende Streben zu fassen, so ist ihr Ruhe unerträglich; und da sie nicht

sowohl der Beschaffenheit des Stoffs nachgiebt, als von eignem Feuer beseelt wird, so läßt sich die Stätigkeit ihrer Wirksamkeit nicht verbürgen. In demjenigen Theil der Natur, in welchem überhaupt wenig oder gar keine Willkühr herrscht, wird dieß wenig sichtbar seyn; vielleicht aber ist es auch nur, wie so vieles in diesem Gebiet, wenig beobachtet, und wenigstens bestätigt in dem übrigen die Erfahrung diese, hier bloß aus Begriffen gefolgerte Behauptung. Soll der Mensch zu dem Ideale gelangen, das die Vernunft ihm vorschreibt; so muß der Mann seine natürliche Thätigkeit an ein festes Gesetz binden, das Weib die Gesetzmäßigkeit, welche es seinem Wesen eingeprägt fühlt, durch innre Antriebe mit Thätigkeit beleben. Unterliegt aber das Bemühen der Vernunft hier dem Hang der Natur, so hebt der doppelte Fehler beider Geschlechter sich selbst wieder auf. Mit verschiedenen Eigenschaften versehen und doch unzertrennlich von einander, beschränken sie sich selbst bis auf die Gränze, welche dem Endzweck des Ganzen entspricht.

Die Natur, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, ist unveränderlich. Die Thätigkeit ihrer Kräfte rostet nie, und ihre Gesetze verschaffen sich immer gleichen Gehorsam. So unterbricht nichts je weder den Grad, noch die Form ihrer Wirksamkeit. Diese Thätigkeit aber unveränderlich zu erhalten findet sie in der gegenseitigen Eigenthümlichkeit beider Geschlechter eine mächtige Stütze. Indeß sie aus dem einen Rastlosigkeit schöpft, verbürgt ihr das andre die Stätigkeit.

So sind nun zwischen beiden Geschlechtern die Anlagen vertheilt, welche es ihnen möglich machen, dieß unermeßliche

Ganze zu bilden. Nur dadurch gelang es der Natur, widersprechende Eigenschaften zu verbinden, und das Endliche dem Unendlichen zu nähern. Denn überall droht angestrengte Thätigkeit dem ruhigen Daseyn, so wie erhaltende Ruhe der regen Energie den Untergang. Darum beseelte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indeß nun die einen ihr Gebiet zu erweitern streben, bereichern es die andern mit sorgsamer Hand innerhalb seiner Gränzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Heftigkeit, sein Streben nach Aussenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwiedern und seine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daseyn. Mit gemeinschaftlicher Sorgfalt verrichten sie daher die beiden grossen Operationen der Natur, die, ewig wiederkehrend, doch so oft in veränderter Gestalt erscheinen, Erzeugung und Ausbildung des Erzeugten. Vergleicht man indeß ihre eigenthümliche Beschaffenheit noch näher mit einander; so hat die Natur die empfangenden Kräfte noch unter genauern Obhut genommen. Sie theilen mit ihr ihre entschiedensten Vorzüge, und, gleich den Töchtern im Hause, schließen sie sich näher an die sorgsame Mutter an.

Daseyn, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beschaffenheit

führt sie zu demselben hin, ohne daß sie selbst sich dessen bewußt sind. Dann keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck, oder strebt einer fremden Absicht entgegen. Indem alle harmonisch wirksam sind, folgt jede nur ihrem eignen Triebe, und das letzte Resultat der Thätigkeit aller geht mit einer Nothwendigkeit hervor, die, da sie alle Absicht ausschließt, auf den ersten Anblick zufällig scheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geschlechter, und so kann man dieselben als zwei wohlthätige Gestalten ansehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aber nur dann, wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt, und die Neigung, welche das eine dem andren sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. So gehorcht daher die Natur derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Die Horen

Jahrgang 1795

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des dritten Stücks.

I Das eigene Schickſal. Seite 1

II Dante's Hölle. — 22

III Entzückung des Las Caſas, oder Quellen der Seelenruhe. — 70

IV Ueber die männliche und weibliche Form. — 89

Die Horen.

Erster Jahrgang. Drittes Stück.

I

Das eigene Schicksal.

Man hört so oft die Worte: „der Mensch hat doch ein eignes Schicksal" „sein Schicksal verfolgt ihn; es hat ihn ereilet" oder: „das ist nun einmal mein Schicksal; ich muß mich drein ergeben;" man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, daß es wohl der Mühe werth scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen, oder die starre Verzweiflung haftet, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „jedermann baue sein Schicksal; man sei der Werkmeister seines Glücks;" oder „unser Schicksal hänge von Dem und Jenem, es sei Mensch oder Umstand, ab" daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwerth scheinen. Ueberhaupt sind Redarten im Munde des Volks, sie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die cultivirtesten Völker des Alterthums sprachen vom eignen Schicksal, von einer doppelten Fortuna, einem Glück- oder Unglückbringenden Genius und Dämon, einer Moira; und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den grössesten Verlegenheiten, in den

entscheidendsten Augenblicken des Lebens, oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „was ist denn das eigne Schicksal? gewiß nicht unwichtig scheinen.

1. Jeder Mensch hat sein eignes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln hat. In diesem Verstande nemlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unsrer Handlungen, unsrer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatte, der unsre geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unsrer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand läugnen: denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andre handeln, so handeln andre gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Wer den Ton in Dur angiebt, dem wird, früher oder später, in Dur geantwortet; es fodert dies der natürliche Anklang, ich möchte sagen, der Wiederhall unsrer Gedanken und Handlungsweise. Laß es z. B. seyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und andrer Gemüth ist geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein Schicksal. Laß es seyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andre Gutherzige zu ihm sammeln, und ihre Kräfte mit den Seinigen vereinen. Er wird ge-

rettet: denn auch seine Gutmüthigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben, und war nichts weniger, als verloren. So bei allen Gemüths-Charakteren, Tugenden und Lastern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Thorheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft Ein und dieselbe Seele besitzen und wechselnd theilen, Menschenhaß und Menschengefälligkeit, Selbstsucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schicksal. Früher oder später, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umständen von aussen; die Nemesis ist da, sie erscheint, sie ereilet.

Daß diese auf tausend Erfahrungen gestützte Wahrheit bezweifelt, daß sie irgend noch als Problem angesehen werden darf, zeugt nicht von der Blödheit unsers Verstandes, sondern von unserer blöderen Aufmerksamkeit in moralischen und menschlichen, als in andern physischen Dingen. Alle wissen wir, daß die Echo uns nur den Schall unsrer Worte zurückgiebt, daß, wie wir fragen, sie uns antworte. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtstral anpralleten, sie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoß, im Druck, im Reiben u. s. sind von der Mathematik nach ihrem innern Gehalt, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenstände unter allgemeine Gesetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geistigen, der moralischen Welt, im Reich der feinsten, der wirksamsten, der schnellesten Kräfte sollte es dergleichen Naturgesetze nicht, und überhaupt keinen Zusammenhang geben? Eben hier herrscht der feinste von allen; und ich glaube dem ersten Lehrer der christlichen Religion aus Einsicht und Er-

fahrung, daß wie wir geben, uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unser Urtheil empfangen; daß das kleinste und gröſseste Gute und Böse, seiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieser und jener Welt. Dem eignen Schicksal entgehet niemand; oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgesetzt, daß menschliche Organe dieser Empfindungen fähig sind, und daß man Alles im groſsen, unermäßlichen Zusammenhange betrachtet. Ich bin fest überzeugt, daß, je mehr unsre Aufmerksamkeit auf Dinge dieser Art gewandt, und unser reine Sinn für den Zusammenhang der geistigen und moralischen Welt, an deren Daseyn jetzt mancher zweifelt, geschärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieses als Wissenschaft aufgeht, lasset uns in unserm Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unser Unbenehmen, an welchem Unglück nicht unsre Thorheit schuld? Wir säeten frühe, was wir später erndten, und erndten werden. Auch fehlte uns zu diesem Verhältniß niemals in unserm Herzen der Exponent, der Weiser. Gehe, (sagt mein Blatt,) geliebter Leser, auf einem Spaziergange etwa, wenn du das Laub sprossen, die Blüthe treiben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das gesäete Korn unter dem Schnee begraben siehst, gehe die vornehmsten Auftritte deines Lebens durch, so rasch oder so langsam als du die Schritte zählest. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterinn oder deine Eltern, deine Freunde und Gesel-

len, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet und unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlassen hast, wie du jeden Augenblick nütztest, oder sorglos vorbeistreichen ließest, Menschen belogst oder großmüthig, edel, unschuldig, liebevoll warest: so, wird dir dein Herz sagen, ward und wird dir dein Schicksal. Vieles, wird es dir sagen, ist noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte. So schaamroth du Jenem und Diesem vors Auge treten müßtest: so gewiß ist dies innre Auge in dir, und keine Treulosigkeit, keine Unachtsamkeit ist in die Lüfte verflogen. Den Ego, der sie beging, trägst du mit dir; das Buch der Zeiten ist in deinem Herzen; deinem Bewußtseyn kommen, oft an sehr unrechtem Ort und unerwartet, alte Schulden zurück; jeder falsche Wechsel, der andre kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sey, oder was noch gebüßt werden müße: denn dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

2. Das Schicksal scheint inconsequent mit uns zu handeln, weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

Gewöhnlich, legt man dem Schicksal Inconsequenzen bei und nennet diese Zufall. Es giebt Zufälle in der Welt, und deren sind unendlich viele; um so mehrere treffen uns, je mehr uns alles Zufall ist, d. i. je weni-

ger wir consequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indessen ganz etwas anders an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung, nach vestgestellten Grundsätzen, seyen diese in unserm oder in einem höheren und dem höchsten Gemüthe. Es wäre sehr anmaßend zu denken, daß im ungeheuren Inbegriff aller Dinge nirgend eine Consequenz sey, als die das schwache menschliche Gemüth hineindichtet.

Gerade umgekehrt sehen wir die ungeheuerste Consequenz im Reich der Natur, und finden den Samen der Inconsequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß diese Inconsequenz, als ein Attentat gegen die zusammenhangende Natur uns mächtig strafe. Kein Verbrechen solcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Thränen versprochener Aenderung weggeheuchelt werden. Und so lange die Menschen nicht die thörichte Vermessenheit aufgeben, „sie können dem Gange der Natur Troz bieten, und als überirrdische Wesen, die Gesetze derselben ändern," so lange verfolgt und ereilt sie billig ihr Schicksal.

Nicht der Mensch, keine Classe von Menschen, hat die Gesetze der Natur gestellt, unter ihnen ist er da, und Er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geistes also ist ein Attentat gegen die Majestät der Natur und muß als solche ihr Schicksal finden. Vom frechen Stolz gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann sie anders seyn und geben als was sie ist? Vernunft- und Gesetzlos könnte sie die Ordnung der

Dinge ändern? Groß, so lange das Andre um sie her klein ist; stark, so lange man keine andre Stärke kennet, kann sie leicht in die narkotische Ueberzeugung gerathen, daß ausser ihr nichts groß und stark sey; ändern sich die Umstände, erwachen andre Kräfte, so ereilt die kleine Schwachheit ihr Schicksal.

Gleicherweise sträubt sich die Natur des Gesammten gegen den Egoismus: denn was ist ein Mensch, wenn er auch der weiseste, der stärkste, der kühnste wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her, und gegen die Folge der Zeiten nach ihm? Welcher Mensch findet nicht seines gleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man seiner gnug habe? welche selbstsüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um sie her ist? Sehet hier den vergrünten Baum, die veraltete hole Weide, dort den eingestürzten Berg, hier die abgemähete Flur, dort den zerfallenen Thurm, hier die verstummete Nachtigal und Lerche; alle sind, wozu sie die Natur, ihr Schicksal geordnet. Keine Nachtigal schlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Cypresse zu seyn begehret.

Hier also liegt das sogenannte eigne Schicksal der Verfassungen, Stände und Reiche. Sofern sie ein mechanisches Gerüst sind, wer mag der Natur der Dinge widerstreben, daß Jedes nicht einmal als das was es ist erscheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dies Dach schützet nicht mehr; jener Stuhl ist morsch und mürbe; was hat sie in solchen Stand gesetzt, als die Zeit und die Nachlässigkeit der Hände, die jenes Dach nicht besserten, die-

sen Stuhl nicht erneuten, die thaten, als ob das Schicksal ihnen dienen sollte, und sie durchaus nicht dem Schicksal dienten. Sie also waren inconsequent gegen die consequente Reihe der Dinge, gegen die zusammenhangende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünschen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen diese arme hole Weide, gegen diese Treppe, gegen diesen morschen Stuhl sich als Luft und Zeit erweise? Sollen wir wünschen, daß der Argus mit tausend Augen sie nur gegen diese Gegenstände verschließe, mithin sein ganzes Geschäft des Wachens aufgebe? So nah uns diese Wünsche liegen, so werden wir ihnen entsagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zartesten Lieblingsneigung, die gegen sein Geschäft ist, nicht schonen könne: denn dies Geschäft ist nichts als zu zeigen, daß Jedes sey, was es ist, daß das Veraltete veraltet sey, daß das Todte nicht mehr lebe. Wenn Menschen dies nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen sie es durch Erfahrung.

Man durchgehe den Compaß seines eignen kleinen Schicksals; das Meiste, das wir ihm zur Inconsequenz anrechneten, (das grosse Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten sind, und das wir nicht zu lenken vermögen,) rührte von unsrer eignen Inconsequenz her. Wir blieben unserm Beruf nicht treu; wir gingen aus unserm Charakter; da verfolgte, da ereilete uns das Schicksal; d. i. unsre Inconsequenz stieß gegen seine consequente Natur an und zerstieß sich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht so handeln sollten; wir handelten also, und es mißlang; da sagen wir dann; „Jener Mensch ist mir immer ein

fataler Mensch gewesen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu schaffen haben sollte, und widerstrebte meinem warnenden Dämon." Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, sind gewohnt, den unschuldigsten Dingen Schuld beizumessen, und sie uns als Dienerinnen des Schicksals mit düstern Farben zu bezeichnen, blos und allein, weil sie uns an unsre Inconsequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unserm Bewußtseyn, vor dem heiligen Altar unsres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eignem Bewußtseyn durch ihre Schuld unglücklich wurden, so würde sich immer das Bekenntniß wiederholen: „nur durch Schwäche, durch Ungehorsam gegen mich, durch Inconsequenz ward ich unglücklich." — Also

3. Vermeide Jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

Am Loose eines Andern, der uns nahe ist, Antheil zu nehmen, ihm wo wir können mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf Lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unsrer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart strafet. Es giebt imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu seyn glauben, die Führer andrer zu seyn, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und es

mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren dieses Schicksals wären, und ihre Macht sich bis in die Brust des Andern erstreckte, dessen Verhängniß aus ihrer Meinung sie zu bestimmen wagen. Da dies aber nicht ist, so bleibet dem, der andre für sich rathen, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eignem Verstande, so gut er kann, aufzulösen, oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal gebot, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherschleichst, seine Hand bemühen, so ists Gnade; wo nicht, so schreibe dirs selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beigesellitest. Versöhne deinen Genius, so viel du kannst und mache dich selbst geltend.

Es giebt Verbindungen in der Welt, da das Schicksal Eines Menschen durch Naturgesetze an das Schicksal des Andern geknüpft ist. So folgt das Weib dem Schicksal des Mannes, und es ist jederzeit etwas gefährlich, wenn Er dem Schicksal des Weibes folget. So sind Unmündige an den Rath und Willen, an den Stand und die Beihülfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft; bald aber lehrt der Vogel seine Jungen fliegen, und wenn sie den Flug erlernt haben, treibet der Adler sie selbst aus dem Neste. Durch Bande der Liebe und des Zutrauens sind Freunde verknüpft; es schlägt in ihnen Ein Herz; ihre gemeinschaftliche Seele sorgt für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Muth und grosser Gesinnung erheben, stärken, verknüpfen die Seelen, jeder vergißt sein Ich, und wohnt in der Brust des Andern

oder vielmehr am gemeinschaftlichen Ziele. Lebens-Verhältnisse einer langen Bekanntschaft, die süsse Gewohnheit einer daurenden Vertraulichkeit und Freundschaft, bringen stille Gemüther sehr nah und enge zusammen, daß der Eine dem Schicksal des Andern, wohl auch im Tode selbst folget. So wünschte Horaz mit seinem Mäcenas zugleich zu sterben; ihm ward sein Wunsch gewähret: er starb Ein Jahr nach ihm. Und so ists eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der Eine Theil blieb verwaiset zurück, konnte und wollte keine andre Bande knüpfen; er folgte dem andern an der sanften Hand eines gemeinschaftlichen Schicksals.

Was Natur und Liebe thut, wird Selbstsucht, Ehrgeitz, angebohrner oder gewohnter Befehlhaber-Geist nie vermögen. Diese trennen die Gemüther, statt sie zu verbinden; denn auch nach langer Täuschung kommt der Gefesselte auf den traurigen Erfahrungssatz zurück: „Du wirst nicht geliebt, nicht geachtet." Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts ersetzt werden kann, so lösen sich manche mühsam-zusammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorlesung über die Freundschaft auf: „meine Freunde, es giebt keine Freunde," als die das Herz, die Natur, und eine Lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menschen mit ganzem und süssem Zutrauen ihr Schicksal an das Schicksal eines grossen Mannes, sogar seiner Familie knüpfte; ihn ließ sie für sich denken und wollen; sie vollbrachte seine Befehle, als wären diese von ihnen selbst gestellt und be-

kräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der grosse Haufe sah: „er befinde sich bei diesem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des grossen Mannes sey würklich sein besserer Genius, sein Schutzgeist. Sobald sich aber diese Verhältnisse änderten, oder gar verkehrten, so daß sichtbarer Weise das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener sogar auf Kosten der Unglücklichen glücklich war: so mußte sich natürlich das Band dieses hingebenden Zutrauens schwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer sich alle ersinnliche Mühe gab, dem Volk eindrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergötzungen des Hirten sey eine separate Oekonomie und nicht das Schicksal der Heerde." — Seitdem wurden es eitle Schmeicheleien, wenn die Römer, bei dem Genius ihres Imperators, als bei ihrem Gesammt-Genius schwuren; sie wußten alle, daß der Geist eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und ihrer Consorten dies nicht sey. Indessen blieben sie bei der Familia Julia, Flavia, und liessen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schicksal des Reichs geknüpft seyn sollte. Wie in jedem Stande die Beßten nur die Wenigsten sind, so waren es auch unter den Imperatoren nur die Wenigsten, die ihren hohen Beruf, „Schicksalsgötter des Reichs zu seyn" nicht nur kannten, sondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren sie Beamte, Privatpersonen, auf denen die Last des Reichs ruhete, an die das Schicksal der Völker geknüpft war.

Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wol-

len wir nur Eins bemerken, dies nämlich: daß Cultur, d. i. der wahre Geist der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen schwäche und das alberne gar zerstöre; dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen desto unverletzlicher mache, indem sie es zur Regel der Vernunft selbst erhebet. Je mehr der leere Wahn, der an unwesentlichen Dingen hing, schwindet, desto mehr lernt man dem Wesentlichen vertrauen und sich unter ein Schicksal, dessen Gesetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menschlichen Verstandes, alle Gräuelvolle Scenen, die von wilden oder verkappten Leidenschaften gespielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in seiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundsätze der Wahrheit führen; und diese können in unserm Capitel keine andre seyn, als daß, soviel möglich, jeder Mensch die Macht, die Geschicklichkeit und Bequemlichkeit erhalte, unter Gesetzen des öffentlichen allgemeinen Wohls, sein Schicksal selbst zu leiten. Will ers einem andern vertrauen, so wirds ihm niemand wehren; er merke sich aber dabei Eine geprüfte Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeigt hat, oft wider seinen Willen uns auch Böses erzeigen könne, so daß zuweilen auch hier die Schaalen der Waage im Verfolg der Zeiten gleich schweben.

4. Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Ueber den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es keiner Dissertation; wir erkennen sie alle,

und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühlinge nicht säet, wird im Sommer nicht erndten, im Herbst und Winter nicht geniessen; er trage sein Schicksal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun dörfte, geräth an eine unrechte Hora; er trage sein Schicksal. Jedermann hat hierüber den Compaß in sich, der ihm sagt: „jetzt ist es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber." Will er das Schicksal herausfodern, so wage ers auf seine eigene Kosten. In der Jugend darf man wagen; das Glück, sagt man, ist ein Weib; es gefällt sich an Etourderieen der Jugend. Wehe dem aber, der diese über den Punct bis zum Alter hinaus treibet! Wehe dem, der von allen Wagnissen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beistand, nichts als einen übeln Namen und ein Bewußtseyn lauter nichtiger, verfehlter Plane davon trägt. Er hat sich einen übeln Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude sagen: „das ist mein Schicksal."

Von Schriftstellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „um diese Zeit hat er geblühet." Von berühmten und glücklichen Schönen sagt man ein Gleiches. Mancher blühete, wie der Feigenbaum früh, ehe noch seine Blätter da waren; die Blüthe ging bald vorüber. Mancher, wie der Mandelbaum spät und bei grauen Haaren; daher er auch seine Blüthe ins Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der sich die Sophrosyne zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen soll. Er will und mag seine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchste seines Lebens zu einem noch höheren treiben; sondern be-

reitet sich, so lange es seyn kann, zu bestehen, und allgemach hinabzuschreiten. Die Göttinn Nüchternheit bewahrt ihn vor dem bösen Schicksal, sich selbst zu überleben. Er ändert seine Kleider nach der Jahrszeit, und erlebt zuweilen im Herbst eine verspätete Rose, oder nach ruhig durchlebtem Winter die ersten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig ists aber, wenn eine schlechte Verfassung der Menschen den Greis wider seinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunst und des Beifalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers sterben. Hinter dem fünfzigsten Jahre sollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dörfen, wenn er dreissig derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meistens hat sich in diesen dreissig Jahren, die Welt und Er selbst so verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; so wenig es dem Strom, der dreissig Meilen fortfloß, zuzumuthen ist, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter seinem Schicksal zu überlassen, ist eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wissen, bei denen das Alter geehrt ist, und der Jugend mit seinem geprüften Rathe dienet.

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseyns; vom Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinket. Wer diese Begebenheit veranlaßt oder in sie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen strebet, hat diese Momente ihres Schicksals zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken;

wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hineingreift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondre das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht Theil nehme. Ueble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuser und Kammern öfnet! In aller Geschichte waren Die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurtheilen wußten. In eignen Unternehmungen nutzten sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hülfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Fassung und wandten die Unglücksfälle selbst zum Glück an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keim vernichteten oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoos sank. Statt neuer Tafeln des Schicksals sicherten sie sich, und liessen jede Hora ihr Werk vollenden.

Sehr unterrichtend liessen sich diese Anmerkungen mit Beispielen der Geschichte belegen, und auf große oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir wollen indeß lieber, den vorigen Grundsätzen gemäß, noch einige Schicksalsworte durchgehn, deren Misbrauch viel Böses stiftet.

Man spricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menschen; „jene dörfen sich Alles erlauben und es gelingt; diese verfolgt auch bei den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal."

Der Ursprung dieser Benennungen fällt in die Augen. Es giebt, wie man sagt, glücklichgebohrne Menschen, denen Alles geräth, denen Alles wohl ansteht. Ihr Anblik gewinnt die Herzen, ihr Betragen schaft ihnen Freunde, ihre Zuthätigkeit zu Menschen bringt Menschen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit lässet sie nicht leicht einen Misgriff thun; dies Glück flößt ihnen Zutrauen zu sich, andern Zutrauen zu ihnen ein, es macht ihnen Muth — nur daß dieser Muth kein Uebermuth werde! — Auch sie haben einen höchsten Punct, den sie nicht überschreiten dörfen; sonst sagt das alte Sprüchwort: „die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern." Julius Cäsar, der diese Zuversicht zu sich in hohem Maas und doch nicht im Uebermaas hatte, der mit so vieler Würde sprach: „fürchte dich nicht, du fährst den Cäsar" und sich auch in den letzten Tagen, da er schon mistrauisch zu werden anfing, dennoch der Republick unentbehrlich und sicher glaubte, irrte sich an seinem Glück; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach unsres Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man diesen bösen Geist vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Orestes. In spätern Jahren kommt es bei diesem Gedanken darauf an, daß man sich frage: „weßhalb man unglücklich seyn müße?" Ists,

weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! so werde ein Arzt deiner selbst; in dir ist das Uebel, und die Vorsehung wird (glaube es) auf tausend dir jetzt unbekannte Weisen deinen Bemühungen beistehn. Oder meinst du, du seyst *für andre* ein Unglückbringendes Wesen; forsche auch diesem schwarzen Gedanken nach, woher er komme? Versuche es, und widerlege ihn durch die That. Deine Proben werden glücklich seyn; Herzen werden dir entgegen kommen; du wirst überzeugt werden, daß du zum Glück daseyn *könnest*, weil du zu ihm daseyn *sollst*. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fodern.

Wenns *Unglückbringende* Menschen giebt, so sind es nicht diese trübsinnige, sondern jene kecke, stolze, freche Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildniß jedermann aufzuprägen. Verstanden und mißverstanden machen diese viele Verwirrung; sie rücken die Stühle von ihrem Ort, rücken Menschen aus ihrem Gedankenkreise, prägen diesen *ihre* Grundsätze ein, nach denen *jene* doch nicht handeln können, und verwüsten damit menschliche Gemüther. Gut, daß diese Dämonen, sie mögen offenbar oder verstohlen handeln, selten erscheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen sie aber sollten sich alle gesetzten Gemüther vereint wapnen.

Man spricht oft von *unglücklichen Familien*; und warum sollte es deren nicht geben? Erben sich nicht falsche Grundsätze und Gedankenverwirrungen, böse An-

lagen und Leidenschaften wie Seuchen und Gebrechen fort, und werden sie nicht oft durch Erziehung genähret? Die Geschichte zeigt uns Exempel derselben und giebt uns zugleich guten Rath an die Hand. Kannst du, so heile das Familien-Uebel; und es wird eine gesunde Sproße hervorblühn, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom bösen Dämon das Haus reinigt. Kannst du es nicht, so knüpfe, wenn der scheue Genius dich warnt, dein Schicksal nicht an das Schicksal des dir gefährlichscheinenden Hauses. Oft, singet Horaz,

— traf den Unschuldigen
Zusammt dem Schuldgen Jupiters Rächerstral.
Mit hinkendem, doch sicherm Tritte
Folgt dem Verbrecher die ernste Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien giebt; warum sollte es nicht auch glückliche geben? Es giebt deren, die Wahrheit, Verdienst und Geschichte ausgezeichnet haben; ihnen sich zugesellen, giebt Aufmunterung, Trost und Muth. Die Laren und Penaten, die Genien der Geschlechter sind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligthume, das ihrer werth ist.

Sonst ists überhaupt keine Menschenfeindliche Regel der Klugheit, sich vor denen zu hüten, die, (wie man sagt) das Schicksal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und aufs Gerathewohl einen Dienstboten annimmt, der von seinen vorigen Herren mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebsten sein Geschäft anvertrauet, der wegen mißrathener Geschäfte berühmt ist, noch den zu seinem Rathgeber er-

wählen wird, dem bisher alle seine Plane verunglückten: so wird man immer auch behutsam seyn müssen, einem notorisch-Unglücklichen ein Geschäft zu überlassen, bei dem es auf Glück ankommt; und bei welchem Geschäft käme es, im rechten Sinne des Worts, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an seinem Unglücke ganz unschuldig war? wer ist dir, bei seinem besten Willen, für dein Geschäft Bürge? Oder willt du die Probe machen, das Glück zu belehren, daß es gegen ihn unrecht gehabt habe? — Was hängt weniger mit uns zusammen, als unser Name? und doch zeigt die Geschichte, daß es Fälle giebt, wo man wohl thut, sogar unglücklich-geglaubten Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menschen Wahn an einem Wortschall! und wie vieles hängt nicht, bei Glück und Unglück, am Wahn der Menschen!

Im schönsten Sinne des Worts ist mein eignes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Gnügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu Jemand Lust und Liebe hat, das bekommt er sein Lebenlang gnug" sagt das schöne deutsche Sprüchwort; es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Beßten Lieb' und Lust habe, und es mit unabläßigem Fleiß treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott beschert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüßen könnt — eine Reihe dergleichen sinnbildliche Redarten in unsrer alten Sprache sind von der treffendsten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maas ist zu allen Dingen gut! rathen sie uns treuherzig an, und vom falschen Zutrauen, vom Umherlaufen,

von der Allthuerei treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück" ist ein goldnes Wort; desgleichen: „du hast viel zu schaffen und wenig auszurichten." „Wer auf Gnad dient, den lohnt man mit Barmherzigkeit." „Wers kann, dem kommt es." „Recht findet sich" u. s. Sey, wer du seyn sollt, und thue das Deine; so wird dich das Glück, dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Waage deines, keines fremden Schicksals ist in dir.

Jezt sollte ich noch vom eignen Schicksal ganzer Nationen reden, von dem in der Geschichte vortrefliche Sibyllenblätter enthalten sind; einer andern Hora können sie werden.

II

Dante's Hölle. *

Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
Fand ich in einem dunkeln Walde mich,
Weil ich vom graden Weg mich abgewendet.
Es fällt mir hart zu sagen, wie der wilde
Gewalt'ge rauhe Wald beschaffen war,
Denn noch ergraut mein Geist vor seinem Bilde.
An Bitterkeit kommt er dem Tode nah,
Doch um des Heils, das ich darinn gefunden,
Will ich das andre melden, was ich sah.
Ich weiß nicht mehr, wie ich mich drein verlohren,
So ganz voll Schlafes, war ich um die Zeit,
Als ich zuerst den falschen Weg erkohren.

Ein so ernster schmuckloser Anfang ohne voraus geschickte Ankündigung scheint mehr die Geschichte würklich erlebter Begebenheiten, als eine Reihe von willkührlichen Dichtungen zu versprechen, und stimmt zum Glauben selbst an das Wunderbarste, das folgen soll. Die erste Zeile bezeichnet nicht blos im Allgemeinen das männliche Alter, sondern nahmentlich das fünf und dreyßigste Lebensjahr des Dichters nach dem Ausspruche: des Menschen Leben wäh-

* Siehe Bürgers Akademie der schönen Redekünsten IIItes Stück, wo der Verfasser dem Publikum den ersten Versuch seiner Darstellung des Dante vorlegte, die hier vollendet erscheint. D. H.

ret siebenzig Jahr; und sezt also den Zeitpunkt der Vision, den andre Stellen noch genauer auf Tag und Stunde bestimmen, nicht ohne geheimnißvolle Beziehungen, in das Jubel-Jahr 1300. Von allen seit dem bis zu den Zeiten wo er schrieb, vorgefallenen Begebenheiten redet Dante, als wären sie noch ungeschehen, wodurch er Gelegenheit zu manchen Weissagungen erhält.

Er gelangt zum Fuße eines Hügels, dessen Gipfel schon das Morgenlicht bescheint. Als er ihn zu erklimmen versucht, lockt ihn erst ein schön gestecktes Pardel vom Wege ab; dann schreckt ihn ein Löwe, endlich eine gierige Wölfin in die finstre Tiefe zurück. Die Allegorie ist hier sehr faßlich: es ist der Wald der Irrthümer, die Thiere, die ihm den Ausgang verwehren, sind menschliche Leidenschaften: Wollust, Herrschbegierde, oder Hochmuth und Habsucht. Als er so umherirrt, bietet sich seinem Blick ein Mensch oder der Schatte eines Menschen dar. Diesen ruft er um Hülfe an, wer er auch seyn möge, und vernimmt von ihm, er sey im Leben der Dichter gewesen, der Aeneas Thaten besang.

„So bist du der Virgil, und bist der Bronnen,"
Erwiedert ich ihm mit verschämter Stirn,
„Aus dem so voll der Rede Fluß geronnen?
O du! der andern Dichter Licht und Preiß!
Gedenks mir nun, daß ich in deinem Buche
Geforscht mit groser Lieb' und stetem Fleiß!
Als Meister muß ich dich und Vorbild loben;
Du bists allein, dem ich den schönen Styl
Verdanke, der zum Ruhme mich erhoben.

Du siehst das Thier, das keck mit mir zu hadern
Nicht unterläßt; steh, groser Meister, mir
Dargegen bey! Mir zittern Puls und Adern."

In Bezug auf sich selbst, geht Dante in diesem Lobe Virgils unstreitig viel zu weit. Das Ebenmaaß der Ausbildung und die kunstreichen Schönheiten, worinn des Römers ganzes Verdienst besteht, wußte er nicht in sich zu übertragen, und hätte jener die göttliche Komödie lesen können, so würde sein Geschmack vermuthlich die schöpferische Größe darin verkannt haben. * Eigentlich waren diese beyden Männer gar nicht für einander geschaffen. Was Dante etwa geborgt hat, sind wenige einzelne Züge, nicht immer zum glücklichsten in den Zusammenhang seiner eigenen Dichtungen eingefugt.

Virgil räth ihm, weil die Wölfin ihm diesen Weg durchaus verwehren würde, einen andern zu wählen, und verspricht ihn durch die Hölle und durch die Welt der Büßung zu führen. In dem Himmel werde ihn dann eine würdigere Seele geleiten: denn das sey ihm, einem Heiden, nicht verstattet. Dante willigt ein, und beschwört jenen bey dem Gott, den er im Leben nicht erkannt, sein Versprechen zu erfüllen.

* Ein geistreicher Schriftsteller, der Abbate Bettinelli hat ihn wirklich in seinen Lettere di Virgilio agli Arcadi diese Rolle spielen lassen, und ihm viele spottende Kritiken über Dante und andern Italiänische Dichter in den Mund gelegt, zu deren Widerlegung ein ebenfalls lebhaft geschriebenes Pamphlet: Giudicio degli antichi poeti sopra la moderna sensura di Dante, da Gasparo Gozzi erschienen ist.

Um die Abenddämmerung machen sie sich auf, indeßen sich unterweges beym Dante Aengstlichkeiten regen. Ich weiß nur zwey, sagt er, die lebend in die Geisterwelt gelangten, Aeneas und Paulus. * Beyde waren es wohl würdig; denn jener war Vater der heiligen Weltherrscherin Rom, und diesen nennt die Schrift das auserwählte Rüstzeug. Aber ich? — „Ein schönes seliges Weib" so erklärt ihm Virgil seinen hohen Beruf zu der Reise, „kam „herab zu mir in den Vorhof der Hölle. Sie bat mich „dringend, ihren Freund aus der Verirrung zu retten, „und sagte: Ich bin Beatrice, Lucia hat das Unglück „meines Freundes von einem andern holdseligen Weibe „des Himmels erfahren, und es mir berichtet. Dies hat „mich bewogen, meinen Sitz dort oben zu verlassen. — „Hierauf wandte sie sich mit Thränen in ihren leuchtenden „Augen hinweg, und ich eilte, ihren Willen zu vollbrin„gen." Beatrice, Lucia und die ungenannte Himmlische sind Allegorien, deren Deutung anderswo schicklicher ihren Platz finden wird. Im Virgil ist die irrdische Weisheit personifizirt, wozu der Mensch ohne Hülfe der Offenbarung gelangen kann. An ihm finden wir gleich ein Beyspiel von dem, was ich von den Allegorien der göttlichen Komödie im Allgemeinen bemerkte. Es ist aus hundert Stellen klar, daß Dante sich die Weisheit unter seinem Bilde gedacht, eine Menge andrer Züge machen hingegen das Emblem wieder zur individuell bestimmten

* Dieser seinem zweyten Briefe an die Korinther (XII. 2—4) jener dem sechsten Buche der Aeneide zufolge. Wunderbar zusammen gestellt! Oder errieth der Dichter etwas von einer Analogie zwischen fabelnder Dichtung und schwärmerischer Extase?

Person. Virgil handelt und spricht wie die Weisheit, zugleich aber ist er würcklich der Römische Dichter, deßen Nahmen er führt. Warum Dante gerade ihn zu dieser Würde erhob? Er war sein Lieblings-Dichter und nach einer natürlichen Ideen-Verbindung machte er den, der eine Reise in die Unterwelt besungen hatte, zum Führer auch der seinigen. Außerdem hegte das ganze Mittelalter eine beynahe abergläubige Ehrfurcht vor ihm. * Man glaubte in seiner vierten Ekloge eine Ahnung vom Christenthume, eine mit dunklem Bewußtseyn gegebene Prophezeyhung davon zu finden, und schrieb deswegen auch seinen übrigen Schriften eine größere Heiligkeit zu, als irgend einem andern heidnischen Buche. Auf Virgils Rede ermannt sich Dante wieder:

So wie die Blümlein hängend und verschloßen
Vom Nachtfrost, wenn das Sonnenlicht sie färbt,
Ihr Haupt erheben auf den zarten Sproßen;
So wurd' in mir die Kraft die mir gebrach;
Durch Muth erfrischt, der um mein Herz sich drängte,
So daß ich nun mit tapferm Sinne sprach:
Dank für die Güte der Erbarmungsvollen!
Dank dir, du Freundlicher! daß du so schnell
Der Wahrheit die sie sprach, gehorchen wollen.
Du hast mein Herz durch deines Wortes Lehre
Mit solchem Trieb zu dieser Reis' erfüllt,
Daß ich zurück zum ersten Vorsatz kehre.
Ein Wille treibt uns beide: nun wohlan!

* S. Bettinelli Risorgimento delle arti et degli studj. T. I. p. 193. 194.

Sey du mein Führer, Herr und Licht und Rath! —
So sagt' ich; wir beschritten, er voran
Und ich nach ihm, den tiefen Waldes Pfad.

Dritter Gesang.

Ich bin der Weg ins wehevolle Thal,
Ich bin der Weg zu den verstoßnen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Quaal.
Mich schuf mein Meister aus gerechtem Triebe,
Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
Der höchsten Weißheit und der ersten Liebe.
Vor mir war nichts erschaffenes zu finden,
Als ew'ges nur, * und ewig währ auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hofnung schwinden!
So stand geschrieben über einer Pforte
In dunkler Schrift. „O Meister!" sprach ich drob,
„Zu hart ist mir die Deutung dieser Worte." **
Er aber sprach nach seinem klugen Sinn:
Hier mußt du allen Zweifelmuth ertödten;
Hier ziemt sich keine Zagheit fürderhin.

* Nehmlich die reinen Geister und die gleichfalls unvergänglichen Sphären, deren Schöpfung, nach Dante's Kosmologie, der des Menschen und der übrigen organischen Naturen, lange vorhergieng.

** Ihr Sinn ist mir zu schrekensvoll, da sie auch mir, der ich nur hindurchreisen will, die Unmöglichkeit eines Ausweges anzukündigen scheinen.

Wir sind nun an dem Ort, wo ich dir sagte,
Du werdest da das Volk des Elends sehn,
Dem eigne Schuld das höchste Gut versagte. —
Dann faßt' er heitern Blickes meine Hand
Mit seiner, daß ich Trost gewann, und führte
Mich ein in das geheimnißvolle Land.
Allda in unbestirnter Luft erschollen
Gewinsel, Klag' und lauter Weheruf,
So daß zu Anfang Thränen mir entquollen.
Verschiedene Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns
Und heis'res Schreyn, wozwischen Fäuste klungen,
Erregten ein Getös', das ohne Rast
In diesen ewig schwarzen Lüften kreiset,
So wie der Staub, vom Wirbelwind erfaßt.
Und ich, des Haupt vom Irrthum war umschlungen,
Sprach: Was vernehm' ich, Meister? Welch ein Volk
Ist dieses da, von Qualen so bezwungen? —

Die ersten neun Zeilen dieses Gesanges sind einstimmig und mit Recht unter das Erhabenste gezählt worden, was unser Dichter, und vielleicht, was je irgend ein Dichter gesagt hat. Weniger umfaßend als jene uralte Inschrift vom Tempel der Isis, ist diese über den Pforten der Hölle eben so geheimnißvoll und furchtbarer. Allein die Hölle soll nicht bloß als eine wilde Ausgeburt der Nothwendigkeit schrecken: sie soll zugleich als das Werk unbegriffener göttlicher Vollkommenheiten, dem sittlichen Wesen Ehrfurcht einflößen. Ihre innere Unzerstörbarkeit endlich und gänzliche Ausschließung der Aussicht auf ei-

nen beßern Zustand macht sie zum vollendeten Bezirk des Elends.

Die Wiederholungen der ersten Terzine sind keine leere Tautologie: Das Langsame und Feyerliche darin bereitet das Gemüth auf den folgenden Eindruck vor; und vielleicht sollte auch die Dreyzahl etwas Heiliges ahnen lassen. Die leise Anspielung auf die Dreyeinigkeit im fünften und sechsten Verse führt eben dahin.

Der Ort, wozu jener Eingang unmittelbar führt, ist ein Vorhof, von Seelen bewohnt, welche die Hölle, wie der Himmel, verstößt, weil sie ganz thatenlos, ohne Lob und Schande gelebt, oder vielmehr nicht gelebt haben. Fruchtlose Müh' und kleinliche Leiden bestrafen ihre ehemahlige Unthätigkeit; sie laufen einer Fahne nach, während Mücken und Wespen sie unaufhörlich zerstechen und eckelhaftes Gewürm ihre mit Blut vermischten Thränen vom Boden auftrinkt. „Sprich nicht von ihnen! Schau und gehe vorüber!" ruft Virgil seinem Freunde zu. —

Ehe wir uns weiter wagen, müssen wir uns, um nicht vieles miszuverstehen, von Dante's Hölle eine allgemeine Vorstellung bilden. Man hat Abhandlungen oder eigene Bücher * darüber geschrieben, ihren Grundriß und Aufriß gezeichnet, jeden ihrer Bezirke umständlich nach Meilen, nach Ellen gemessen: eine unnütze, ermüdende und beynahe lächerliche Genauigkeit, wenn sie auch in den

* P. Giambullari Academico Fiorentino del sito forma e misure dello inferno di Dante. Firenze. 1544. Ich finde auch einen Dialog von Bonivieni erwähnt.

Gedanken des sinnenden Erfinders würklich Statt gefunden hätte. Um diese zu fassen, ist es hinlänglich sich eine unterirrdische Höhlung vorzustellen, die sich bis zum Mittelpunkt der Erde im Ganzen konisch, aber doch mit einigen Abweichungen von dieser Form erstreckt und verengt. Es umgeben den Abgrund nehmlich ausser dem Vorhofe acht Stufen oder Kreise, zu Wohnplätzen der Verdammten nach den verschiedenen Graden und Arten der Schuld eingerichtet und jeder immer tiefer und kleiner als der Vorhergehende. Eine runde Fläche macht den neunten Absatz und den Boden der Hölle aus, in dessen Mitte der König der Finsterniß eingekerkert ist. Die drey lezten Grade sind wieder nach den Unterarten der Verbrechen in Ringe abgetheilt, die einander einschliessen. Dante sieht und durchwandert von jedem Kreise einen Theil, ehe er in den nächsten hinabsteigt, und hält sich immer nach derselben Seite zu, so daß sein Weg am Ende ungefähr den ganzen Umfang beschrieben hat. Gerade mitten auf der Erdfläche wovon die Hölle bedeckt wird, liegt Jerusalem, welches der Dichter mehr nach einer gewißen christlichen Mythologie, als durch wissenschaftliche Irrthümer verleitet, wie den Mittelpunkt der bewohnten Sphäre betrachtet. Die andere räumt er dem Ozean — von Amerika ahnete man noch nichts — uneingeschränkt ein; es erhebt sich aus ihm nur eine Insel mit einem Berge, dem Aufenthalte büßender Seelen, grade auf dem der Lage Jerusalems auf unserer Halbkugel entsprechenden Punkte.

Die lokalen Verhältnisse dieser Unterwelt werden im Fortgange des Gedichts, kurz, aber überall mit Bestimmtheit ausgeführt. Eine perspectivische Darstellung die blos die nahen Gegenstände hervortreten läßt, und

das Entfernte nachläßig, mit absichtlicher Verwirrung andeutet, thäte vielleicht mehr dichterische Wirkung, besonders im Großen und Furchtbaren. Dante's Weise giebt ein Ansehen von historischer Wahrheit. Der allgemeine Plan hat nur seinem Verstande vorgeschwebt; er verliert ihn aus den Augen bei jeder einzelnen Szene, die er dagegen mit seiner ganzen Einbildungskraft fest hält und ergründet. Vertraut mit der Welt seiner Visionen wird er in seinen kargen Beschreibungen ihres Innern oft unverständlich, wie man bey der Schilderung eines Gebäudes, das man selbst bewohnt, leicht in Gefahr ist, etwas für den fremden Zuhörer Nothwendiges auszulassen. Man kann daher den Inferno bis zu Ende gelesen haben, ohne noch zu einer deutlichen Uebersicht vom Ganzen des Schauplatzes und der Folge seiner Theile gelangt zu seyn.

Dante's Zweck erlaubte es nicht, die Hölle in ungewissen Umrissen, wie ein Chaos schreckender Dinge oder Undinge hinzuwerfen. Er öffnet sie nicht, wie etwa Tasso, nur um einzelne handelnde Personen daraus hervorgehen zu lassen, und sie dann wieder zu schliessen, sondern seine ganze Handlung, die wunderbare Reise, liegt in ihr und den beyden andern Geisterreichen, die er vollständig kennen lehren will. Der fast unendliche Reichthum seiner belebten Gruppen müßte zum Labyrinth werden, ohne einen sichern Leitfaden. Dazu dient ihm die mathematische Begränzung der verschiedenen Geisterwohnungen. Deswegen trennt und ordnet er die Arten der Verdammten, Büßenden und Seeligen, nach seinem System der philosophischen Moral und der Theologie.

Ob seine Erfindungen in der Geschichte der menschli-

chen Einbildungskraft völlig abgerissen da stehen, oder ob er von irgend einem Kirchenvater, der sich vielleicht über die Topographie der Hölle ausläßt, oder sonst woher geborgt hat, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Zuverläßig aber und weit schwerer zu entschuldigen ist es, daß mehrere Mahler * ihm hinwiederum darinn gefolgt sind, und ihrer Kunst eine Darstellung zugemuthet haben, die auf der Leinwand immer kindisch, wie das überkünstliche Meisterstück eines Handwerkers, ausfallen muß, und höchstens nur für Albrecht Dürers mühseligen Pinsel taugen möchte.

Zwey neuere Dichter haben uns an so ungeheure Bilder der Hölle gewöhnt, daß die des Dante, besonders mit ihren vielen Abtheilungen, uns fast enge und dürftig scheint, obgleich für die menschliche Kleinheit, der es schon am Rande eines Berges, am Rande eines vulkanischen Abgrundes schwindelt, eine Tiefe von einem halben Durchmesser der Erde und verhältnißmäßiger Weite wirklich unermeßlich ist. Nach den Begriffen des Zeitalters, die sich seit Aristoteles wenig verändert hatten, war überall das Weltgebäude unendlich beschränkter, als nach unsern Kenntnissen und Vermuthungen: es gab nur Ein Planetensystem, umgeben von einem Himmelsgewölbe, woran die Fixsterne angeheftet schienen. Auch mußte Dante nach philolosophischen Gründen, die bösen Geschöpfe zum Mittelpunkte der Erde, und folglich des

* Man sehe Vasari Vite de pittori. T. I. p. 115. 118. 168. (Ed. del. Bottari) im Leben des Andrea Oryagna und Taddeo Bartoli. Von einem Schnitzwerk, welches gleichfalls die Hölle nach Dante vorstellete. p. 470.

Weltalls, wie in ein dumpfes Gefängniß hinabdrängen. Milton, kühner wie seine Vorgänger, hat, so viel ich weiß, zuerst, und Klopstock nach ihm, eine außerweltliche Schöpfung, eine Hölle weit hinaus im Ozean des weiten Raumes angelegt. * Denn die uralte Sage der meisten Völker wies den Abgeschiedenen im Innern des Erdbodens ihren Aufenthalt an. Vielleicht hat die sehr allgemeine Sitte des Begrabens zur Entstehung derselben mitgewürkt: allein die dunkeln Träume vom Zustande nach dem Tode, die dem Menschen in seiner sinnlichen Einfalt natürlich sind, schickten sich nirgends so gut hin, als in den schauerlichen unerforschten Schooß der Erde. Der Himmel war zu hell und schön, um ihn mit Schattengestalten zu bevölkern; ** er gehörte den Göttern. Und doch erschienen die Todten den Lebenden oft, und blieben ihnen stets nahe: also mußte der Hades, das nie gesehene Land, unter ihren Füssen liegen. So fabelte die Vorwelt, so beschrieben es die Dichter, altväterisch oder mit vollendeter Ausbildung, und so phantasirt noch jetzt ein gewöhnlicher Aberglaube.

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf. Die beyden Reisenden gelangen zum Acheron, der den

* Εξωκεανισαν. Man sehe Paradise lost vorzüglich im ersten und zweyten Buche, und den Meßias (Altona 1780. 8. S. 35. 36.)

** Ossians Geistererscheinungen, wenn sie anders alt und ächt sind, machen hiervon eine Ausnahme, die man vielleicht aus den düstern Wolken und Nebeln seines Himmelstriches erklären muß.

Vorhof von der eigentlichen Hölle trennt, und dessen Ufer die Seelen Gestorbener immerfort, wie abfallende Blätter des Herbstes bedecken. Charon, ein bärtiger Greis mit glühenden Augen * bringt sie in seinem Boot hinüber, doch kaum hat Virgil seinem Freunde, die traurigen Gegenstände erklärt, die er vor sich sieht, als dieser von der Erschütterung überwältigt, sein Bewußtseyn verliert.

Hierauf begann der düstre Grund zu wanken,
So heftiglich, daß mich das Graun noch jetzt
Mit kaltem Schweiß bethaut bey dem Gedanken.
Ein Windstoß fuhr aus der bethränten Erde,
Und blitzt' ein rothes Licht umher ins Feld,
Ich fiel, betäubt und sinnlos, an Geberde
Gleich einem Menschen, den der Schlaf befällt.

Vierter Gesang.

Es riß den tiefen Schlaf in meinem Haupte
Ein schwerer Donner, daß empor ich fuhr,
Wie einer, dem Gewalt den Schlummer raubte.
Und aufgerichtet wandt' ich rings umher
Mein ruhig Aug', und schaute festen Blickes
Die Stätte zu erkennen, wo ich wär.
Wahr ists, ich fand nunmehr mich an dem Hange
Des quaalenvollen Thals, durch dessen Schooß
Zahlloses Wehe ruft mit Donnerklange.

* Virg. Aen. VI. 299. 300.
cui plurima mento
Canities inculta jacet; stant lumina flamma.

Umnachtet war es, tief und neblicht, so,
Daß, wie mein Aug' auch zu durchbohren strebte
Doch unverkennbar alles mir entfloh.
„Laß in die blinde Welt hinab uns wandern,"
So hub der Dichter ganz erblichen an,
„Ich will zum ersten gehn, geh du zum andern!"
Ich, seine Farbe wohlgewahrend, sprach:
Wie solls ergehn, wenn du dich selbst entsetzest,
Der meinen Zweifelmuth zu trösten pflag? —
Dagegen er zu mir: „Die Quaal der Armen
„Hier unten, mahlt nicht, wie du wähnest, Furcht
„In meinem Antlitz, aber wohl Erbarmen.
„Nun komm, weil uns des Pfades Länge drängt!"
So gieng er fort, und hies auch mich betreten
Den ersten Zirkel, der den Schlund umringt.
Allhier, so viel ich hören mochte, tönte
Kein Jammer, außer leise Seufzer nur,
Wovon die ew'ge Luft erbebend stöhnte.

Virgils Wehmuth rührt daher, daß er selbst mit andern guten Heiden, und den ungetauftgestorbenen Kindern (so lehrte die Kirche, der Dante unbedingt gehorcht) diesen Kreis bewohnt, wo man nur durch vergebliches Verlangen nach der ewigen Glückseeligkeit leidet, und wo auch die frommen Erzväter ihre Befreyung durch Christus Höllenfahrt abgewartet haben. Homer und andere grosse Dichterschatten des Alterthums begrüssen ihren Genossen. Eine Helle, die sie erblicken, führt sie in eine schöne Burg mit sieben Mauren, wo Dante die Schatten derer sieht, die sich im Leben durch Thaten oder Lehren ausgezeichnet haben.

Nun lag vor mir das grüne Ruhmgefilde,
Da wurden mir gezeigt die großen Seelen,
Ob deren Anblick stolz mein Muth erschwillt.

Helden und Weisen des Alterthums gesellen sich hier friedlich; doch findet auch Averroes * neben Aristoteles, dem Fürsten der Schule und andern Griechischen Philosophen, der edle Saladin neben Hecktor und Cäsar seinen Platz.

Man muß gestehen, daß der Dichter, wenn er gleich die Forderungen seines unerbittlichen Glaubens nicht abzuweisen wagte, wenigstens alles gethan hat, was er konnte, um sie mit denen seiner Vernunft in Frieden auszugleichen. Das Loos der edlen Heiden ist erträglich: es besteht in bloßer Entbehrung ohne positive Quaal; und dem Verdienste wird selbst hier noch eine ehrenvolle Unterscheidung zu Theil.

Ueberhaupt werden in Dante's Hölle die Menschen durchgängig mit eben den Eigenschaften, auch den guten, dargestellt, die sie in der Oberwelt hatten. Hierinn liegt freylich ein Widerspruch: nur in dem absoluten sittlichen Unwerth eines Menschen kann seine Verdammniß bestehen; und wer noch Tugenden zur Hölle mit hinabnähme, für den würde sie nicht mehr ganz Hölle seyn. Allein aus eben dieser Inconsequenz entspringt der ganze

* Er muß ihn also nicht wie einige neuere Gelehrte für den Verfaßer einer Schmähschrift gegen Moses, Christus und Mahomet gehalten haben. Man sehe Brucker Hist. Crit. Phil. T. III. (Lips. 1766.) p. 166.

Reichthum des Gedichts an wahr und bestimmt gezeichneten Charackteren; so daß es scheint, als hätte sich der Denker gutwillig von dem Dichter einen Streich spielen lassen.

Böse Geister werden nur selten redend oder handelnd eingeführt, und auch dies ist der künstlerischen Weisheit gemäß. Die Vorstellung von schlechthin bösen und dabey höchst elenden Wesen, an denen der Dichter, so viel an ihm ist, keine Spur von Menschheit erkennen läßt, ist peinigend für das Gefühl, ohne es durch die mindeste wohlthätige Theilnahme zu entschädigen; zugleich gewährt sie weder dem denkenden Geiste, noch der Phantasie mannigfaltigen Stoff zur Unterhaltung. Wenn ein Dichter sich lange bey solchen Darstellungen verweilt, so muß er freylich charakterisiren. Aber wie soll Verschiedenheit der Charaktere da Statt finden, wo die Mischungen von Vernunft und Sinnlichkeit, Kraft und Schwäche, Güte und Selbstsucht wegfallen, woraus sie in der menschlichen Natur entsteht? Er wird es kaum bis zu einem täuschenden Scheine der Nichtidentität bringen können. Er wird den Verstand seines Lesers beleidigen, und dennoch, bey allem Aufwande von Erfindung, ohne den nicht einmal jenes zu erreichen möglich ist, seiner Einbildungskraft keine wahre Gnüge leisten.

Jetzt verlassen Dante und sein Begleiter die Burg wieder und setzen ihre Wanderung weiter fort.

Fünfter Gesang.

So stieg ich aus dem ersten Zirkel nieder
Zum zweyten, der des Raumes minder faßt
Und mehr des Wehes, mehr der Jammerlieder.
Mit furchtbar'm Schnauben stehet Minos dort,
Erforscht beym Eingang jede Sündenschuld,
Entscheidet dann, und schickt durch Zeichen fort.
Ich sage, wenn die unglückseel'ge Seele
Vor ihm erscheint, so beichtet sie durchaus;
Dann sieht der Untersucher aller Fehle,
Was in der Höll' ihr für ein Platz gebührt.
Sie wird, so oft er mit dem Schweif sich gürtet,
So viele Stufen niederwärts geführt.
Viel stehn da immer; eine nach der andern
Muß ins Gericht vor seinem Antlitz gehn,
Muß reden, hören und hinunterwandern.
„O du, der in die Qualbewohnung bricht!"
So rufte Minos, als er mich erblickte,
Und ließ derweil die Uebung seiner Pflicht:
„Schau wem du traust! und laß dich das nicht täuschen,
„Daß sich der Eingang breit und offen zeigt!"
Mein Führer sprach zu ihm! Was soll dein Kreischen?
Du wirst umsonst ihm diesen Gang versagen;
Er wurde dort geboren, wo man kann
Was man nur will; und fürder keine Fragen! —
Nun bin ich hingelangt, wo sich das Chor
Von Klagestimmen läßt von mir vernehmen,
Und viel Gewinsel schlägt nun an mein Ohr.

Hier schweigt das Licht, der dunkle Raum erbrüllt
So wie die See im Sturme, wenn vom Hadern
Feindseel'ger Winde seine Fläche schwillt.
Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruht,
Durchschüttelt, wirbelt die gequälten Geister
Und reißt sie fort mit seiner starken Wuth.
Und wo sie so dem Abgrund nahe schweben,
Da ist Geheul, Geschrey und Weh und Ach,
Da hört man Flüche gegen Gott erheben.
Wie ich erfuhr, sind der Begierden Sclaven,
Von denen die Vernunft in Fleischeslust
Getödtet wird, verdammt zu solchen Strafen.
Wie einen Staarentrupp beym kalter Hauch
Der Herbstluft rasch die Flügel weiter tragen,
So wurden hier vom Sturm die Seelen auch
Hinum, hinan, hinauf, hinab verschlagen;
Sie hoffen, alles Trostes ledig, nie
Auf Ruhe, nicht einmal auf mindre Plagen.
Und wie die Kraniche die Luft entlang
In langen Reihen ziehn, und Lieder krächzen,
So nahten in des Ungewitters Drang
Die Schatten sich mit Winseln und mit Aechzen.
„Wer sind doch jene, Meister?" sprach ich drob
„Die rastlos in der schwarzen Wolke lechzen?" —
„Die erste von der Schaar, wovon dein Sinn
„Bericht begehrt," erwiederte mein Führer,
„War mannigfacher Sprachen Herrscherin.
„Sie lebt' in schnöder Wollust ohne Gleichen
„Und macht' aus ihren Lüsten ein Gesetz,
„Um so erwobner Schande zu entweichen.

„Das ist Semiramis, die, wie wir lesen,
„Dem Ninus nachgefolgt und deren Sitz
„Die Stadt, wo jetzt der Sultan herrscht, gewesen.
„Zunächst ist die, so sich aus Lieb' erstach,
„Und treulos ward an des Sichäus Asche;
„Kleopatra, die üpp'ge, folgt ihr nach." —
Nun sah ich Helena, die arge Zeiten
Der Welt gebracht, ich sah den Held Achill
Der noch zuletzt mit Liebe mußte streiten. *
Ich sahe Paris, Tristan, ** und er wieß
Mit Fingern mir wohl mehr als tausend Schatten,
Die einst die Lieb' aus diesem Leben stieß. ***
Ich sprach: O Dichter! siehst du in der Fern
Die beyden, die vom Winde leicht gehoben
Beysammen gehn? Mit ihnen spräch ich gern. —
Und er zu mir: Schau, wenn sie näher kommen:
Alsdann beschwöre bey der Liebe sie
Die beyde führt, und jene werden kommen.

* Vermuthlich ist nicht Deodamia, oder Briseis, sondern Polyxena unter dem Gegenstande dieser Liebe gemeint.

** So heterogene Nahmen neben einander dürfen uns nicht befremden. In der Vorstellungsart des Mittelalters verwandelten sich die Griechischen Heldenfabeln in Ritterromane. Noch bey Shakespearn findet man den Herzog Theseus und dergleichen mehr.

*** Auch in der Aeneide nehmen die Schatten, welchen Liebe den Tod zugezogen hat, einen eignen Wohnplatz, nicht weit vom Eingange des Orkus ein. Aen. VI. 440. seq.

Sobald der Wind sie her zu uns gekehrt,
Erhub ich meinen Ruf: Gequälte Seelen!
Kommt, sprecht mit uns, wenn es euch niemand wehrt!
Wie Turteltauben mit gelindem Schweben
Der offnen Flügel, wenn zum süßen Nest
Sie Sehnen hinruft, in die Luft sich heben:
So kamen beyde durch die wüste Nacht
Aus jenem Heer, wo Dido war, herüber
So groß war meines Liebesrufes Macht.
„O gütevolles Wesen, * das mit Hulden
„Uns zu besuchen kömmt, aus jener Welt,
„Die wir mit Blut befleckt, durch unsre Schulden!
„Wär der Monarch des Weltalls unser Freund
„Wir wollten ihn für deinen Frieden bitten;
„Weil unser Elend dich zu jammern scheint.
„Was dir geliebt zu hören und zu fragen,
„Das wollen wir, so lang der Wind wie jetzt
„Sein Schweigen hält, vernehmen und dir sagen.
„Die Stadt die mich gebahr, ** liegt an der Bucht,
„Allwo der Po ins Meer hinuntersteigend
„Mit seinem Flußgefolge Frieden sucht.

* Der weibliche Schatten Francesca's da Polenta redet. Sie war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimino, einem mächtigen und tapfern Ritter vermählt. Allein er war lahm und ungestalt; sein Bruder Paolo, schön, edel, und von milden Sitten, sah seine Schwägerin oft, und es entspann sich ein Verständniß unter ihnen, welches damit endigte, daß Lanciotto sie einst überraschte und beyde ermordete.

** Ravenna.

„Die Liebe, die ein edles Herz so leise
„Beschleicht, fing diesen durch den holden Leib
„Des ich beraubt ward auf verhaßte Weise.
„Die Liebe, die zum Lohn stets Liebe fodert,
„Ergriff für ihn mit solcher Inbrunst mich
„Daß, wie du siehst, sie stets noch in mir lodert.
„Die Liebe stürzt uns in ein einzig Grab.
„Dem der uns schlug, ist Caina * bereitet." —
Dies war die Rede, die das Paar uns gab.
Als ich vernommen, was der Schatte klagte,
Verneigt ich mein Gesicht und hielts gebückt
Bis mein Begleiter mich: „was denkst du?" fragte.
Da hub ich an und sprach: „O wehe mir!
„Wie süßes Wähnen, liebliches Begehren
„Trieb in die lezte Noth die beyden hier!" —
Dann wandt' ich mich zu reden mit den Armen
Und sprach: Francesca, deine Quaal erregt
Mir bittres Weinen, inniges Erbarmen.
Doch sag mir: in der Zeit der süßen Schmerzen
Wodurch und wie verrieth euch Liebe da
Den noch geheimen Wunsch der beyden Herzen? —
Dagegen sie zu mir: Im Jammerstand
Der seelgen Zeit gedenken, kränkt am tiefsten
Und dies hat auch dein Lehrer ** wohl erkannt

* Der Wohnsitz verrätherischer Mörder ihrer Blutsfreunde im untersten Kreise der Hölle.

** Virgil; Anspielung auf eine Stelle seiner Gedichte, worüber die Ausleger nicht einig sind.

Doch fühlst du ein so sehnliches Bestreben
Zu wissen, wie die Lieb' in uns entsproß,
So will ich dir mit Thränen Kunde geben.
Mein Trauter las einmahl zur Lust mit mir
Vom Lanzelot, wie ihn die Lieb umstrickte,
Ohn' alles Arg und einsam waren wir.
Oft irrten unsre Blick', und unsre Wangen
Verfärbten sich beym Lesen dieses Buchs;
Doch eine Stelle war's, die uns befangen.
Wir lasen, wie ein Kuß das Bündniß schloß
Den er auf das begehrte Lächeln * drückte;
Da bot mein unzertrennlicher Genoß
Den ersten Kuß erbebend meinem Munde.
Galotto ** war das Buch, und der es schrieb;
Wir lasen fürder nicht zur selben Stunde.
Der andre Geist, der weil der eine dieß
Erzählte, weinte so, daß meine Glieder
Vor Mitleid alle Lebenskraft verließ;
Und wie ein Todter hinfällt, fiel ich nieder. —

Jedes nicht ganz erstorbene Gefühl muß bey der traurigen Geschichte zweyer Liebenden, die diesen Gesang beschließt, von der tiefsten Rührung ergriffen werden. Aus allen Reden Francesca's athmet Weiblichkeit, Unschuld, Liebe, Seele, eine zarte Seele der Liebe. In dem öden, dämmernden Schattenleben erinnert sie sich noch so

* Il disiato riso: kühn, statt des lächelnden Mundes, den er zu küssen wünschte.

** So hieß der Vermittler zwischen Lanzelot und Genevra, dessen Nahme damals zum Sprüchworte geworden war.

warm und wahr jeder Lockung zu einer Leidenschaft, die sie und ihren Geliebten zum Verderben hinzog; die sie nicht zu entschuldigen strebt, und nicht zu bereuen vermag. Die Geständnisse Francesca's sind schüchtern und kühn, wie das erste Wort der Liebe; ein schauerlich entzückendes Bewußtseyn jener Gewährungen und ihres Werthes verräth sich in ihnen, und der schnell abbrechende Schluß:

Galotto war das Buch, und der es schrieb;
Wir lasen fürder nicht zur selben Stunde —

Dieser Schluß mag eben sowohl Fülle des verstummenden Gefühls seyn, als ein Schleyer den die Sittlichkeit wirft. Jedoch paart sich mit der Hingegebenheit des schwachen Weibes unbesingbare Seelenstärke, die dem Tode nicht weicht, und Seeligkeit oder Verdammniß neben dem einzigen Verlangen der Leidenschaft verschwinden läßt. Nur zu der Buße gebräche ihr der Muth, den Urheber und Gefährten ihres Unglücks zu verlassen und der wehmuthsvollen Erinnerung zu entsagen; ihre Liebe ist ewig wie ihre Leiden.

Die äußern Umstände, die mit der Phantasie beyder Liebenden gleichsam verschworen, den entscheidenden Augenblick herbeyführten, sind auf das treffendste gewählt. Einsam, ohne Besorgniß vor Ueberraschung, lasen sie zur Lust; lasen wie Lanzelot vom See, der untadliche Ritter, um die Minne seiner Königin warb, wie er beglückt wurde, und Genevra (auch sie war vermählt) um ihn ihre Treu verletzte. Der Glanz jener fabelhaften Nahmen verkleidete die Grösse ihrer Schuld, und ach! das verrätherische Buch verschönerte sie wohl gar.

Jede Empfindung oder Leidenschaft wird in uns durch eine Art von Reflexion aus dem Gemüthe anderer, an denen wir gleiche Eindrücke wahrnehmen, verstärkt, und wenn die Gemeinschaft zugleich innig und ausgebreitet ist, beynahe vervielfacht: aber von den weichern Regungen, die den Busen für Mittheilung öfnen, und denen Geselligkeit wesentlich ist, gilt dies ganz vorzüglich. Gewiß sind daher Paolos stumme Thränen neben dem beredten Grame seiner Freundin, und das Mitgefühl Dante's, sein gänzliches Ermatten unter der Last der Wehmuth, von sehr bedeutender Wirkung, um dem Zuhörer oder Leser das Schicksal jener Beyden noch näher an die Seele zu legen. Ich will dem Herzen des Dichters nicht so sehr zu nahe treten, ihm die Art, wie er seine eigene Theilnahme schildert, für Kunst anzurechnen. Die Kunst hätte wohl eher eine zweyte Ohnmacht, so bald nach jener ersten am Ende des dritten Gesanges verschmäht. Nein, diese Redlichkeit und Einfalt, womit Dante die Geschichte seines Innern während der ganzen Handlung des Gedichts entfaltet, trägt einen Stempel, den nur die höchste Künstlerin, die Natur, aufzuprägen weiß. Beym Eintritt in die Hölle ist es, als hätte er sich gegen den verwirrten Andrang des Schmerzens kaum zu retten gewußt, und zur Betrachtung der empörendsten Verbrechen und schrecklichsten Strafen stählt er sich nur allmählig. Da jene Menschlichkeit, die in den Fehltritten des Einzelnen immer die allgemeinen Gebrechen unserer Natur beklagt, und bey einer Sinnesart, die der Sittlichkeit unbestechlich strenge huldigt, um so mehr Werth hat, ihn überall hinbegleitet; wie stark mußte sie hier wirken? Er sahe die Allgewalt des süssesten Triebes zugleich mit der unglückseeligen Frucht seiner Abweichungen vor sich.

Vielleicht hatte er die schöne Franceſca perſönlich gekannt: wenigſtens nennt er ſie ſogleich, ohne ihren Nahmen gehört zu haben; Auch weiß man, daß er an ihrem Vater, Guido da Polenta, in der Verbannung einen großmüthigen Freund hatte, unter deſſen gaſtfreyem Schutze er endlich zu Ravenna ſein Leben beſchloß. Sollten ſie nicht oft mit einander den grauſamen frühen Tod der Tochter Guido's beweint haben? *

* Nach der Beſchäftigung mit ſo traurigen Gegenſtänden ſey es mir erlaubt aus einem Franzöſiſchen Buche: Vie de Dante avec une notice détaillée de ses ouvrages par Mr. Chabanon eine Probe als zerſtreuende Unterhaltung mitzutheilen.

Un jour de Lancelot l'amoureuse avanture
Occupoit nos loisirs, charmoit notre lecture:
En lisant le récit de ses heureux deſtins
Plus d'une fois le livre échappa de nos mains;
Et le trouble confus, peint sur notre visage
Exprimant nos désirs, nous tint lieu de langage.
Un moment plus fatal acheva tous nous maux;
Le livre se r'ouvrit, et nous lûmes ces mots:
„Lancelot d'un baiser, que ravit sa tendresse — "
A ce mot ma rougeur attesta ma foiblesse:
Eh! quelle amante, ô ciel! auroit pû resister?
Ce que fit Lancelot, Paul osa le tenter;
Sa bouche s'approcha de ma bouche tremblante
Son ame se perdit au sein de son amante;
Helas! depuis ce jour, si funeste à tous deux,
Le livre ne s'est plus ouvert devant nos yeux.

In den Stürmen, denen die Verdammten des zweyten Kreises unterworfen sind, erkennt man ein Bild des Zustandes, worein die Heftigkeit der Leidenschaft schon in diesem Leben versetzt. Diese Anspielung auf die unmittelbaren und natürlichen Folgen der Ausschweifungen oder Laster in der Beschaffenheit der Strafen wird im Fortgange mehrmahls angebracht; nur muß man sie nicht überall herausdeuten wollen, sonst verfällt man in Zwang. Minos zu Anfange des Gesanges ist ein dantisirtes Bild aus der Mythologie wie viele andere bey ihm. Solch eine Einbildungskraft konnte nicht umhin, selbst an Geburten der Einbildung ihr unumschränktes Herrscherrecht geltend zu machen. Die Darstellung erinnert fast mehr an das Ungeheuer Minotaurus, als an Minos, den weisen Richter. Vielleicht haben dem Dichter Vorstellungen von beyden verwirrt vorgeschwebt, oder er schmelzte sie absichtlich in eins. Indessen kömmt Minotaurus nachher noch besonders vor. Wie dem auch sey, Michelangelo, der mit Dante's Ideen überhaupt sehr vertraut war, hat von

Wer erkennt hierin wohl noch das Original? Man kann nicht wohl ein milderes Urtheil über diese Parodie fällen, als daß sie gewiß, ohne die Absicht, lächerlich zu machen, und in dem vollen Glauben des Verfassers, er liefere eine poetische Uebersetzung, oder wohl gar eine verfeinernde Nachbildung, geschrieben ist. In dem depuis ce jour statt: quel giorno più non vi leggemmo avante, hat er sich selbst übertroffen. Ein Mitglied der ehmaligen Academie royale des inscriptions et belles lettres sollte doch nicht so höchst unglücklich mißverstehen, oder so höchst abgeschmackt verschönern.

dieser Stelle Anlaß zu einem beißenden Künstlereinfalle hergenommen. * Bey einem Besuche, den der Pabst Paul der Dritte bey ihm ablegte, während er an seinem jüngsten Gericht arbeitete, nahm der Zeremonienmeister des heiligen Stuhles an den vielen nackten Figuren Anstoß, und ließ sich verlauten: Dergleichen möchte sich eher für ein Badezimmer, als für eine Kapelle schicken. Michelangelo schwieg; sobald aber die Gesellschaft fort war, mahlte er den Kunstrichter als Minos mit einem grossen Schlangenschweif mitten unter einer Gruppe von Teufeln. Ob er sich gleich dabey nur auf sein Gedächtniß verlassen mußte, gerieth doch die Aehnlichkeit vollkommen; und als der Hofbediente sich bey seinem Herrn über diese lächerliche Verewigung beklagte, und auf die Frage: in welchem Theil des Gemäldes Michelangelo ihn hingestellet? gestehen mußte: Leider in die Hölle! — „Sehr übel, Mes„ser Biagio!" erwiedert der Pabst; „sehr übel. Viel„leicht hätte sich etwas thun lassen, um Sie dem Fege„feuer zu entreissen; aber aus der Hölle — nulla est „redemtio!" Ein Scherz, der beynahe profan heissen könnte, wenn er nicht von einem Pabste herrührte, aber der Ernst, den er einkleidet, verdient Beyfall. Paul der Dritte wußte also selbst den Muthwillen großer Talente zu schonen, und was bey Hofe selten der Fall ist, ein Hofmarschall galt ihm weniger als ein Künstler.

In den nächsten drey Kreisen, die unser Dichter durchwandert, sieht er die Bestrafung der Schwelger, die unter ewigen kalten Regen, Schnee und Hagel in Schlamme versunken liegen; der Geitzigen und Verschwender (unter jenen bemerkt er viele Geistliche, selbst Kardinäle

* Vasari Vite de pittori (Ed. dell Bottari) T. III. p. 254. 255.

und Päbste) die in entgegengesetzter Richtung schwere Lasten wälzen, und jedesmahl, daß sie damit zusammenstossen, wechselseitig die Thorheit der unähnlichen Brüder verhöhnen; der Jähzornigen, die tief im sumpfigen Wasser des Styx immerfort sich selbst oder andere wüthend zerfleischen. Beym Eintritte in jeden dieser Kreise droht oder wehrt ihm ein Ungeheuer, ein Teufel mit einem mythologischen Nahmen, wie vorhin schon Charon und Minos gethan hatten: erst Zerberus mit drey Kehlen, dickem Bauch, triefenden Augen, ein Bild der Gefräßigkeit; dann Plutus, der Dämon der Reichthümer; endlich Flegyas, den, nach der Fabel, Rachsucht getrieben hat, sich an dem Heiligsten zu vergreifen. * Alle drey, werden so wie jene, durch Virgils Zureden besänftigt. Solch eine Symmetrie liebt Dante überhaupt in seinen Erfindungen. Flegyas fährt beyde Reisende in seinem Nachen über den Styx, welcher fast die ganze Breite des fünften Kreises einnimmt, und die schon von fern an ihren glühenden Thurmspitzen sichtbare Stadt Dis umfließt. Sie landen am Thore; tausend böse Geister brechen hervor, und weisen Dante als einen noch Lebenden zurück. Virgil möge hereinkommen, und jenen allein den Rückweg finden lassen. Nach einem geheimen Gespräch mit Dante's Führer, der sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen sucht, ziehen sie sich eilend in die Stadt, schliessen die Pforte, den einzigen

* So ganz Unrecht hatte er indessen nicht. Erbittert über die Entehrung seiner Tochter Koronis steckte er Apollo's Tempel zu Delfi in Brand, und mußte dafür ewig im Orkus büßen. Apollo tödtete darauf die von ihm noch schwangere Geliebte, wegen einer Untreue, deren sie angeklagt wurde. Hätte er nicht neben Flegyas dort unten einen Platz verdient?

Eingang zu den untern Bezirken der Hölle, hinter sich, und verlassen beyde in der quälendsten Verlegenheit. Doch heißt Virgil seinen Freund auf die nahe Ankunft eines Retters vom Himmel hoffen.

Neunter Gesang.

Die Farb', womit mich Zagheit überdeckte,
Ward mein Begleiter kaum an mir gewahr,
Als er die eigne Bläße schnell versteckte.
Aufmerksam sah ich ihn und horchend stehn,
Weil durch die schwarze Luft, den dichten Nebel
Sein Auge rings nur wenig konnt' erspähn.
„Wir müssen dennoch siegen im Gefechte,"
Sagt er; „wo nicht — Verhieß sie uns nicht so? *
„O daß doch er ** nicht länger weilen möchte!"
Ich merkte deutlich, wie er den Beginn
Der Rede plötzlich abbrach, und vertauschte
Mit andern Worten von verschiednem Sinn.
Und was er sagte, gab mir dennoch Sorgen:
Mir schien vielleicht in dem zerrißnen Spruch
Ein schlimmrer Sinn, als würklich war, verborgen.
„Steigt jemals einer aus dem ersten Grade,
„Wo nur Vernichtung aller Hofnung straft,
„Hinab an dieses grausere Gestade?"
So fragt' ich ihn; er sagte: „Selten nur
„Geschah's, daß auf dem Pfade, den ich wandle
„Von uns da droben einer nieder fuhr.

* Nehmlich Beatrix.

** Der gehoffte Retter.

Wahr ist, ich bin hier einmahl schon gewesen,
Erichtho's Zauber, * der die Schatten oft
Zurück in ihre Leiber zwang, zu lösen:
Der Hüll' entnommen war ich kurz zuvor,
Da trieb sie mich um einen Geist herauf
Aus Judas Kreis ** zu bannen, durch dies Thor.
So tief, so dunkel ist kein andrer Ort,
So fern vom Himmel, der das All' umkreiset.
Ich weiß den Weg: dies sey dein Trost und Hort.
Der Sumpf aus dem die argen Dämpfe hauchen,
Umgiebt ringsum die qualenvolle Stadt,
Wo wir Gewalt um einzudringen brauchen.
Er sprach noch mehr, doch schwebt mirs nicht im Sinne;
Mein Auge hatte ganz mich weggerückt
Zum hohen Thurme mit der glühnden Zinne.
Schnell aufgerichtet sah' ich dort alsbald,
Drey Höllenfurien mit Blut besudelt
Von weiblicher Geberdung und Gestalt.
Umgürtet waren sie mit grünen Nattern

* Man sehe über diese fabelhafte Hexe, die Tochter eines überpoetischen Gehirns Pharsal. VI. 507. bis zu Ende. Die Freyheiten, die Dante sich in dieser Anspielung mit Lukans Erzählung nimmt, sind weniger bemerkenswerth, als der grobe Anachronismus Virgilen zur Zeit des Farsalischen Krieges schon unter die Todten zu versetzen. Die Aeneide selbst mußte ihn besser belehren, wenn er sie überall recht verstanden hätte.

** Dem Aufenthalte der verworfensten Verräther.

Und Schlangenbrut und Ottern, statt des Haars,
Sah' ich um ihre wilde Schläfe flattern.
Er kannte wohl der Sclavenweiber Schaar
Die die Monarchin ew'ger Pein * bedienen
„Nimm, sagt er, dort der grimmen Furien wahr!
„Tisifone steht in der Schwestern Mitte,
„Es heult Alekto ihr zur rechten Hand,
„Megära heißt zur Linken dort die Dritte."
Die Brust zerriß sich jede mit den Klaun
Sie schrieen laut und schlugen sich mit Fäusten;
Des drängt ich mich dem Dichter an vor Graun.
Sie sahn herab, und huben an zu sprechen:
„Meduſa komm! Ersteinen soll er hier.
„Wir wußten Theseus Anfall wohl zu rächen" ** —
„Steh weggewandt und hüll' dein Antlitz ein!
„Wenn sich die Gorgo zeigt und du sie siehest
„So wird's geschehn um deine Rückkehr seyn! —"
Der Meister sprachs, und war, mich abzuwenden
Voll rascher Eil, verließ sich nicht auf mich
Und deckte mein Gesicht mit beyden Händen —
O Menschenkinder, die ihr Weisheit übt!
Schaut an die Lehre, der in diesen Reimen
Die seltne Dichtung ihren Schleyer giebt! —
Und schon kam hallend auf den trüben Wogen,
So daß das Ufer rings erschüttert ward,
Ein furchtbar Tosen zu uns her gezogen.

* Hekate oder Proserpina.

** Theseus hatte sich mit sehr unglücklichem Erfolge in den Orkus hinabgewagt.

So, wenn's der schwülen Hitz' entgegen stürmt,
So rauscht der Gang des ungestümen Windes,
Vor dessen Schlägen nichts die Waldung schirmt.
Die Aeste splittert er, zerstäubt die Blüthen,
Staubwolkig wallt er seinen stolzen Gang,
Daß Vieh und Hirten fliehn vor seinem Wüthen. —
Nun ließ er mir die Augen frey: „Wohlan!
„Dort, wo der Dampf sich auf dem alten Schaume
„Am dicksten regt, mach deiner Sehkraft Bahn!"
Wie Frösche plötzlich da und dorthin schlüpfen
Wenn sich ihr Feind, die Wasserschlange naht,
Bis sie hervor ans Land geklammert hüpfen;
So sah ich tausend bange Seelen fliehn
Vor einem, der mit unbenetzten Fersen
Des Styx Gewäßer zu betreten schien.
Er trieb den feuchten Dunst, der überschattet
Sein Antlitz hielt, oft mit der Linken weg,
Und schien allein durch diese Last ermattet.
Und weil er mir ein Himmelsbote dünkte,
So wandt' ich mich zum Meister, welcher mir
Zu schweigen und mich tief zu bücken winkte.
Ha! wie so zürnend war sein Blick und Gang!
Er trat zum Thor und rührt's mit einem Stabe:
Da that sichs auf und jeder Riegel sprang.
„O du vom Himmel ausgestoßne Rotte!"
So rief er von der furchtbar'n Schwell herab,
„Was willt du doch mit solchem Frevelspotte?
„Was hilfts die Stirne gegen den empören
„Des Wille nie sein Ziel verfehlen kann
„Der dir schon oft die Plagen ließ erschweren?

„Was strebst du gegen das Verhängniß doch?
„Es trägt davon, wenn du dich recht besinnest
„Dein Zerberus die kahle Gurgel noch!" *
Dann wandt' er sich, ohn' uns ein Wort zu sagen
Zum Sumpf zurück, und war so anzusehn,
Wie einer, welchen andre Sorgen nagen,
Als um die Menschen, welche vor ihm stehn,
Und wir nun sicher, nach der heil'gen Rede
Erhuben uns, um in die Stadt zu gehn. —

Diese Feste Pluto's, ihre eiserne Mauern, die Furien als Thorwächterinnen, sind aus der Aeneide entlehnt. Indessen wird man bey der Vergleichung bemerken, daß Dante nie ganz der Spur fremder Ideen folgen konnte. Sein Hinweisen wie mit Fingern auf das Sinnbildliche der Erzählung (O Menschenkinder, die ihr Weißheit übt, u. s. w.) sollte wohl eigentlich ihren Eindruck schwächen: Medusa kann schwerlich viel Schrecken erregen, wenn man weiß, daß sie nur eine Redefigur ist. Zum Glücke trift es sich, daß Dante — er thut es noch sonst einige Mahle — gerade seine unergründlichsten oder willkührlichsten, also mislungensten Allegorien mit einer solchen Aufforderung an den Leser begleitet.

Durch die Unmöglichkeit, die versteckte Bedeutung zu entziffern, wird die äußere Darstellung wieder in ihre Rechte eingesetzt. In der That sind alle Bemühungen der Ausle-

* Weil ihn Herkules, dem er sich bey seiner Höllenfahrt widersetzte, gebändigt und an einer Kette fortgeschleppt hatte:

— nexis adamante catenis
Cerberon abstraxit.

ger über diese Stelle sehr unbefriedigend. So hat sich denn hier das Unbegriffne, vielleicht gegen des Dichters Willen, dem Furchtbaren zugesellt: eine schickliche Vereinigung, weil beydes gleichartig würkt und unsere geistige Natur vor jenem, wie der sinnliche Mensch vor diesem schauert.

Durch die grossen zu übersteigenden Schwierigkeiten und Gefahren wird Dante's Reise, die sonst nur das Interesse der Belehrung haben würde, handelnder und reicher an epischer Anziehungskraft. Der Widerstand der Daemonen, ob ihnen gleich Virgil den göttlichen Willen bekannt gemacht hat, ist wahrscheinlich und ihrer Natur gemäß. Hieraus entsteht eine Verwickelung, die einen höhern Entscheider nothwendig macht. Die Erscheinung des Engels ist also kein eitles Prachtstück, wie so mancher Dichter seine Götter auf unnütze Botschaften sendet, den Kunstrichtern zu gefallen, denen es nun einmal im epischen Gedicht an bloßen Menschen durchaus nicht genügt. Es ist sonderbar genug, daß man aus dem Glauben der Vorwelt an die beständige Einmischung höherer Wesen in die Angelegenheiten der Menschen, welcher allerdings die damahligen Sänger sehr begünstigte, ein Gesetz, ja sogar ein unterscheidendes Merkmahl der epischen Poesie für alle Zeitalter abgeleitet hat. Seit jener Glaube verschwand, sind die Maschinen der Epopöe (so heißt das Kunstwort) das Steckenpferd des Kunstrichters und die Krücke des Dichters geworden. Wohin soll dieser sich um Ausfüllung der Mängel wenden? Die erwachsene menschliche Vernunft hat gelernt, die Verkettung der Ursachen bis zur höchsten Einheit hinauf zu verfolgen. Nach ihren geläuterten Vorstellungen liegt die

Vorsehung im allgemeinen System der Naturgesetze, nicht in besondern Eingriffen darein, um dieses oder jenes Zwecks willen. Unsere Religion heißt uns zwar an Wunder glauben, denn sie ist selbst ein Wunder; aber nur an solche, die auf ihre eigne Gründung und Bestätigung Bezug haben. Dies berechtigt uns also nur bey Gedichten religiösen Innhalts, die Handlung unmittelbar durch himmlische Mächte lenken zu lassen. Ueberdies läßt eine so genau bestimmte Dogmatik wie die unsrige, wenig Spielraum für die Erdichtung übrig. Die Griechische, wie jede ursprüngliche Volksreligion, war aus Träumen der Phantasie entstanden, an denen sich künstlerische Willkühr immerhin alles erlauben mochte. Sie war Poesie. Der Dichter nahm also, wenn er sie gebrauchte, nur sein Eigenthum zurück. Nach ihren Mythen und Sagen gab es viel Gesetzlosigkeit im Himmel und auf Erden. Die Unterordnung und Eintracht der höhern Kräfte war sehr unvollkommen; doch gehorchten auch die mächtigsten unter ihnen dann und wann einem unerforschlichen Verhängniß. Dieses Gewirr ist der Poesie, deren Element rastloses Bestreben und Ringen der Wesen ist, willkommen: sie verstummt vor einer allzu geregelten Ordnung der Dinge.

Zu den Schwierigkeiten der Erfindung für den christlichen Dichter, wenn er sein Epos nicht auf den Kreis der Menschheit beschränken will, gesellen sich Schwierigkeiten der Darstellung: er mag nun Gott selbst oder die guten und gefallnen Engel zur Mitwürkung herbeyrufen. Das Wesen der Wesen redend und handelnd einführen, *

* Es macht keinen großen Unterschied, ob dies in Miltons feyerlichen Tone geschieht, oder einfältiglich, wie unser ehr-

den unendlichen Geist den engen armseligen Formen unserer Psychologie unterwerfen, ist ein Wagstück, wobey man sich vergeblich auf das Beyspiel der heiligen Bücher beruft. Was der Wahrheit erlaubt ist, gilt darum nicht sofort für die Erdichtung. Die Engel dürfen wir zwar nach menschlicher Analogie schildern, allein es bleibt immer schwer, mit der Vorstellung von fehlerlosen Wesen, welchen vertrautes Anschaun der Gottheit alle Triebfedern des Handelns und gleichsam ihr unmittelbarer Odem die Kraft dazu leiht, die von einem individuellen freyen Willen zu vereinbaren. Unstreitig sind ihnen die Teufel, die Feinde Gottes seinen Dienern, an Spontaneität überlegen, wenn sich nicht andre Rücksichten der Darstellung des schlechthin sittlich Verderbten widersetzten.

In der göttlichen Komödie geht bis auf das Eine große Wunder, daß Dante noch lebend die Höhen und Tiefen jenseits der Sterblichkeit durchwandern darf, das Meiste natürlich zu; nehmlich den Gesetzen derjenigen Welt, wo jedesmal die Szene liegt, gemäß. Die wichtigsten handelnden Personen sind Menschen. Dante selbst, Virgil, Beatrice. Ob sich der Umfang des Gedichts gleich über alle Geisterklassen, als Gegenstände der Betrachtung verbreitet, so tritt doch selten einer aus ihnen dramatisch auf. Unmittelbare Wirksamkeit Gottes wird nur hier durch

licher Hanns Sachs eines seiner Schauspiele anhebt. Gott der Vater tritt auf und spricht:

Ich hab geschaffen alle Ding
Die Erden sampt der Himmel Ring, u. s. w.

Mislingen muß es in jedem Falle.

die Sendung des Engels, und ein andres Mahl durch die Erhörung eines Gebets angedeutet.

Fast immer sind Heldenthaten der Engel von sehr zweydeutigem Werthe. Was haben sie zu befahren, da ihr ätherischer Körper kaum irgend einem physischen Angriffe verletzbar ist, und ihrem geistigen unsterblichen Daseyn viel weniger etwas Leides geschehen kann? Sollten sie einmal auf eine überlegene Macht der Bösen treffen, so steht ihnen am Ende ihr allmächtiger Bundesgenosse für alles. Es ist freylich kein geringes sich allein, ohne körperliche Waffen,* nur mit furchtbaren Worten gerüstet, gegen die ganze Macht der Hölle zu stellen, und ihre Pforten zu sprengen, die vielleicht von jeher, vermuthlich weil die Todten nie wieder ins Leben zurückkehren, für ein Sinnbild unerschütterlicher Festigkeit gegolten haben. Dennoch ist es weniger die That, als die Art, wie sie geschieht, die Würde des großen Ungenannten, was Bewunderung erregt und verdient. Sein Gang ist Entscheidung. Achtlos auf die Wirkung seiner Ankunft, die Erschütterung der Unterwelt, die Angst und Flucht der Verdammten, ist er einzig auf die Vollbringung seines Auftrages geheftet. Kaum hat er ihn ausgeführt, so wendet er sich weg, ohne für Dante und Virgil, um derentwillen er doch gesandt worden, auch nur ein Wort, nur einen Blick übrig zu haben. Es giebt eine erhabene Kürze im Thun wie im Re-

* Zwischen Geistern sollte doch nur mit Gedanken, nicht mit Lanzen, Pfeilen, Schwerdtern, am wenigsten mit Kanonen gefochten werden. Aber was nicht alles ein berühmter Name entschuldigt! Man sehe im Paradise lost das sechste Buch.

den. Es ist wahrhaft groß, nach einer erstaunlichen That sich nicht anders zu fühlen, als wenn man ein gewöhnliches TagesGeschäft verrichtet hätte.

Den sechsten Kreis, der sich innerhalb der Stadt an den Mauern herumzieht, findet Dante voll offener glühender Särge, in deren jedem ein Ketzer büßt. Hier kömmt er mit zweyen seiner Landsleute, Farinata und Cavalcante Cavalcanti in eine Unterredung, die einige Bekanntschaft mit den Personen voraussetzt.

Farinata, * einer der edelsten und berühmtesten Bürger des freyen Florenz, lebte im nächsten Menschenalter vor Dante. In einem Aufstande des vielleicht durch die Herrschbegierde seines Hauses gereitzten Volkes wurden mehrere Uberti umgebracht, und er sammt allen Gibellinen aus der Stadt verjagt. Sie fanden Aufnahme und Schutz zu Siena. Einige Zeit darauf wurden die Florentinischen Guelfen durch List nach Val d' Arbia, nahe bey Monte Aperto gelockt, und von den Vertriebenen, den Sienern, und einigen Hülfstruppen Manfreds, des wakern Bastards von Hohenstaufen, angegriffen, (am 4ten Sept. 1260). Sie erlitten eine schreckliche Niederlage, und da Farinata's kühne Klugheit in diesem Gibellinenbunde die Seele aller Anschläge war, so gebührt ihm der Ruhm, oder ihn trift der Vorwurf einer Schlacht, worinn viertausend seiner Mitbürger, nicht gemietheter Soldaten,

* Sein Bildniß nebst einer kurzen Lebensbeschreibung findet man im ersten Theil der Serie di ritratti d'uomini illustri Toscani congli elogi istorici Le Firenze 1766—73. Villani handelt von ihm vorzüglich im sechsten Buche, C. 75—80. 84.

das Leben verlohren. Hierauf geschah bey einer Versammlung der Toskanischen Städte und Barone Gibellinischer Parthey zu Empoli, der Vorschlag, Florenz ganz zu schleifen, und die Einwohner in die umliegenden Flecken zu vertheilen, damit es nie wieder ein Vereinigungspunkt der Guelfen werden könnte. Man ruft laut und einstimmig Beyfall, nur Farinata redet mit glühendem Eifer dargegen. In der rauhen Beredsamkeit des Zeitalters bietet er alle vaterländische Sprüchwörter auf, um seine Gründe zu bekräftigen, * endlich greift er an sein Schwerdt, und schwört: Wenn er auch ganz allein stünde, so lange er noch einen Tropfen Bluts zu vergiessen habe, solle niemand Florenz vernichten dürfen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ohne ihn diese Stadt sich nur noch in den Italiänischen Alterthümern finden würde. Nie sollten wir also eine schöne Geistesblüthe des neuern Athen, — so heißt Florenz mit Recht wegen der Feinheit seiner Sprache, der Aufgeweckheit seiner Köpfe, und einst auch wegen seines rastlosen Demokratensinnes — geniessen oder bewundern, ohne dem Schatten Farinata's degli Uberti zu huldigen. Die obigen Züge von ihm beweisen, daß er etwas mehr war, als ein selbstsüchtiger Partheyenführer, an dem nur Schlauheit oder stürmender Muth gepriesen wird. Der Mann, in dessen Brust, die fürchterliche, verderbliche Wuth eines Bürgerkrieges die Flamme der Vaterlandsliebe nicht erstickte; der nicht um gemeine Befriedigungen rettete oder zerstörte, sondern nach dem innern Gebot seiner Seelengröße: der Mann könnte fast für einen verspäteten Römer gelten. Allein Florenz haßte oder vergaß, wie oftmahls

* Die Anwendung dieser Denksprüche auf den vorliegenden Fall, welche Villani übergeht, ist mir ziemlich dunkel.

Rom, die Wohlthat eines so gefährlichen Bürgers, und bey den Amnestieen, welche den vertriebenen Gibellinen nach den Siegen der Guelfischen Parthey heimzukehren erlaubten, blieben lange nachher noch die Uberti ausgeschlossen. *

Ohne sich auf einen Platz in der Geschichte Ansprüche zu erwerben, wie sein Mitburger Farinata, genoß Cavalcante Cavalcanti aus einem alten und angesehenen Geschlechte, die Achtung seiner Zeitgenossen. Auf die Nach-

* Man sehe Ditta Mundi oder Ditta mondo L. II. c. 29. Der Verfasser dieses Werkes, mehr ein reimender Geograph und Chronickschreiber als ein Dichter, und nur ein matter Nachahmer Dante's, blühte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war ein Enkel Farinata's, und lebte in der Verbannung von Florenz, zu der indessen damahls nicht nur die Uberti, sondern alle Familien von altem Adel durch die demokratische Heftigkeit ihrer Landsleute verdammt waren. S. Leone Alacci in der Vorrede zu seinen Poeti antichi raccolti da Codici Mss. und Bettinelli Risorgimento delle arti et degli studi nel 1300. T. II. p. 83. Fazio degli Uberti würde seine nähere Theilnahme an dem Schicksale seiner Nahmensgenossen, wenn man sie sonst nicht wüßte, beynahe durch die Wärme, womit er davon und von Farinata's Verdiensten spricht, verrathen. Doch geräth ja selbst Villani, der Florentinische Herodot, eben so ehrlich, nur um ein gutes Theil einfältiger wie der Grieche in eine Art von Enthusiasmus über den vertudioso e savio cittadino, che fece a guisa del buono anticho Camillo Romano.

welt ist sein Nahme mehr durch seinen Sohn Guido Cavalcanti, als durch ihn selbst gekommen. Guido war unter den zahlreichen Vorgängern unsers Dichters und Petrarca's einer der zartesten Liebessänger, von dem auch vorzüglich viele Gedichte auf uns gekommen sind. Er war ein genauer Freund Dante's, sie wechselten oft in dichterischem Wetteifer Sonette mit einander. Haben sein Vater und Farinata würklich unter die Läugner der Unsterblichkeit gehört, bey welchen Dante sie in der Hölle antrift (und schwerlich konnte er über ihre Denkart irren) so zeigt diese Abweichung an Republicanern und Helden des dreyzehnden Jahrhunderts, wo nicht von ausgezeichneter Stärke, doch gewiß von eigenthümlicher seltner Wendung des Verstandes.

Dante folgt seinem Begleiter auf einem Pfade zwischen den Mauern und Särgen hin, als eine fremde Stimme ihr Gespräch unterbricht:

„Toskaner! der du durch die Stadt der Gluten
„Noch lebend gehst und so gefüge sprichst,
„Laß etwas hier zu weilen, dir gemuthen!
„Denn deine Sprache macht dich offenbar
„Als bürtig aus dem edlen Vaterlande
„Dem ich vielleicht einst allzulästig war."
Urplötzlich scholl aus einem von den Särgen
Solch eine Stimm'; ich suchte mich deshalb
Voll Furcht an meines Führers Näh' zu bergen.
Er sprach: Was säumest du, dich umzudrehn?
Schau! dort hat Farinata sich erhoben.
Vom Gürtel aufwärts wirst du ganz ihn sehn. —
Ich heftete den Blick auf seine Stirne:

Er reckte Bruſt und Angeſicht empor
Als ob er trotzig ob der Hölle zürne.
Und muthig ſtieß mit raſchem Ungeſtüm
Mein Führer mich hinan durch all die Grüfte,
Und ſagte: Rede ſonder Hehl zu ihm! —
Als ich nun ſtand an ſeines Grabes Fuß
Und er mich ſtolz ein Weilchen angeſchauet:
„Was hatteſt du für Ahnen?" war ſein Gruß.
Gern dem Gebot des Meiſters unterthänig
Verſchwieg ich's nicht und thät ihm alles kund.
Darob erhob er ſeine Brau'n ein wenig,
Und ſagte dann: „Sie waren bitter gnug
„Mir, meinen Ahnen, meinem Bund gehaß. *
„So, daß ich zweymahl in die Flucht ſie ſchlug.
„Und waren ſie verbannt, ſie kehrten immer"
Erwidert' ich „von allen Seiten heim,
„Die Euern ** lernten dieſe Kunſt noch nimmer!"
Derweil erhob ſich ſichtbar bis ans Kinn
Dem Sarge neben ihm ein andrer Schatte, ***
Ich glaub' er lag auf ſeinen Knien drin.
Er blickte rings mich an, als wärs ihm wichtig
Zu wiſſen, ob noch jemand bey mir ſey;
Doch bald befand er ſeinen Argwohn nichtig.
Und jammerte: Wenn durch dies Nachtreſier
Dir hoher Geiſt und Witz die Wege bahnet:
Wo iſt mein Sohn? Weswegen nicht mit dir? —

* Dante's Vorfahren waren Guelfen.
** Die Gibellinen. Er redet im Sinne ſeiner Väter.
*** Cavalcante Cavalcanti.

„Ich komme nicht aus eigner Kraft und That."
Sagt' ich zu ihm; „dort wartet mein Begleiter,
„Den euer Guido wohl verachtet hat."
Schon hatt' ich seinen Nahmen mir gedeutet
Aus seiner Stadt und aus dem Ort der Quaal,
Drum war ich so zur Antwort vorbereitet.
„Wie?" rief er plötzlich starr emporgerichtet;
„Er hat, sagst du? So lebt er denn nicht mehr?
„Sein Aug' entbehret schon das süße Licht?"
Und als er sahe, daß ich sinnig stand,
Und zauderte, den Zweifel ihm zu lösen,*
Da fiel er rücklings nieder und verschwand.
Doch jener Hochgeherzte, dem zu dienen
Ich dageblieben war, stand unbewegt,
Bog nicht den Hals, verzog auch nicht die Minen!
„Und wußten sie so wenig diese Kunst,"
So fuhr er fort im vorigen Gespräche,
„Das quält mich mehr als dieses Lagers Brunst.
„Allein, es wird nicht funfzigmahl entbrennen
„Das Angesicht der Frauen, die hier herrscht **
„So wirst schon dieser Kunst Beschwerde kennen.

* Dante antwortet nur darum nicht, weil er in Gedanken über das Gespräch mit Farinata versunken ist. Guido lebte damahls noch, und theilte nachher mit ihm das Schicksal der Weissen die Verbannung; starb aber bald darauf. Villani VIII. c. 42.

** Proserpina oder Hekate, in der Oberwelt Luna. In weniger als funfzig Monaten wirst du aus eigner Erfahrung wissen, wie schwer jene Kunst ist. Im Jahr 1304 machte

„Doch sage mir, so du die schöne Welt
„Noch mögest wiedersehn, warum den Meinen
„Dies Volk so hart in jeder Satzung fällt?"
Drauf ich zu ihm: Seit jenes grosse Morden
Die Arbia * geröthet, ist bey uns
Im Tempel solche Predigt Sitte worden — **
Er aber seufzend schüttelte sein Haupt
Dort war ich nicht allein, und traun! ich hätte
Mir diese That nicht ohne Grund erlaubt.
Doch da wo alle willig leiden mochten
Daß man Florenz vernichte, war's nur ich,
Nur ich allein, der kühnlich sie verfochten.

Unser Dichter besitzt die Zauberkunst, einen tiefen Charakter, und in dem Charakter des Mannes den seines Jahrhunderts mit so wenigen Zügen zu fassen, und an beyden die innerste Eigenthümlichkeit zu offenbaren. Solche Menschen, aus deren Thaten, auch den verheerendsten, immer noch ein freyes, heroisches, unwandelbar-selbstständiges Wollen hervorleuchtet, die bey gewaltigem Nachdruck der Leidenschaften die einfachste, ruhigste Fassung bewahren, wie dieser stolze Florentiner; solche Menschen

Dante mit den Weissen einen unglücklichen Versuch, ihr Bürgerrecht wieder zu erobern. — Die Seltsamkeit und Dunkelheit des Ausdrucks kann damit entschuldiget werden, daß es eine Weißagung ist.

* Ein Fluß bey Monte Aperto.

** Vermuthlich bildlich: Tempel für Rathhauß und Predigt für die Reden oder Aussprüche, die dort gehalten oder gethan werden.

trug Italien damahls: aber der Sinn, der so etwas rein und ganz wie es ist, erkennt, wurde von jeher äusserst wenigen zu Theil. Die Natur ist so zurückhaltend mit ihren Geheimnissen, wie verschwenderisch mit ihren Gaben, man möchte ihr fast Eifersucht auf die vertraute Bekanntschaft mit ihren Lieblingen Schuld geben. Hoheit der Seele verschmäht es, sich selbst zu untersuchen und zu belügeln. Sie ist oft von einem wunderbaren Unbewußtseyn begleitet, welches sie gewißermaßen auch von ihren Darstellern fordert. Wenigstens wird nicht leicht ein Geschichtschreiber, Künstler oder Dichter durch bloße Bestrebungen des Verstandes, ohne jenes heilige Ahnungsvermögen sich ihr nähern.

Die Zusammenstellung mit dem andern Schatten, dessen Schwäche Farinata's mannhafte Festigkeit um so viel abstechender hervorhebt, ist, wenn auch ein Werk der Ueberlegung, doch ein kühner und treffender Gedanke. Schauerlich ist die ganze Episode von Cavalcanti, sein Kauern im Sarge, sein Schrecken über den vermeinten Tod seines Sohnes, sein markloses Hinfallen. Das bange Gespenst scheint zum zweyten mahle zu sterben, während Farinata so wenig dadurch irre wird, als ob eine Fliege neben ihm umkäme.

Die Verdammniß dieser beyden theilt unter andern auch der teutsche Kaiser Friedrich der Zweyte. Es ist schwer zu bestimmen, ob ihm die Bannflüche und Anklagen der Päbste, * oder das berüchtigte Buch: von den drey

* Comment peut-il être hérétique sans être chrétien? fragt Voltaire bey Gelegenheit derselben.

Betrügern, dessen mittelbarer oder unmittelbarer Urheber er gewesen seyn soll, oder unbesonnene Spöttereyen, oder eine seinem Jahrhunderte weit vorauseilende, freye Denkart zu diesem vielleicht ehrenvollen Platze verholfen haben. Da der Gibelline mit einem ruhmwürdigen Kaiser so übel umgeht, so darf es nicht befremden, daß er sogar einen Pabst, Anastasius den Zweyten, trotz seiner Unfehlbarkeit unter die feinern Ketzer verweiset. Indessen hat den Verfechtern der Römischen Kirche, Baronio und Bellarmin, Dante's Ansehen wichtig gnug geschienen, um die Beschuldigung mit ernstem Eifer zu widerlegen.

Vor dem Hinabsteigen in dem innern Abgrund giebt der Begleiter des Dichters diesem einen summarischen Begrif von der Einrichtung der Hölle, und von ihren verschiedenen Bewohnern, die nach einem Eintheilungsgrunde aus der Ethik des Aristoteles geordnet sind.

Zügellosigkeit der Leidenschaften (ακρασια) ist weniger strafbar als eigentliche Bösartigkeit (κακια). Die vielerley Laster, welche aus jener entspringen: Wollust, Schwelgerey, Ausschweifung im Gebrauche der Güter, also Geitz oder Verschwendung; endlich Jähzorn; büßen insgesammt in den obern, auf die Vorhöfe der Hölle folgenden Kreisen. Böses wird ferner durch Gewalt oder List verübt. List verdient überhaupt strengere Misbilligung als Gewalt, weil sie auf einem Misbrauche der dem Menschen eigenthümlichen Vorzüge beruht. * Die allgemeine

* Cic. de offic. I. 13. Cum autem duobus modis, id est, aut vi, aut fraude, fiat injuria: fraus vulpeculae, vis leonis

Pflicht der Redlichkeit gegen alle brechen, ist hinwiederum weniger schändlich, als die mit uns durch näheres Zutrauen Verbundenen verrathen. Dem zufolge sind drey Kreise innerhalb der Stadt des Dis, jeder mit seinen Unterabtheilungen für Gewaltthätige, für Betrüger, für Verräther bestimmt. Weil Gewalt, gegen den Nächsten, den Thäter selbst und Gott gerichtet seyn kann, so theilt sich der Kreis der Gewaltthätigen in drey schmälere Zirkel auf derselben Fläche: im äußersten wird Raub und Mord gestraft; im mittlern Selbstmord und sonstige Zerstörung eignen Glückes; im letzten Gotteslästerung, unnatürliche Wollust und Wucher, den Dante durch Spitzfindigkeiten der Schule zum Verbrechen gegen die Natur und also mittelbar gegen die Gottheit macht. Ferner nimmt er sehr willkührlich zehn Unterarten des Betrugs an: Verführung; Schmeicheley; Simonie; falsche Wahrsagerey; Gaunerey, besonders Bestechlichkeit; * Heucheley; Dieberey; Mißbrauch des Scharfsinnes zu Erfindung schlauer Ränke; Zwietrachtstiften; Verfälschung. In der untersten Fläche der Hölle endlich läßt er vier Bezirke einander anschliessen, deren Nahmen: Kaina, Antenora, Tolommea, Guidecca, von Beyspielen des Verraths an Blutsverwandten, an Freunden oder Schutzgenossen oder Wohlthätern, ihrer Bestimmung gemäß abgeleitet sind. Zwischen den blos ausschweifenden und den eigentlichen Verbrechern schaltet er, wie wir schon gesehen haben, die Ketzer ein, über die ihm Aristoteles schwerlich viel Auskunft gab.

videtur: utrumque homine alienissimum: sed fraus odio digna majore.

* Baralteria; nach Dante's Sinne ungefähr eben das in weltlichen Angelegenheiten, was Simonie im geistlichen.

Wer könnte nun wohl von diesem Gerippe auf die lebendige, kraftvolle Bekleidung, von dieser scholastischen Tabelle auf ein Gedicht voll hoher Einfalt und freyer Naturgrösse schliessen? Und wer (so läßt sich eben die Frage allgemeiner fassen) würde unter den Finsternissen des dreyzehenden Jahrhunderts einen Dante vermuthen, wenn das Werk, das von ihm zeugt, nicht vor seinen Augen stünde? Unabhängig von fremden Einflüssen sieht man ächten Genius öfter, weil er meistens seinen Gang unbekümmert bey ihnen vorübergeht; allein so auffallend, wie in Dante's Ueberlegenheit über das, warum er sich selbst bewarb, über den Ideenkreis, worein er sich doch selbst forschend vertiefte, erscheint das unvermischte Nebeneinanderseyn des Erlernten und Unlernbaren fast nie. —

Die Fortsetzung folgt.

III

Entzückung des Las Casas

oder:

Quellen der Seelenruhe.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen und um so heller glänzen wird, da er neben den Höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer lag jezt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war; so ward ihm doch im Angesicht der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden, liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter: aber der Richter, vor den er jezt treten sollte, war Gott; und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit schien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit, wie das blöde der Schuld, schlägt den Blick vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füssen saß ein würdiger Ordensbruder; auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hofnung ein, um Hofnung bey sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des grossen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Grösse, ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer: aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten schien ihm jede bessere That; eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele: so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plözlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füssen, und ging' auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und säh' in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus

den Welten herauffuhren, und hinab in die Welten. — Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert; so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenckt, und die bessern, sanfteren Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt, so daß ihm dünkte, sein Gutes komme Alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jezt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes williggenährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hofnung. Und obgleich seiner Fehler mehr war, als des Sandes am Meer; so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch

sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend; denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten, als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jezt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie die ganze Seele ihm zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muthes im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hofnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zwoen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ er vor seinem ewigen Richter, und als lekten die schwarzen unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hofnungen und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß, als Mann, und wieder da stand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hofnung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der lezte in trübe, ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder

Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war, als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. — So wie er fortlas, der Engel, so glühte ihm seine Wange von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugnis und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem, unnennbarem Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben, denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief ins Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer, ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese furchtbare That; schwärzer in ihren Folgen, als alle Unthaten der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Greuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer, im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers;

alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jezt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsternis deckt, und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens dacht' er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Rattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen; da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebreich, wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß die Rolle. Getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und Bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam; nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie hier im Innersten meines Herzens, oder

selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooße nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel; wo ist Seligkeit, als in dir, als in deiner eigenen Seele? Und worinn sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all deiner Kraft, und innige, treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O, aber dieß Grenzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe, unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schreknisse schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstöhrungen wilder wütender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freier die Brust, und die Wange

gewann wieder Röthe; denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daherzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimnis dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung, vom lezten bis zum lezten Gestirn; — und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; — und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sclave Eindrücke sammelt, einen Besitz für die Ewigkeit! Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen Tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorne die Aernte schläft, oder im Schößling der Wald; — und wie, in höhern Zeitpuncten des Daseyns, aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt; sie, der Sittlichkeit Wipfel und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; — und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genes't; so, daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlingt, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufkeimt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die

Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klag'ton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimnis der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitre, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jede Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. — O du, rief er jezt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh emporhuben gen Himmel; o du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jezt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! — der du mir Aernten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben sä'te; der du von mir hinnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß dir anhangen einzig Seligkeit ist, und deine Herrlichkeit sehn, ihre Vollendung; der du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur Ringen darnach mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! du, dessen Ehre die Himmel — du, dessen

Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter. Meine Seele erliegt.

So war es. Seine Seele erlag; seine Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unaussprechlicher Liebe, zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Athem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge; er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten, verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter, und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntnis Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

IV

Ueber die männliche und weibliche Form.

Die Einheit der Gattung abgerechnet, welche sich in der männlichen und weiblichen Bildung gemeinschaftlich ausdrückt, stehen selbst die Geschlechtsverschiedenheiten beider in einer so vollkommenen Uebereinstimmung mit einander, daß sie dadurch zu einem Ganzen zusammenschmelzen. Man abstrahire nun entweder von dem Geschlechtscharakter oder man vereinige denselben, so erhält man in beiden Fällen ein Bild des Menschen in seiner allgemeinen Natur. Die Züge beider Gestalten beziehen sich daher wechselsweis auf einander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Festigkeit auf. So wendet sich das Auge von jeder einzelnen unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt. Und eben so wie das Ideal der menschlichen Vollkommenheit, so ist auch das Ideal der menschlichen Schönheit unter beiden auf solche Art vertheilt, daß wir von den zwei verschiedenen Principien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geschlecht ein anderes überwiegen sehen. Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Verstand durch die Oberherrschaft der Form (Formositas) und durch die kunstmäßige Bestimmtheit der Züge, bey der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freye Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmuth der Züge (ve-

nustas) befriedigt; obgleich keine von beyden auf den Nahmen der Schönheit Anspruch machen könnte, wenn sie nicht beyde Eigenschaften in sich vereinigte. Aber die höchste und vollendete Schönheit erfordert nicht bloß Vereinigung, sondern das genaueste Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunstmässigkeit und der Freyheit, der geistigen und sinnlichen Einheit, und dieses erhält man nur, wenn man das Charakteristische beyder Geschlechter in Gedanken zusammenschmelzt, und aus dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bildet.

Aber eine solche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, ist unendlich schwer, und in der Erfahrung schlechterdings unmöglich. In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwischen, der den allgemeinen Geschlechtscharakter in demselben theils durch Einmischung fremder Züge entstellt, theils durch Mittheilung seiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, seine höchste Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige muß also durch den Verstand davon abgesondert, diese Schranken des Individuums müssen entfernt werden, wenn der reine Geschlechtscharakter zur Darstellung kommen soll. Der Verstand aber kann nur dürftige Abstractionen liefern, und hier ist es uns gerade um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.

Aus dieser Verlegenheit nun werden wir durch die productive Einbildungskraft gerissen, welche aus dem Ge-

biet der Erfahrung in ein idealisches übergeht, allen zufälligen Ueberfluß und alle zufällige Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum, zeigt. Mit diesem wunderbaren Vermögen vorzugsweise von der Natur ausgestattet, bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten. Wenn er nun reine Eigenthümlichkeit und Schönheit suchte, wandte er sich zum Kreise der Götter, und fand da, was er auf der Erde vermißte. Niemand in den folgenden Jahrhunderten hat dies Volk in der Kunst übertroffen, den verborgensten Charakter eines Wesens in seiner noch unentfalteten Knospe zu pflücken, und in dieser Zartheit mit einer bestimmten Gestalt zu umgeben. Nur dem Griechischen Künstler gelang es, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen, und bey ihm werden wir auch den befriedigendsten Aufschluß über den vorliegenden Gegenstand schöpfen.

In dem Kreise der Göttinnen begegnet uns das Ideal der Weiblichkeit zuerst in Dionens Tochter. Der kleine und zarte Gliederbau, welcher jeden schmeichelnden Liebreitz vereint, der üppige Wuchs, das schmachtend feuchte Auge, der sehnsuchtsvoll geöfnete Mund, die holde Sittsamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmlische Anmuth, die, gleich einem Hauche, über ihre ganze Gestalt ausgegossen ist, kündigen ein Geschlecht an, das auf seine Schwäche selbst seine Macht gründet. Was sich ihrem Kreise naht, athmet Liebe und Genuß, und ihr Blick selbst ladet freundlich dazu ein. Es war eine große und weit-

umfassende Idee, welche die Venus des Griechen darstellte: die alles hervorbringende, und alles Lebendige durchströmende Kraft. Zu dieser Idee konnten sie kein glücklicheres Sinnbild wählen als die aufblühende Idealgestalt des Weibes, des schönsten aller hervorbringenden Wesen, und keinen glücklichern Moment als denjenigen, wo das erste, noch unbestimmte, Verlangen den Busen schwellt.

In diesem ersten Jugendalter erscheint die Weiblichkeit reiner, und läßt sich eben deswegen, weil sie sich der übrigen Natur noch nicht ganz angeeignet hat, mehr vereinzelt wahrnehmen; sie ist weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung. In der seelenvollsten Miene, in dem lebendigsten Ausdruck des moralischen und sogar des intellectuellen Charakters kann zwar die weibliche Eigenthümlichkeit sichtbar seyn; aber am treuesten offenbart sie sich in der physischen Gestalt und dem sinnlichen Ausdruck, und gerade dieß, zum Ideale erhoben, strahlt aus der Göttinn der Schönheit hervor. Was unser dunkles Gefühl von weiblicher Bildung erwartet, finden wir darum in ihr am leichtesten wieder, und wenn wir den Eindruck prüfen, den ihr Anblick in uns erregt, so fühlen wir uns von einer üppigen Fülle des Reitzes durchdrungen, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten, und von feiner Grazie gemäßigt wird. Darum erscheint sie uns menschlicher, und obgleich sie auf keine Weise die Gottheit verläugnet, so nahen wir ihr dennoch mit vertrauender Hofnung.

Was aus der Göttinn der Liebe laut und unverkennbar spricht, das ruht in Dianens Gestalt noch schlummernd

und unentfaltet. Mit jedem Reitz ihres Geschlechts geschmückt, verschmäht sie die süssen Freuden der Liebe, und ergötzt sich nur an männlichen Beschäftigungen. Mitten unter einer Schaar gleichgesinnter Gespielinnen, verfolgt sie in den Tiefen der Wälder das Wild mit grausamen Bogen, und bestraft mit Strenge den Frevler, der sich ihr mit unkeuschen Augen naht. Durch diese jungfräuliche Sitte ist sie mit Minerven verwandt; aber der Charakter beyder Göttinnen ist dennoch wesentlich unterschieden. In Jupiters furchtbarer Tochter hat der Ernst der Weisheit jede weibliche Schwäche vertilgt; das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeschlagene Blick. Dianens Auge hängt mit lebhafter Begierde an dem Gegenstand ihres Strebens; sie hat nur Neigung mit Neigung vertauscht. Die Weiblichkeit ist ihr nicht fremd, vielmehr zeigt sie nirgends männliche Kraft; in fröhlicher Unbefangenheit ist sie sich ihrer nur selbst nicht bewußt. Ueberhaupt ist sie kein Ideal einer Gattung, vielmehr einer individuellen Stimmung, oder bestimmter, einer gewissen Stufe des Alters. Die zarte Sehnsucht, welche ein Geschlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einfluß eines in sich gekehrten Sinnes. Aber die ersten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls schweifen, wie Dianens Blick, in die Ferne. Daher ist das früheste jungfräuliche Alter nicht selten von einer gewissen Gefühllosigkeit, ja sogar, da ein großer Theil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewissen Härte begleitet. Nur schlüpfen einige Charaktere so schnell über diese Periode hinweg, daß sie kaum noch bemerkbar ist, indeß sie sich in andern länger erhält. Dieser Zustand bringt die eigenthümliche Bildung hervor, welche Latonens Tochter aus

der Hand des Künstlers empfieng. Der weibliche Reitz strömt nicht in schmelzender Schönheit von ihr aus, sondern ist noch verschlossen in sich, und sich selbst verborgen. Der Bau der Glieder hat mehr Festigkeit und schlanke Behendigkeit, und der ganze Ausdruck sagt, daß die Seele nicht in sich zurücksinkt, sondern auswärts nach fremden Gegenständen strebt. Dabey aber stellt sich der Hauptcharakter der göttlichen Weiblichkeit, Anmuth von Würde getragen, in so hohem Grade dar, daß er nur desto mächtiger erscheint, je mehr er zurücktritt. Dianens Strenge hat auch schon die Phantasie der Dichter gemildert. Wenn die nächtliche Einsamkeit und das Schweigen der tosenden Jagd die Göttinn mehr in sich selbst zurückführen, wird sie von Endymions Reitzen gerührt, indeß man die ernste Pallas keiner Schwachheit zu zeihen vermag.

Wenn man Cytherens Anmuth mit der Würde der Juno vergleicht, so sieht man die Weiblichkeit in eine neue und erweiterte Sphäre versetzt. In der ersteren ist sie rege und thätig; bey der letzteren ergießt sie sich ruhig durch das ganze Wesen, und erscheint weder allein, noch in einem einzelnen Moment der Neigung oder des Affects, sondern ist, aufs innigste in die göttliche Persönlichkeit verwebt, zum Charakter geworden. Zwar muß es dem Leser der Dichter schwer werden, diese Züge in derjenigen Gottheit zu finden, die mit Rache athmender Eifersucht ihre Feinde verfolgt, und an den Trümmern des rauchenden Iliums sich weidet. Aber man muß den allgemeinen Charakter der Götter von den Fabeln unterscheiden, womit die spielende Phantasie eines sinnlichen Volks denselben verunstaltet hat. Denn so wenig Jupiters Lüsternheit dem Vater der Götter wesentlich ist, so wenig ist es

Juno's Eifersucht und Rachgier der Königin des Himmels. Doch selbst in den Fabeln der Dichter verläugnet die Göttinn weder den Charakter der Erhabenheit noch der Milde, und nur auf Augenblicke kann ihn die Macht der Affekte verdunkeln. Allein in die höchste weibliche Anmuth und Würde gekleidet, erscheint sie aus der Hand des bildenden Künstlers, der seiner Phantasie aus leicht begreiflichen Gründen weniger Willkührlichkeit als der Dichter verstattete. Zwar zieht auch hier ehrwürdige Hoheit einen heiligen Kreis um die Göttinn. Aber ist es dem stillen Verehrer gelungen, sich ihr mit geweihtem Herzen zu nahen, so umstrahlt ihn nun auf einmal ihre holdselige Schönheit. Die Ungleichheit, mit welcher der bildende Künstler und der Dichter dieselbe Gottheit behandelten, beruht offenbar auf der ungleichen Entwicklung der Begriffe von der moralischen und physischen Bildung des Geschlechts; denn nothwendig mußte der Künsiler, der sich auf den Ausdruck der letztern einschränkte, es dem Dichter eben so weit zuvorthun, als das Ideal der äussern Gestalt mehr geläutert und ausgebildet war. Das Bild hingegen, welches der Dichter von der Göttinn entwarf, richtete sich nach den eingeschränkten Begriffen, die man sich von der moralischen Bestimmung des Geschlechts bilden mochte; sein Muster war die züchtige Gattin, die Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, aber zugleich auch die eifrige Beschützerin ihrer Rechte, und diese idealisirte er in der Königin der Götter.

Haben wir indeß unsre Phantasie von diesen Nebenbegriffen gereinigt, so stellt sich uns in dieser Gottheit das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe dar. In keinem einzelnen Zuge dringt sie sich vor, son-

dern wirft um die ganze Gestalt einen zarten Schleier, durch welchen die Gottheit frey und ungehindert durchblickt. Sie zeigt sich daher auch nicht in der Beschränkung, welche ein bestimmter einzelner Zustand allemal mit sich führt; sondern umschließt vielmehr jede noch unentwickelte Anlage, und giebt dem Verstande und der Phantasie ein unbegränztes Feld zu verfolgen. Denn nicht, wie die Göttinn der Liebe, durch einladende Sehnsucht, noch, wie Latonens Tochter, durch jugendliche Unbefangenheit verräth Juno das Weib, sondern durch eine ruhige, über das ganze Wesen verbreitete Fülle. Auch der Schatten der Begierde verschwindet, und innre Selbstgenügsamkeit hebt sie aus dem Kreise irrdischer Beschränktheit hinweg. Ihre hehre Gestalt, ihr weites rundgewölbtes Auge, und der Ausdruck der Hoheit in ihrem Munde geben ihr eine Würde, welche jede Spur der Bedürftigkeit vertilgt. Indem sie aber hierin die Weiblichkeit gleichsam verläugnet, dankt sie derselben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich ist die Fülle ihres Wesens, eine weibliche, langsam ausströmende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich ist beydes mit lieblicher Anmuth und allen Reitzen der Jugend geschmückt. Denn wie sich jede Gottheit des Vorrechts erfreut, alles Menschliche zu genießen und zu leiden, ohne über den Augenblick der Gegenwart hinaus, den Sterblichen gleich, beschränkende Folgen zu erfahren, so kehrt auch Juno ewig als jungfräuliche Braut in Zevs Umarmung zurück.

Dennoch erscheint die Weiblichkeit nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in ihr, nicht wie sie, noch unverändert durch die Persönlichkeit, aus der Hand der Natur kommt. Vielmehr mit der Gottheit vereint, wird sie

von dieser empor getragen. Kühner erhebt sich daher die Gestalt der Göttinn, freyer wölbt sich das Auge, stolzer gebietet der Mund, und frey von den Schranken des Geschlechts, ist sie allein mit den Vorzügen desselben begabt. Der Ausdruck der göttlichen und weiblichen Natur verliert sich sanft in einander, und jeder wird durch den andern gegenseitig erhöht oder gemäßigt. Die üppige Fülle der Weiblichkeit, der es leicht an Haltung gebricht, wird in einen sich selbst beherrschenden Reichthum verwandelt, und die weibliche Kraft, die von äußrer Nothwendigkeit abhängt, erscheint mehr durch eine innre gebunden. Wo hingegen die furchtbare Größe der Gottheit Schrecken erregen könnte, da verbannt ihn die Sanftmuth des Weibes. Durch sie erscheint der feste Rathschluß, den die Götterstirn verkündet, nicht von der Willkühr der Laune abhängig, sondern an die hohe Ordnung der Dinge geknüpft, und der feierliche Ernst, welcher die Göttinn umgiebt, verliert jeden Anschein der Härte, da er aus weiblicher Zucht und Sittsamkeit hervorgeht.

Hier also tritt die Weiblichkeit in einer neuen Gestalt auf. Es ist nicht das eigene Ideal derselben, welches wir sehen, nicht eine Gestalt, welche ihre Vorzüge, wie ihre nothwendigen Schranken, zu zeigen bestimmt wäre; es ist das Ideal einer geistigen Natur überhaupt, welche um einen Körper anzunehmen, sich nothwendig zu einem Geschlechte bekennen mußte, und nun das weibliche wählte. Denn unabhängig von der Form der Geschlechter, muß es noch eine andere mittlere geben, die ein reiner Abdruck der Menschlichkeit, oder wenn wir uns diese idealisch erhöht denken, der Göttlichkeit im Sinne der Alten ist, und zu welcher jedes einzelne Geschlecht emporstreben sollte.

Die Schwierigkeit ist nur, bei diesem Uebertritt in ein fremdes Gebiet, doch gleichsam das eigne nicht zu verlassen; sondern es vielmehr idealisch zu erweitern. Gerade die Forderung aber ist hier erfüllt, da die Göttlichkeit den Charakter der Weiblichkeit als Naturcharakter vertilgt, und als Willenscharakter dargestellt, ihm eine unendliche Fläche eingeräumt, und indem sie seine Schranken entfernte, seinen Vorzügen selbst einen neuen Glanz mitgetheilt hat. Jeder Zug der erhabenen Bildung ist weiblich; unverkennbar aber spricht zugleich aus jedem die Gottheit; und so gewinnt bey Weibern und Göttinnen die Menschlichkeit und Göttlichkeit immer in eben dem Grade, in welchem die Weiblichkeit ihr ganzes Wesen lebendiger beseelt.

Wenn man sich ruhig den Eindrücken überläßt, welche in diesen Idealen, wie in der Wirklichkeit selbst, die weibliche Schönheit in dem Gemüthe hervorbringt, und sie auf einen bestimmten und allgemeinen Begriff zurückzuführen versucht; so sind es Lieblichkeit und Anmuth, welche den Sinnen von allen Seiten entgegenkommen. Ein zarter Gliederbau von verhältnißmäßiger Größe und mit schön wallenden Linien umschlossen, in allen Theilen Fülle und Weichheit, eine sanfte und doch lebhafte Farbenmischung, eine feine und glatte Haut, lange und anmuthig fliessende Locken. Diese und ähnliche Züge sind es, welche in der Phantasie des Betrachters zurück bleiben, und sich in keiner wahrhaft weiblichen Bildung verläugnen, wenn sie gleich in mannigfaltig verschiedenen Gestalten erscheinen. Das charakteristische Merkmal der weiblichen Bildung ist daher die ununterbrochene Stätigkeit der Umrisse, mit welcher ein Theil aus dem andern gleichsam auszufließen scheint. Sie verwandelt die aus der

Gestalt hervorleuchtende Kraft in reitzende Fülle, und verbindet alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmonischen Ganzen.

Dieser materielle Reitz, welcher allein den Sinnen schmeichelt, muß, um zur Anmuth zu werden, eine Form annehmen, durch welche er der höheren Forderung des Geistes Genüge leistet. Ohne sie geht er nicht in das Gebiet der Schönheit über, und sie ist es allein, die ihn zur Grazie erhebt. Zwar wird die Kunstmäßigkeit in der Bildung des weiblichen Körpers durch die grössere Weichheit und den sanfteren Fluß der Umrisse versteckt; aber sie darf nicht verschwinden, und in einem wahrhaft schönen weiblichen Bau muß die technische Vollkommenheit ebenso durchschimmern, als sie in einigen übriggebliebenen Kunstwerken des Alterthums dem Auge in der That sichtbar ist, wenigstens wenn dasselbe die Leitung des Gefühlsinns zu Hülfe ruft. Wie aus der sinnlichen Harmonie des Baues die reine Kunstmäßigkeit hervorblicken muß, so wird, wenn die Gestalt vollendet heissen soll, von beyden noch ein Ausdruck der sittlichen Harmonie des Charakters gefordert. Würde und Selbstständigkeit strahlen alsdann aus dem Wuchs und den Gesichtszügen hervor. Ohne ein übermüthiges Streben nach Herrschaft zu verrathen, begnügt sich die aufgerichtete Gestalt, der Feßeln entledigt zu seyn, die sonst alles Lebendige binden. In eigner Kraft erhebt sie sich, und unterwirft sich willig den Gesetzen einer Ordnung, die sich mit ihrer Freyheit vertragen. Also weit entfernt, daß der Ausdruck des Geistes an der weiblichen Bildung vermißt werden sollte, so ordnet sich derselbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freywillig unter.

An diesem Charakter einer grösseren Anmuthigkeit, als man sie von der bloß menschlichen Bildung erwartet, ist die Weiblichkeit überall ohne Mühe erkennbar. Gleich sichtbar muß nun zwar in der hohen männlichen Schönheit die Männlichkeit seyn; nur zeigt sich hier der sehr merkwürdige Unterschied, daß die letztere nicht sowohl, wenn sie da ist, leicht bemerkt, als, wo sie fehlt, vermißt wird. Der eigentliche Geschlechtsausdruck ist in der männlichen Gestalt weniger hervorstechend, und kaum dürfte es möglich seyn, das Ideal reiner Männlichkeit eben so, wie in der Venus das Ideal reiner Weiblichkeit, zu vereinzeln. Schon bei dem ersten Anblick beyder Gestalten wird man gewahr, daß der Geschlechtsbau bey der männlichen bey weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden ist. Bey der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Theile, die das Geschlecht bezeichnen, oder nicht bezeichnen, in Eine Form gegossen, und die Schönheit sogar davon abhängig gemacht. Bey jener hat sie sich hierin eine grössere Sorglosigkeit erlaubt; sie verstattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem, was nur dem Geschlecht angehört, und ist zufrieden, dieses, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben. Vielleicht aber verwebte sie auch den männlichen Charakter nur feiner in das übrige Wesen des Mannes, und zeichnete ihn durch den Ausdruck grösserer Kraft, mehr reger und schneller Anstrengung und geringerer Masse. Diese besondere Eigenthümlichkeit aber läßt sich nicht gerade auf die Rechnung seines Geschlechts setzen. Denn da sie von keiner Seite dem Charakter der reinen Menschheit widerspricht, so kann sie der rein menschlichen, so wie die entgegengesezte der weiblichen Form eigenthümlich seyn; und die grössere Unab-

hängigkeit von dem Geschlechtsunterschied gehört daher unmittelbar mit zu dem Begriff der männlichen Bildung.

Je mehr Kraft und Freyheit auch die Gestalt des Mannes verräth, desto männlicher erklärt ihn selbst das alltägliche Urtheil. Noch mehr, als in der weiblichen Schönheit muß die Kraft die Masse überwunden haben, und wir verzeihen es eher wenn sich jene, selbst mit Verletzung der blossen Anmuth, zu sichtbar hervordrängt, als wenn sie im Gegentheil dieser unterliegt. Daher wird die männliche Schönheit immer in dem Grade erhöht, in welchem die Kraft gestärkt wird, und sinkt immer um so viel herab, als man dem Genuß Uebergewicht über die Thätigkeit verstattet. Selbst die Art, wie man das Wachsthum der Kraft befördert, ist nicht gleichgültig, und immer wird sie da weniger männlich erscheinen, wo man sie mehr mit Fülle nährt, als durch Anstrengung übt. So dachten sich die Alten den Bacchus. Reiche Fülle bezeichnet ihn; in fröhlichem Taumel durchzog er die Erde und bezwang entfernte und mächtige Völker mehr durch die üppige Macht seiner Natur, als durch die Anstrengung seines Willens. Seine Bildung ist noch zarter und jugendlicher, als die der übrigen Götter, seine Hüften sind weiblicher ausgeschweift, und der ganze Bau seiner Glieder ist voller und runder. Indeß er, mit der thätigen Kraft des Mannes gerüstet, gerade die Eigenthümlichkeiten des Geschlechts in seinem Charakter ausdrückt, nähert er sich dennoch der Gränze der Weiblichkeit. Wie Venus bezeichnet er eine Naturkraft, und ist überhaupt, eben so wie diese, näher als die höheren Gottheiten, mit der Natur verwandt. Aber gerade wie sie das treuste Bild reiner Weiblichkeit ist, so stellt er eine Abweichung von der

Mannheit dar; und überhaupt wird der Mann jederzeit in demselben Grade mehr von seinem Geschlechte ausarten, als er sich von demselben beherrschen läßt. Obgleich dieß im Ganzen auch bei den Weibern der Fall ist, und in der Heftigkeit des Affects die lieblichsten Züge der Weiblichkeit erlöschen, so ist doch hier die Gränze weiter gesteckt, und es ist den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geschlecht nachzugeben verstattet, indeß der Mann das seinige fast überall der Menschheit zum Opfer bringen muß. Aber gerade dieß bestätigt aufs neue die grosse Freyheit seiner Gestalt von den Schranken des Geschlechts. Denn ohne an seine ursprüngliche Naturbestimmung zu erinnern, kann er die höchste Männlichkeit verrathen; da hingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal sichtbar seyn wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Wesen mag verbreitet seyn. Schon von selbst stimmt der männliche Körperbau fast durchaus mit den Erwartungen überein, die man sich von dem menschlichen Körper überhaupt bildet, und nicht die Partheilichkeit der Männer allein erhebt ihn gleichsam zur Regel, von welcher die Verschiedenheiten des weiblichen mehr eine Abweichung vorstellen. Auch der partheiloseste Betrachter muß gestehen, daß der letztere mehr den bestimmten, der männliche dagegen den allgemeinen Naturzweck alles Lebendigen ausdrückt, die Masse durch Form zu besiegen.

Aber auch an der männlichen Bildung bleiben noch immer Spuren genug von der Geschlechtseigenthümlichkeit übrig, welche da, wo die höchste Schönheit hervorgehen soll, in der reinen Menschlichkeit sich verlieren müssen. Wenn der Körper des Weibes eine sanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, darbietet, so erhebt die

dem Manne eigenthümliche Kraft und Heftigkeit auf dem seinigen hervorragende Sehnen, und sein stärkerer Bau, weniger mit milderndem Fleische bekleidet, deutet alle Umrisse sichtbarer an. Alle Ecken springen schneller und minder vorbereitet hervor, der ganze Körper ist in bestimmtere Abschnitte abgetheilt, und gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit strenger Richtigkeit, aber wenig bekümmert um Grazie, entwirft. Was hier in seinen Extremen geschildert ist, läßt freilich, auch mit genauer Beobachtung der natürlichen Wahrheit, eine grosse Veredlung zu. Aber, selbst bey der höchsten, wird eine Bestimmtheit übrig bleiben, welche sich der Gränze der Härte nähert. Solch ein Ideal ist, nach dem Urtheil der Kunstkenner, der Farnesische Hercules. Nach langer Arbeit ruht er aus, gestützt auf das Werkzeug seiner Kraft. Riesen und Ungeheuer hat er bezwungen, aber nicht mit der leichten Macht der Götter, die mit dem Gebot ihres Mundes und dem Wink ihrer Hand ihre Gegner vernichten; mit der Anstrengung eines Sterblichen hat er gerungen, mit mühevollem Schweiß den Sieg erkämpft. Zu derselben Gattung gehören auch die Fechterkörper. Arbeit und Kraftübung leuchten aus ihnen hervor, und der Ausdruck des empfangenden Genusses ist überall, selbst da entfernt, wo derselbe die männliche Kraft belohnt. Festigkeit, Bestimmtheit und eine Schärfe der Umrisse, die leicht in Härte auszuarten Gefahr läuft, machen also ein zweites wesentliches Merkmal der Bildung des Mannes aus. Wo nicht schon die Hand der Natur oder die moralische Kultur diese Züge wohlthätig gemildert hat, da rauben sie der männlichen Schönheit wieder etwas von der Freyheit, die sie durch ihre grössere Unabhänkeit von dem Geschlecht gewann.

In der Natur des Göttlichen strebt alles der Reinheit und Vollkommenheit des Gattungsbegriffs entgegen. Auch der Charakter der Geschlechter fängt an in demselben zu erlöschen, und in der jugendlichen Gestalt der Götter verliert sich die scharfe Zeichnung des männlichen Körpers in einer milden Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Bestimmtheit zu vertilgen. Wenn Hercules sich zum Olymp empor geschwungen hat, und in Hebes Umarmung des mühevollen Erdelebens vergißt, so umwallt auch seine körperliche Bildung eine mehr geläuterte Schönheit, und mit jugendlicher Leichtigkeit bewegen sich die entfesselten Glieder. Sich diesem Ideale zu nähern, kann auch der Mensch versuchen, und die Verbindung der menschlichen Schönheit mit der männlichen hilft erst die letztern vollenden. Grossentheils vermag die Seele von innen heraus diesen Vorzug hervorzuschaffen; aber noch mehr ist er, insofern er nicht den Ausdruck des moralischen Charakters verstärken, sondern die eigentliche Schönheit erhöhen soll, eine Gabe der Natur. Vorzüglich ist dieß in der Jugend der Fall, die, wenn die Bildung der Kindheit gewissermassen weiblicher ist, auf der schmalen Gränze zwischen beyden Geschlechtern steht. Alsdann erscheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichsten Glanze. Jede einengende Schranke ist entfernt, und alles vereint sich zu dem lebendigsten Ausdruck einer mit Stärke gerüsteten Energie, die durch Anmuth gemäßigt ist. Ein solches Ideal ächter Männlichkeit erblicken wir im Vaticanischen Apoll. Die höchste männliche Kraft und Bestimmtheit ist in ihm in die schönste Götterjugend gekleidet; alle Züge der Bildung sind sanft und oft nur noch dem Gefühle bemerkbar gezeichnet; und wenn uns der Bogen in seiner Hand und

der Köcher auf der Schulter in Schrecken setzen, so durchdringt uns die stille Erhabenheit des Gottes mit ruhiger Ehrfurcht.

Wäre unser Sinn genug an Schönheit gewöhnt, um überall auch Schönheit zu fordern; so würden wir die Härte, welche die Gestalt des Mannes so oft begleitet, minder übersehn, und durch sie mehr an das Geschlecht, als an die Gattung erinnert werden. Indeß liegt es doch nicht sowohl an einem Mangel aesthetischer Reitzbarkeit in uns, als vielmehr an dem ganzen Geist seiner Bildung, wenn wir bey ihm mehr auf Bestimmtheit, als auf Schönheit der Formen achten. Diese Bestimmtheit ist ein eben so charakteristisches Merkmal seiner Bildung, als es Reitz und Anmuth bey der weiblichen ist; daher man ihm eben so wenig Unbestimmtheit und Leere als dem Weibe Mangel an Grazie verzeiht. Dieß bringt den hohen Ausdruck selbstthätiger Kraft in ihm hervor, und verbindet alle einzelne Theile mehr zu der Einheit des Begriffs eines lebendigen und selbstständigen Wesens, als zu der sinnlichen Einheit der Form, auf der wir so gern in dem weiblichen Körper verweilen.

Nach diesen Merkmalen sollte man indeß in der Gestalt des Mannes nur Vollkommenheit ahnen, und an Schönheit verzweifeln, wenn sich mit jener strengen Richtigkeit des Baues nicht zugleich reitzende Anmuth verbinden könnte. Dieß aber ist bey der männlichen Schönheit in der That der Fall; die abstracte Einheit des Begriffs, welche dem Verstand Genüge leistet, befriedigt durch die lebendige Einheit der Ausführung das Gefühl, und mit der höchsten Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Umrisse ist der lei-

feste Uebergang einer Form in die andere verträglich. Hat unter uns Mangel an gymnastischen Uebungen, harte Arbeit, welche die Bildung entstellt, mindere Freyheit von Sorge und von mechanischer Beschäftigung, und die ganze der Schönheit ungünstige Neigung des Zeitalters es schwieriger gemacht, dieß an dem lebenden männlichen Körper zu bestätigen; so dürfen wir uns nur an die Kunstwerke des Alterthums wenden. Auch der Schatten der Härte ist dort verbannt, und die Umrisse der männlichen Gestalt fliessen gleich sanft, nur mit mehr Sparsamkeit des Stoffs, als in der weiblichen, ineinander. Vorzüglich sichtbar ist dieß in dem höchsten Ideale des Mannes, wo der physischen Eigenthümlichkeit zugleich die intellectuelle und moralische zur Seite steht. Reitz und Anmuth gatten sich also nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form, nur daß sie der letzteren das Gesetz selbst zu geben, bei der ersteren mehr das Gesetz des Verstandes auszuführen scheinen.

Bey dieser Schilderung der Gestalt beyder Geschlechter ist es unmöglich, nicht zugleich auch an ihre innere Eigenthümlichkeiten erinnert zu werden. Wie sehr der Betrachter vermeiden möchte, eine Vergleichung mit denselben anzustellen, um nicht dadurch die Lauterkeit der Beobachtung zu stören, so muß sich die Aehnlichkeit, selbst wider seinen Willen, ihm aufdringen. Denn überhaupt ist keine Gestalt eines organischen Wesens rein, nur von sich selbst abhängig, sondern jede wird durch den Begriff desselben und die ihm inwohnende Kraft bestimmt. In der unorganischen Natur ist alle Gestalt blosse Masse, wenn nicht willkührlich, doch wenigstens nicht nach innren Gesetzen, sondern durch äußre Einwirkungen an einander gehäuft.

Von Kraft ist keine Spur, als von derjenigen, durch welche die Masse mächtig ist; und daher sind Formen dieser Art keiner andern Bedeutung fähig, als welche die Phantasie ihnen willkührlich nach unbestimmten Aehnlichkeiten beylegen will. Ganz anders ist es schon in dem Reiche, welches zunächst an dieses gränzt. Die Pflanze strebt mit eignem Leben empor, und streckt vielfach getheilte Wurzeln und Zweige aus, um fremden Stoff aufzunehmen und eignen abzusondern. Hier ist nicht mehr, wie dort, wo eine rohe ungeschiedene Masse auf einem sichren Grunde ruhte, die Gestalt blos nach mechanischen Gesetzen begreiflich; es offenbart sich in ihr eine innre formende Kraft. Dieser strebt indeß die Materie entgegen, und daher stellt jeder organische Körper das Bild eines Kampfes dar, in welchem bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand behält. Wenn die Materie aufhört Widerstand zu leisten, so begünstigt sie die Kraft, indem sie derselben, gerade wie in dem innren Wesen die Empfänglichkeit der Selbstthätigkeit, einen körperlichen Stoff leiht, und sie durch Leichtigkeit mildert. Die Beschaffenheit und das Verhältniß dieser beiden Elemente, der Umfang der Kraft, und die Art, wie die Materie sie verkörpert, bestimmen eine Stufenfolge mehr oder weniger edler Bildungen, nach welcher sich jeder Naturgestalt ihr Rang anweisen ließe. Bei diesem Geschäft müßte man sich aber hüten, über die äußre Bildung hinaus zu gehn. Unmittelbar die Gestalt muß die Kraft ankündigen, auf die es hier ankommt, und thut dieß auch in der That. Wo die ganze Masse, in mehrere einzelne Glieder vertheilt, Leichtigkeit und Beweglichkeit gewinnt, wo in dieser Vertheilung, wie in den Umrissen überhaupt, Ebenmaaß und Regel herrscht, da ist eine bildende Kraft sichtbar, welche

diese, aus den Gesetzen der blossen Materie unerklärbare Erscheinungen hervorbringt, und der Thätigkeit sowohl ihren Umfang als ihre Gränzen bestimmt. Das erstere ist vorzüglich in der menschlichen Gestalt offenbar, die nicht bloß, wie jede organische Bildung, eine bildende Kraft und einen bildsamen Stoff überhaupt zeigt, sondern auch eine unbeschränkte, schlechterdings zu keiner einzelnen Verrichtung ausschließlich bestimmte Kraft, und einen Stoff, der anstatt derselben zu widerstreben, ihr vielmehr entgegen zu kommen scheint.

Durch die ganze übrige thierische Schöpfung sehen wir, daß jedem Wesen eine bestimmte Anzahl von Wegen zu verfolgen angewiesen, alle übrigen hingegen versagt sind. Nicht genug aber daß es die letzteren nicht wirklich einzuschlagen vermag, so ist es nicht einmal im Stande, dieß zu begehren, und seine Neigung ist, wie sein Vermögen gefesselt. Dagegen ist der Thätigkeit des Menschen schlechterdings keine einzelne Richtung ausschließlich vorgeschrieben; was seiner Natur unmittelbar versagt scheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Uebung, die äussern durch allerlei Hülfsmittel entfernen, und das gänzlich Unmögliche selbst kann er wenigstens verlangend versuchen. Diese Eigenthümlichkeit nun verräth auch unmittelbar seine Gestalt, und das unterscheidende physiognomische Merkmal derselben ist eine solche Beschaffenheit der Bildung, mit welcher selbst der Gedanke des Zwangs unverträglich, und die nur durch Freyheit erklärbar ist.*

* Auf ähnliche Weise, als hier, wenn gleich nur in den ersten Grundzügen, beym Menschen geschehn ist, liesse sich eine Physiognomik aller Thiergattungen entwerfen, bey der nur

Zwar offenbart sich dieses nicht in irgend einem einzelnen Zuge, sondern in dem ganzen Habitus des Körperbaues und in der freyen Zusammenstimmung aller Theile, daher es auch nur gesehn und empfunden, und nicht mit Worten beschrieben werden kann. Wenn aber gleich der Mensch durch diese ihm eigenthümliche Freyheit über die Schranken der Endlichkeit hinweggerückt scheint, so tritt er darum noch nicht aus den Gränzen der Natur, sondern diese sind in dem menschlichen Bau nur weiter gerückt. Denn indem die Materie die freye Thätigkeit des Geistes durch ihre Schwerfälligkeit und Trägheit beschränkt, so mildert sie auch durch ihre ruhige Stätigkeit die ungestüme Gewalt, mit welcher die Willkühr sich äussert; und indem der Geist durch seine strenge Gesetzmäßigkeit der Materie Zwang

vorzüglich die beyden Klippen zu vermeiden wären, weder der Willkühr einer spielenden Einbildungskraft, noch dem mit den innren Eigenschaften des Geschöpfs vertrauten Verstande ein einseitiges Uebergewicht einzuräumen; folglich 1. nicht blossen Grillen zu folgen, sondern überall, an der Hand der Naturgeschichte, von dem eigentlichen Körperbau, insofern er auf die Gestalt Einfluß hat, auszugehen; 2. dem Begriff der innren Vollkommenheit des Geschöpfs, wie schon oben erinnert ist, auf diese physiognomische Beurtheilung seiner Gestalt keinen Einfluß zu verstatten, und es sich anfangs wenigstens nicht stören zu lassen, wenn auch vollkommnere Thiere in Absicht ihrer Gestalt einen niedrigeren Platz erhielten, oder umgekehrt. Von dem Thierreich dürfte man hernach den Uebergang zu den Pflanzen um vieles erleichtert finden.

anthut, so beschränkt er zugleich ihren Ueberfluß, der unaufhörlich bestrebt ist, die Form zu vernichten.

Da der Mensch als ein gemischtes Wesen Freyheit mit Naturnothwendigkeit verknüpft, so erreicht er nur durch das vollkommenste Gleichgewicht beyder das Ideal reiner Menschheit. Zwar müßte, wenn die moralische Würde behauptet werden sollte, der Wille herrschen, aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur, und eben dieß müßte auch die äußre Bildung verkündigen. Hier aber sieht sich die Einbildungskraft von der Wirklichkeit verlassen, welche ihr nirgends die Gestalt eines solchen reinen, über alle Geschlechtseigenthümlichkeit erhabenen Wesens zeigt, und es wird ihr sogar schwer, auch nur ein Bild davon zu entwerfen. Denn indem sie den Charakter des einen Geschlechts zu verwischen bemüht ist, läuft sie Gefahr, den des andern an die Stelle zu setzen, oder, wenn sie dieß vermeiden will, die übrigbleibenden Merkmale bis zur Unbestimmtheit zu schwächen. Indeß ist es dennoch unläugbar, daß zuweilen selbst in der Wirklichkeit, wenn gleich nur einzelne Züge einer Gestalt durchschimmern, die, als rein menschlich, zwischen der männlichen und weiblichen mitten inne steht, und weil jeder ein dunkles Bild davon in seiner Seele trägt, von niemand verkannt wird. Hie und da findet man etwas Ueberweibliches, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das doch niemand darum unweiblich oder männlich nennen möchte; und eben so stößt man bey Männern auf Züge, die man nicht auf die Rechnung des Geschlechts zu setzen vermag. Von dieser Art ist z. B. eine gewisse ruhige Grösse, welche nicht durch Natur, sondern durch Willensstärke entsteht, und die in einer weiblichen

Gestalt niemals unweiblich erscheinen wird, aber in einer männlichen auch nicht sowohl männlich, als menschlich heissen muß. Sammelte man dieß und ähnliche Merkmale, (die man vielleicht so am richtigsten aufsuchte, daß man sich fragte, was wohl von einer männlichen Bildung, mit Beybehaltung der vollen Weiblichkeit, auf eine weibliche übergetragen werden könnte?) in Ein Bild zusammen; so würde sich eine kunstmäßige Bestimmtheit der Züge zeigen, die aber von Härte und Gewaltthätigkeit gleich weit entfernt wäre, und mit dieser würde sich eine Anmuth gatten, die ohne sie verdrängen zu wollen, eben so wenig von ihr verdrängt werden dürfte. Indem aber die eine der andern wiche, würde alsdann jede sich schwächen; über dem Bemühen, beyde ganz aufzufassen, würde der Betrachter keine in ihrer Reinheit erblicken, und Vermischung würde an die Stelle der Verknüpfung treten.

Von diesen beyden charakteristischen Merkmalen der menschlichen Gestalt, deren eigenthümliche Verschiedenheit in der Einheit des Ideals verschwindet, herrscht in jedem Geschlecht eins vorzugsweise, indeß das andere nur nicht vermißt wird. Dadurch beziehen sich beyde, wie Hälften eines unsichtbaren Ganzen auf einander, und nöthigen durch ihren gegenseitigen Mangel das Gemüth, sie im Ideal zu ergänzen. In der Gestalt des Mannes offenbart sich durchaus eine strengere, in der Gestalt des Weibes eine liberalere Herrschaft des Geistes; dort spricht der Wille lauter; hier die Natur. So wie grössere Kraft und geringere Abhängigkeit von einzelnen bestimmten Naturzwecken jenen fähiger machen, jede Lage zu ertragen und selbst hervorzubringen, so verräth dieß auch sein höherer Wuchs, seine mehr hervortretende Brust, seine stärkere

Knochenmasse, und das minder verdeckte Spiel seiner Muskeln. Kleiner, mit grösserer Fülle begabt und mit stätigeren Umrissen genießt das weibliche Geschlecht einer gleich grossen Beweglichkeit, die aber, von geringerer Kraft begleitet, mehr als Geschmeidigkeit erscheint. In dem Manne hat der Wille den vollkommensten Sieg errungen, und den Stoff, fast bis zur gänzlichen Vertilgung seines Naturcharakters, ausgearbeitet. In dem Weibe hat der Stoff seine Eigenthümlichkeit mehr zu behaupten gewußt, und indem er sich unterwirft, flicht er den Ausdruck seines Unterliegens. Da nun auf diese Art jedes der beyden Geschlechter zwar die ganze Menschheit in allen ihren Eigenthümlichkeiten, aber nach einer mehr einseitigen Richtung zeigt; so muß nothwendig immer das eine zu dem andern leiten. Gerade dadurch daß Eine Seite überwiegend ist, entsteht unvermeidlich das Verlangen, auch einmal die andere herrschen zu sehen, und so, wenn nicht in der Wirklichkeit doch wenigstens in der Phantasie, das gestörte Gleichgewicht wiederum herzustellen.

Die Fortsetzung folgt.

Die Horen

eine Monatsschrift

herausgegeben von Schiller

Zweiter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795.

Druckfehler

im dritten, vierten und fünften Stück.

St. 3.	S.	22.	Z. 22.	st.	Redekünsten l. Redekünste.
——	—	28.	— 10.	—	Verschiedene l. Verschiedne.
——	—	32.	— 25.	—	philolosophischen l. philosophischen.
——	—	44.	— 14.	—	unbesingbare l. unbesiegbare.
——	—	46.	— 20.	—	nous. l. nos.
——	—	67.	— 12.	—	in dem l. in den.
——	—	77.	— 12.	—	letzten bis l. ersten bis.
——	—	84.	— 5.	—	grausamem l. grausamen.
——	—	89.	— 4.	—	die l. diese.
—— 4.	—	9.	— 12.	—	Schlamme l. Schlamm.
——	—	13.	— 9.	—	gewandten l. gewandtem.
——	—	26.	— 1.	—	reinen l. einen.
——	—	27.	— 5.	—	erschaffende l. erschlaffende.
——	—	—	— 6.	—	erstern l. erstere.
——	—	—	— 8.	—	fehlt nach: „jeder der" das Wort: beiden;
——	—	29.	— 28.	st.	Krais l. Kreis.
——	—	44.	— 29.	—	diesen l. diesem.
——	—	49.	— 3.	und S. 51. Z. 23. st.	gedultig l. geduldig.
——	—	59.	— 9.	st.	mich l. mir.
——	—	91.	— 27.	—	ihrem l. seinem.
—— 5.	—	16.	— 18.	—	kleinlichte l. kleinlichste.
——	—	24.	— 31.	—	Muse l. Muße.
——	—	40.	— 8.	—	zuvor l. bevor.
——	—	48.	— 5.	—	demnach l. dennoch.
——	—	51.	— 9.	—	Tersiten l. Thersiten.
——	—	57.	— 17.	—	seye l. sey.
——	—	60.	— 8.	ist das (,) nach „Sinnlichkeit" wegzustreichen.	
——	—	83.	— 13.	st.	gedultigen l. geduldigen.
——	—	85.	— 16.	—	freyen l. freyem.
——	—	89.	— 1.	—	letztern l. letzten.
——	—	90.	— 16.	—	Harmedius l. Harmodius.
——	—	96.	— 19.	—	Phradman l. Phradmon.
——	—	105.	— 12.	—	große l. größte.
——	—	119.	— 28.	und 29. st.	den l. die.
——	—	240.	unten st.		noch l. nach.

Die Horen

Jahrgang 1795

Viertes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des vierten Stücks.

I Dante's Hölle. Fortsetzung. Seite 1

II Ueber die männliche und weibliche Form. Fortsetzung. — 14

III Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. — 41

IV Merkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585. — 68

Die Horen.

Erster Jahrgang. Viertes Stück.

I

Dante's Hölle.

Fortsetzung.

Minotaurus bewacht den jähen zerrißnen Felsenhang, an dem man zum siebenden Kreise hinabsteigt. Längs dem äußern Rande eines kochenden Blutstroms, der ihn umgiebt, laufen Schaaren mit Pfeilen bewafneter Zentauren umher, damit kein Verbrecher sich höher daraus erhebe, als das Maas seiner Schuld es erlaubt. Am tiefsten sind die Tyrannen untergetaucht, mit einer Anspielung auf jenes: Sättige dich im Blut wornach dich dürstete! Von dem furchtbaren Verheerer der Lombardey, Ezzelino da Romano, ist nur das schwarze krause Stirnhaar zu sehen. An der seichtesten Stelle wird Dante durch den Zentauren Neßus hinübergetragen, und findet sich nun in dem öden, schwarzen, dornigen Walde der Selbstmörder, wo nur Wehegesang der Harpyen und Aechzen aus den Büschen ertönt. Die darinn wohnenden Seelen sollen nicht wie die übrigen Verurtheilten beym lezten Gerichte ihren Leib wieder empfangen; weil sie ihn selbst zerstört, wird er alsdann wie eine todte Last an ihre Stämme gehängt werden. Hier wiederholt Dante die Virgilsche Dichtung von Polydorus, und der Schatte, den er unwis-

send verwundet ist Pier delle Vigne, der berühmte Kanzler und Vertraute Kaiser Friedrichs des zweyten, der ihm betheuert, er sey völlig unschuldig durch den Neid der Hofleute in der Gnade seines Herrn gestürzt, und habe sich aus Verdruß darüber das Leben genommen: eine Behauptung, womit auch von einsichtsvollen Geschichtschreibern die Ehre jenes verdienten Mannes gerettet wird.

Der innerste Raum des Kreises ist eine brennende Sandwüste, worauf die Gotteslästerer liegen, die Wucherer sitzen, und die welche entehrenden Lüsten nachgehangen, umherwandern, ohne einen Augenblick der Ruhe vor den stets herabfallenden feurigen Flocken. Da dem Dichter unter den Letztgenannten sein alter Lehrer begegnet, ruft er aus: Ey! seyd ihr hier, Ser Brunetto! Naif genung, als schwebte es ihm auf der Zunge, hinzuzufügen: Und das für eine so häßliche Sünde? * Doch vermindert

* Dante's Zeugniß ist in jeder Rücksicht unverwerflich, und Brunetto hat selbst in seinem Tesoretto eine harte Verdammung über sich ausgesprochen:

E ben gran vituperio
Commetter avolterio
Con donne, o con donzelle
Quanto che paian belle
Ma ch'il fa con parente
Pecca più laidamente
Ma tra questi peccati
Via più son condannati
Que' che son sodomiti
Deh! come son periti

diese Entdeckung die Ehrerbietung und Dankbarkeit des ehemahligen Schülers so wenig, daß er sich, bis ihr Weg sie trennt, aufs freundschaftlichste mit Brunetto unterhält.

Die Steilheit des Abgrundes zwischen dem Kreise der Gewaltthätigen und dem der Betrüger macht den beyden Wanderern eine fremde Hülfe nothwendig. Auf ein vom Virgil gegebenes Zeichen schwimmt daher aus der dunkeln Tiefe, ein allegorisches Ungeheuer, mit Nahmen: Geryones, herauf.

„Sieh da das Scheusal und die Pest der Welt!
„Das Thier mit spitzem Schweif, womit es Berge
„Durchboret, Waffen bricht und Mauern fällt!"
So hub nun gegen mich mein Führer an,
Das Misgeschöpf heran zum Ufer winkend
Ans Ende der betretnen Marmorbahn. *
Und jenes Ungebild des Truges strebte
Hinauf, und landete mit Kopf und Rumpf,
Doch so, daß noch sein Schweif im freyen schwebte.
Es trug das Antlitz eines biedern Manns.
Und war von vorn mit Freundlichkeit bekleidet;
Am Hinterleibe war es Schlange ganz.

Quei, che contra natura
Brigan con lal lussuria!

Diese Probe mag zugleich zu einem Maaßstabe dienen, wie viel etwa Dante als Dichter von Brunetto Latini lernen konnte.

* Eines Steindammes, der gerade durch die Sandwüste hingeht, auf dem sie unversehrt von den Feuerflocken fortgewandert sind und noch stehen.

Es hatte zwey behaarte Vorderpfoten,
Und Rücken, Bruft und Seiten überall
Bemahlt mit Schnörkeln und verschlungnen Knoten.
So mannigfärbig weiß kein Morgenländer
Mit seiner Zier die Stoffe zu erhöhn;
So wirkte nie Arachne die Gewänder. —
Wie Barken dann und wann zur Winterszeit
Halb in den Fluten stehn und halb am Strande,
Und wie am Fluß zu seinem Krieg bereit,*
Der Biber sitzt, dort in dem teutschen Lande;**
So ringt und hängt nunmehr das schnöde Thier
An dem mit Mauern rings umschloßnen Sande.
Wie wild der Schweif auch durch die Leere fährt,
So bleibt doch stets mit Skorpionenstacheln
Bewafnet, seine Zang' emporgekehrt.

Mit großem Entsetzen schwingt sich Dante und mit ihm Virgil auf den Rücken dieses Ungeheuers, dessen symbolische Bildung für sich selbst redet. Es rudert mit den Klauen und steuert mit dem Schweife durch die Luft, senkt sich allmählig mit kreisförmigen Schwingungen nieder, und eilt, so bald die Reisenden auf festen Boden gelandet sind, mit Blitzesschnelle hinweg.

Gegen die Einwendung, die mit einigem Scheine ge-

* Nehmlich mit dem Schwanz im Wasser um Fische zu fangen.

** Im Original steht noch ein gar nicht schmeichelndes Beywort: i Tedeschi lurchi. Die Teutschen mochten es wohl verdienen, aber Dante hatte auch das Wort zum Reime nöthig.

macht werden könnte: der Betrug handle nicht nach seinem Charakter, indem er den Fremdlingen so redlich den verlangten Dienst leistet, ist es leicht den Dichter zu retten. Er läßt jenen nicht als Person, das heißt, handelnd auftreten, sondern stellt ihn nur zum Wahrzeichen des Ortes hin, wie Sphinxe am Eingange eines Aegyptischen Tempels liegen. Sollte nicht ein wichtiger Unterschied zwischen hieroglyphischer Mahlerey und eigentlicher Personifizirung; zwischen Bezeichnung einer geistigen Eigenschaft durch äussere Gestalt, und Verwandelung derselben in ein mit innerm Leben begabtes Wesen, statt finden? Die Verrichtung des Thieres, als Werkzeuges der Herabfahrt, ist durchaus körperlich, wie das Hinderniß der Reise, das dadurch weggeräumt wird, und seine dämonische Natur nimmt nicht den geringsten Antheil daran. Eben so würde es erlaubt seyn, eine sinnbildliche Figur an einem Gebäude, für dessen Bestimmung sie bedeutsam wäre, zugleich zu einem blos mechanischen Zwecke, etwan als Karyatide zu benutzen.

Malebolge (so heißt der achte Kreis) besteht aus zehn zirkelförmigen Tiefen oder Gräben, die durch eben so viele starke Felsendämme von einander getrennt werden. Aus verschiedenen Punkten des Umkreises laufen Brücken über die Thäler, von einem Walle oder Bergrücken zum andern, etwas abhängig nach der Mitte zu, das heißt, nach der runden Oefnung über dem untersten Abgrunde. Man hüte sich wohl, von allem diesen sich gegen Dante's Absicht zu kleinliche Bilder zu entwerfen. Eine der Brückenreihen dienet den Dichtern zum Pfade, von welchem herab sie, meistentheils ohne hinunterzusteigen, die Verdammten beobachten.

Die größte Mannigfaltigkeit von Martern findet sich hier. Ueberhaupt ist der in diesem Fache aufgewandte Reichthum von Erfindung zum Erstaunen, wenn gleich die Menge der höllischen Bezirke, die alle Gestalten körperlichen Schmerzes mehr als erschöpft, das Wiederkommen ähnlicher Vorstellungen unvermeidlich macht. Die Kuppler und Verführer werden von gehörnten Teufeln mit Geisseln umhergetrieben. In scheußlichen Moder und Unrath, der die Luft verpestet, versinken die Schmeichler. Die Simonisten sind mit dem Kopf zu unterst, in enge Löcher gestürzt, woraus nur die Beine hervorragen, Flammen nagen immerfort an ihren Fußsohlen. Hier hat man nun eigentlich, wie sich leicht ermessen läßt, die Päbste zu suchen.

Virgil trägt seinen Freund den steilen Abhang neben der Brücke hinab, und setzt ihn dadurch in Stand, mit einem Verdammten zu reden, der bey Dante's Ansprache sich einbildet, Bonifacius der achte sey nun da, um seine Stelle einzunehmen. Denn jedesmahl daß ein der Simonie schuldiger Pabst ankömmt, wird der zuletzt deswegen Verdammte tiefer hinab, und jener über ihn in dieselbe Grube geworfen. So wird nachher, weissagt Nikolaus, Bonifacius dem noch schändlichern Klemens den Fünften den Ehrenplatz einräumen müssen. Wie erfinderisch weiß doch Dante's Haß sogar die um die Epoche seines Gedichtes noch lebenden Päbste in die Hölle zu bringen! — Er schärft hierauf Seiner Heiligkeit das Gewissen mit dem einfältigsten Ernst, beklagt den verderblichen Reichthum der Geistlichkeit und Konstantins vermeynte Schenkung aufs herzlichste, daß man deutlich sieht, die ganze Szene sey ihm ohne Wissen und Wollen so gar komisch gerathen.

Dies ist Eine unter Hundert zum Theil noch freyeren Stellen desselben Innhalts: ein Glück für die göttliche Komödie, daß im vierzehnden Jahrhunderte Zensur und Bücherverbote noch nicht erfunden waren.

Falsche Propheten und Zauberer durchwandern die vierte Tiefe rückwärts, in gleicher Richtung mit ihren völlig verdrehten Köpfen. Diese Strafe, welche die Einbildungskraft empört, ohne daß man einsähe, worin eigentlich das Marternde bestehen soll, gilt vorzüglich jene. Mit ihrer Anmaaßung über die Grenzen der menschlichen Natur hinaus in die Zukunft zu blicken, steht das widernatürliche Zurücksehen in einem auffallenden, obgleich nur in einer sinnlichen Vergleichung oder Verwechselung der Zeit und des Raumes beruhenden Widerspruche.

Die folgende Kluft bietet einen Reichthum abentheuerlicher Höllenszenen dar. Eine kochende Pechfluth, die bald in Blasen aufschwillt, bald sich wieder senkt, füllt hier die Tiefe aus. Gerade als Dante die Brücke betreten hat, kömmt ein schwarzer geflügelter Teufel angelaufen, mit einem eben gestorbnen Sünder auf der Schulter, den er in den Abgrund hinabschleudert. Da dieser sich über die Oberfläche des Pfuhles erhebt, stürzt eine Schaar von Teufeln, die Malebranche (böse Klauen) heißen, unter der Brücke hervor, um ihn mit ihren Haackenstangen wieder unterzutauchen. Virgil geht voraus auf sie zu. Da sie ihn anzufallen drohen, verlangt er eine Unterredung mit einem von ihnen, dem er die hohe Vollmacht zu seiner Reise erkläret. Hierauf wird er und sein Freund friedlich herzugelassen; doch naht sich Dante mit großer Angst über die Tücke der Teufel, die sich noch immer in ihren Geberden

verräth. Malacoda, ihr Oberhaupt thut ihnen Einhalt. „Ihr könnt," sagt er zu den beyden Freunden, „hier euren „Weg nicht fortsetzen, der sechste Schwibbogen wurde ge„stern vor 1266 Jahren zertrümmert. * Wendet euch also „links bis zur nächsten Brückenreihe; folgt meinen Unter„gebenen, die ich gerade jetzt dorthin schicke, um den Ver„dammten, die sich aus dem Pfuhle hervorwagen zu weh„ren. Ich werde ihnen verbieten, euch irgend ein Leides „zu thun." Hierauf ernennt er dazu Barbariccia als Befehlshaber, Alichino, Calcabrina, Cagnazzo, Libicocco, Draghignazzo, Ciriatto, Graffiacana, Farfarello und Rubicante: phantastische, aber für die thierische Ungezähmtheit dieser Ungeheuer, durch Klang und Bedeutung sehr charakteristische Nahmen. Zum spottenden Zeichen, daß Malacoda die Fremden betrogen hat, schnalzen sie mit den Zungen gegen ihren Anführer, dieser erwidert den Hohn auf eine sehr unanständige Art, und sie brechen auf.

* Also eine Wirkung des Erdbebens, welches heiligen Zeugnissen zufolge, die merkwürdigste aller Begebenheiten begleitet hat. „Und die Erde erbebte, und die Felsen zerrißen „und die Gräber thaten sich auf." Den mystischen Grund, warum jene Verwüstung die Felsengewölbe der sechsten Tiefe und nur diese traf, wage ich nicht oder bemühe ich mich nicht zu entziffern. Doch spüre ich gern den unbetretnen Pfaden nach, worauf des Dichters Geist sich zu dieser weit aus dem bewohnten Kreise entlegenen Erfindung mag hingesonnen haben. — In dem hingeworfenen Winke liegt zugleich eine chronologische Bestimmung, nach der Dante's Reise vom Charfreytage bis Ostern des Jahres 1300 geschah. Auf die Lebensjahre des Erlösers werden nehmlich 34 Jahre gerechnet.

Mein ganzer Sinn war nach dem Pfuhl gewandt,
Ich hätte gerne, was das Pech verhehlte
Und wer darin gesotten ward, erkannt.
Wie ein Delphin mit hoch gekrümmtem Rücken
Die Flut durchspielt und so den Schiffer warnt
Sein Fahrzeug schnell den Stürmen zu entrücken;
So ließ auch hier zur Linderung der Quaal
Ein Sünder dann und wann den Nacken sehen
Fuhr dann hinab gleich einem Wetterstrahl.
Und wie der Frösche Volk am Rand der Sümpfe
Zuweilen sitzt, man sieht die Schnautze nur,
Verborgen sind im Schlamme die Bein' und Rümpfe;
So saß hier überall die Sünderbrut,
Allein, so wie sich Barbarriccia nahte,
Entwich sie in die siedend heiße Flut.
Ich sah, warob noch jetzt mein Herz erschauert,
Daß ihrer einer blieb, wie's wohl geschieht,
Daß nach der andern Flucht ein Frosch noch lauert.
Und Graffiacan, der ihm am nächsten stand,
Schlug ihm den Haacken ins bepichte Haar,
Und zog, als war's'ne Otter, ihn ans Land
(Ich wußte schon den Nahmen eines jeden,
Bei ihrer Wahl hatt' ich darauf gemerkt;
Auch nannten sie einander oft im Reden)
„O Rubicante!" die Verruchten schrien
Mit Einer Stimme so; „die Krallen setze
„Ihm ins Genick! zerfleische weidlich ihn!" —
Und ich: Mein Meister! wenn du kannst, erkunde:
Wer wohl mag jener Unglückseel'ge seyn,
Der sich herausgewagt zur bösen Stunde? —

Mein Führer trat an seine Seite hin.
„Wer bist du?" fragt' er ihn; und jener: Wiße
Daß ich gebürtig aus Navarra bin. *
Die Mutter ließ mich dienen, nothgedrungen
Denn sie gebar von einem Praßer mich,
Der sich verderbet und sein Gut verschlungen.
Darauf erwarb ich meines Königs Gunst
Des wackern Theobald; ** trieb Gaunereyen
Und büße drum in dieser Höllenbrunst. —
Und Ciriatto, dem an beyden Ecken
Des Mauls hervor ein grosser Hauer stand,
Ließ ihn indeß des Einen Hiebe schmecken.
Die Maus war in den Klauen arger Katzen
Doch Barbariccio warf die Arm' um ihn:
„Ich halt' ihn," rief er; „fort mit euern Tatzen!"
Er kehrte dann zu meinem Meister sich
Und sagte: Willt du mehr von ihm noch wißen,
Eh' ihn mein Volk zerrißen hat, so sprich! —
Mein Führer sprach: Sag mir von deinen Brüdern!
Sind auch Lateiner *** die du kennst, mit dir
Im heißen Pech? — Er eilte zu erwidern:
„Nicht weit von hier saß einer; nur so eben
„Verließ ich ihn. Ha! wär' ich, wo er ist,
„So dürft' ich nicht vor Klau'n und Haacken beben!" —

* Der Schatte, welcher redet, heißt Giampolo. Von seinen Lebensumständen unterrichtet seine eigne Erzählung umständlich und hinlänglich.

** Theobald der Erste von Navarra regierte von 1234—1270.

*** Italiäner.

„Schon allzulang," rief Libicocco aus,
„Sehn wir es an!" traf zu mit der Harpune,
Und riß vom Arm ein ganzes Stück heraus.
Auch Draghignazzo wollt' am Bein ihn zwicken
Von unten her; ihr Hauptmann wandte drob
Sich rund herum mit grimmig finstern Blicken.
Ein wenig still ward nun der tolle Schwarm,
Mein Führer säumte nicht und fragte jenen
Der noch herab sah auf den wunden Arm.
Wer war der Mitgenoß, von dem du dort
Dich wie du sagst, zu deinem Unglück trennteſt?
„Der Mönch Gomita," * war des Sünders Wort,
„Der in Gallura sich durch Ränk' erhoben;
„Der seines Herren Feind' in Händen hielt
„Und that an ihnen, was sie höchlich loben
„Er nahm ihr Geld und ließ sie friedlich ziehn,
„Wie er erzählt, auch sonst in Staatsgeschäften
„Nennt man den Ausbund aller Gauner ihn.
„Und Zanche, ** welcher Logodor beſeſſen,
„Geht mit ihm um, sie schwatzen ohne Maaß
„Und können nie Sardiniens vergeßen. —

* Er war Günstling des Nino Visconti, Pisanischen Statthalters in Gallura, einem der vier Distrikte (gindicati) von Sardinien. Als Nino erfuhr, daß jener seine Feinde die er in seiner Gewalt hatte, für Geld habe entfliehen lassen, ließ er ihn aufhängen.

** Michel Zanche, Statthalter von Logodoro, gleichfalls einem Sardinischen Distrikte.

„O seht! wie der die Zähne grinsend wetzt!
„Weh mir! ich spräche mehr, allein ich fürchte,
„Daß mir der Unhold einen Streich versetzt." —
Schon rollte Farfarello scheele Blicke
Als lüstet's ihm zu schlagen, doch ihn schalt
Ihr Oberhaupt: Verfluchte Brut! zurücke!
„Wollt' ihr," begann der bange Wicht nunmehr,
„Toskaner und Lombarden sehn und hören?
„Was gilt's? ich locke sie ans Ufer her.
„Laßt drüben hin die Malebranche stehen,
„Weil jene sonst vor ihrer Wuth sich scheun,
„Für Einen, den ihr habt, verschaff' ich zehen.
„Ich brauchte nur zu pfeifen, wie wir pflegen,
„Wenn einer unter uns hervor sich wagt,
„Und wittert, daß wir frey uns kühlen mögen." —
Cagnazzo schüttelt seinen Kopf hiebei
Und rümpft' das Maul: Um sich hinab zu werfen
Ersann er das; seht mir die Büberey!
Der andre, reich an fein gelegten Schlingen,
Erwidert': Ja! ein rechtes Bubenstück
Die Meinigen in größre Quaal zu bringen! —
Voll Ungedult fiel Alichino ein:
Nun gut! Allein versuchst du zu entrinnen,
So komm' ich nicht mit Rennen hinterdrein.
So schwing ich übers Pech die leichten Flügel.
Sollt' er behender als wir alle seyn?
Nein! stellt mit mir euch hinter diesen Hügel! —
O Leser! solch ein Spiel vernahmst du nie
Was hier geschah: weg wandten sie sich alle,
Am ersten, der zuvor dagegen schrie.

Giampolo hatte kaum es wahrgenommen
So setzt' er an zum Sprung, entriß im Nu
Sich Barbaricia's Arm und war entkommen.
Hierum erboßten all die Teufel sich,
Am meisten der, so es verschuldet hatte.
Er schoß hinzu und rief: Ich habe dich!
Umsonst! sein Fittig war nicht schnell genug
Für des Verfolgten Angst; der fuhr zu Boden.
Und er hinauf mit rasch gewandten Flug.
Ergrimmend über solche Narrethey
Flog Calcabrina nach, um mit dem Andern
Sich gleich zu balgen, kam der Sünder frey.
Er sah ihn nicht sobald hinabgefallen
So packt' er schon den Mitgesellen an
Und zaußt' ihn überm Pech mit scharfen Krallen.
Des Andern Klauen waren auch nicht stumpf,
Er wußte sie zu brauchen, wie ein Geyer
Und beyde stürzten in den glüh'nden Sumpf.
Die Hitze stillt alsbald der Kämpfer Wüten
Doch klebte Pech an ihren Flügeln so,
Daß sie umsonst sich zu erstehn bemühten.
Ihr Obermann, deß sehr bekümmert, ließ
Von seiner Rotte vier hinüber fliegen
Die er in Eil an ihre Posten wieß.
So stiegen sie mit allen Haackenstangen
Zum Rand des Pechs hinunter, hier und dort,
Um das gesottne Paar herauszulangen.
Wir aber zogen unsers Weges fort.

II

Ueber die männliche und weibliche Form.

Fortsetzung.

So wie sich beide Geschlechter zum Ideal reiner und geschlechtsloser Menschheit verhalten, so verhält sich auch ihre beiderseitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden, haben wir gehört, ist die Menschheit ausgedrückt, denn jedes stellt die beiden, in ihr vereinten Naturen dar; nur daß in jedem eine dieser beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben so kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrscht nur Ein Bestandtheil derselben, ohne jedoch den andern auszuschliessen. Wie in der Menschheit sich die Naturnothwendigkeit mit der Freiheit gattet, so sehen wir in der Schönheit die Materie mit der Form gepaart. Wie in der veredelten Menschheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens erscheint; so erscheint in der hohen Schönheit die Gesetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Gesetzes! Wo sich daher die Menschheit zeigt, da wird auch Schönheit möglich seyn; denn beide verhalten sich wie Wirklichkeit und Erscheinung, Urbild und Abbild zu einander, und wie die Menschheit *specificiert* ist, so wird es auch jederzeit die Schönheit seyn. Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männ-

lichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Statigkeit des Stoffs unterstützen. Aber beide Gestalten müßten jedem Anspruch auf Schönheit entsagen, wenn nicht jede diese beiden Vorzüge in sich vereinte, und es nicht bloß ein Uebergewicht Eines derselben wäre, welches die eine von der andern, und beide vom Ideal unterscheidet. Denn erhaben über den Kampf, in den alles Wirkliche durch seine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterscheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, so wie das Ideal der Menschheit, das vollkommenste Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauschen in freiem Spiel ihre gegenseitigen Functionen aus. *

Wenn dies Gleichgewicht beider Principien der Schönheit gestört, nicht aber zugleich auch ihre Verbindung aufgehoben wird; so entstehen statt der einfachen idealischen Schönheit zwei verschiedene, aber minder vollkommene Gattungen. Beide bringen die Harmonie hervor, welche das Schönheitsgefühl charakterisirt, aber jede geht diesem Ziel auf einem andern Wege entgegen. Indem sich die eine durch einen überwiegenden Ausdruck von Gesetzmäßigkeit der Vernunft empfiehlt, so wird zugleich durch die Anmuth der Darstellung die Einbildungskraft ins Interesse gezogen; indem die andere durch eine schein-

* Sowohl bei diesem, als den nächstfolgenden Absätzen wird der Leser ersucht, sich an den, in den Briefen über aesthetische Erziehung im 15ten und 22ten St. der Horen aufgestellten Begriff der Schönheit zu erinnern.

bare Willkührlichkeit der Einbildungskraft schmeichelt, so unterwirft sie dieselbe zugleich durch eine wahre Nothwendigkeit dem Gesetze. Dieß erfahren wir in der Einwirkung der Schönheit beider Geschlechter auf das Gefühl. Die männliche fodert durch verwickeltere Formen zunächst nur den Verstand auf, dessen Befriedigung sich erst später in das wahre Schönheitsgefühl auflöst. Die weibliche giebt durch ihre einfacheren Formen der Einbildungskraft mehr Freiheit; und ladet zunächst bloß durch Ueppigkeit des Stoffes die Sinne ein, bis erst bei längerem Verweilen und tieferem Studium auch die ernsteren Foderungen der Schönheit befriedigt werden. Weil aber auf diesem Wege immer ein Uebergewicht auf der einen Seite, folglich auf der andern ein Mangel bleibt, so thut keine von beiden dem ästhetischen Gefühl Genüge, welches seiner Natur nach zum Vollendeten strebt, und sich nicht eher, als beim Ideale zur Ruhe giebt. Von der einen Bildung geht es daher zur andern über, und strebt, indem es durch die Eigenthümlichkeiten der einen die entgegengesetzten der andern aufhebt, beide in ein Ganzes zu verknüpfen, um wenigstens Augenblicke lang das Ideal festzuhalten. Diese Beziehung der zweifachen Geschlechtsbildung auf die idealische Schönheit macht, daß jede nur eigentlich insofern wahrhaft schön erscheint, als ihr die andere gegenübersteht, jede (um ein kühneres Bild zu gebrauchen) nur einen Accord anschlägt, welcher erst in der andern vollkommen austönt. Auch hier stehen die Geschlechter in gegenseitiger Abhängigkeit von einander; denn beschränkt für sich, gewinnen sie auch hier nur durch ihre innige Gemeinschaft Vollendung. Aber eben so wie die Schranken der Geschlechtsbildung die Phantasie unaufhörlich zu Hervorbringung des Ideals auffodern, so führen die Schranken

dieses Vermögens nothwendig wieder zu der Geschlechtsbildung zurück. Vergebens würde die Phantasie die Herrschaft der Form gegen die Freiheit des Stoffs völlig gleichmäßig abzuwägen versuchen; denn da sie immer nur von Einer Seite ausgehen könnte, so würde sie auch entweder der einen oder der andern ein Uebergewicht einräumen, und dadurch, ohne es selbst zu bemerken, zur männlichen und weiblichen Bildung zurückkehren.

Wenn nun aber das nach Vollendung strebende ästhetische Gefühl von der einen Geschlechtsbildung unbefriedigt zur andern übergeht, so wird es hierin selbst von der eigenthümlichen Beschaffenheit beyder unterstützt. Denn ihrer charakteristischen Verschiedenheiten ungeachtet, nähern sich die männliche und weibliche Bildung dadurch einander, daß in jeder dem besondern Ausdruck des Geschlechts der allgemeine Ausdruck der Menschheit zur Seite steht. Indem die Uebereinstimmung mit dem Ideal, zu welcher der letztere berechtigt, durch die Schranken des ersteren begränzt wird, entstehen die besondren Arten der Schönheit, die wir die männliche und die weibliche nennen. Ohne den Charakter des Geschlechts besässe der Mann keine eigenthümliche Schönheit, ohne den Charakter der Menschheit überhaupt keine Schönheit; und eben dieß ist mit dem Weibe der Fall, wenn gleich die weibliche Bildung, gerade insofern sie weiblich ist, der Schönheit näher verwandt scheint. Ueberall muß man sich gewöhnen, das Geschlecht als Schranke zu betrachten, da es von der Summe der Anlagen, welche der Begriff der Gattung in sich faßt, immer eine gewisse Anzahl einseitig ausschließt. In der Menschheit hebt es die gegenseitige Freiheit auf, mit welcher die Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit in

dem Ideale zusammenwirken, und damit sich jede in einem eigenen Wesen darstelle, muß (da sie einander doch niemals ganz entbehren können) die eine der andern untergeordnet werden. Wo nun die Selbstthätigkeit die Empfänglichkeit unterdrückt, da muß auch in der Erscheinung der Stoff der Form dienen, und das Gegentheil muß da statt finden, wo die Selbstthätigkeit der Empfänglichkeit weicht. Alle Schönheit aber beruht auf einer freien Verbindung der Form mit dem Stoff, und wenn sich dieselbe auch (insofern man von ihren höchsten Graden abstrahirt) mit dem einseitigen Uebergewicht eines ihrer beiden Elemente verträgt, so erlaubt sie doch nie gänzliche Unterdrückung des andern, oder was auf dasselbe hinausläuft, wirkliche Trennung beyder.

Kaum ist es indeß nöthig, dasjenige noch aus Begriffen beweisen zu wollen, was sich schon innerhalb des Kreises der Erfahrung so mannichfaltig bestätigt. Im Mann und im Weibe findet unser ästhetisches Gefühl nur insofern Schönheit, als der Charakter der Menschheit den Charakter des Geschlechts veredelt hat. Der uncultivirte männliche Naturcharakter, ausser Zusammenhang mit dem moralischen Menschencharakter betrachtet, drückt den Zügen das Gepräge der Härte und Gewaltthätigkeit auf, und die zu scharfe Zeichnung der Form verbannt alle Weichheit des Stoffs, ohne deswegen auch nothwendig den Verstand durch Gesetzmäßigkeit zu befriedigen. Dagegen zeigt die weibliche Bildung, wenn wir uns die Weiblichkeit gleich entblößt von menschlicher Cultur denken, eine plumpe Masse, die allein Trägheit und Schlaffheit verräth, und der Ueberfluß des Stoffs unterdrückt alle Spuren der Form. Unfähig zu jedem freieren Auf-

schwung, wird die Gestalt nur durch den Ausdruck der Begierde belebt, und giebt dadurch das widrige Bild einer kraftlosen Heftigkeit. Könnte man sich daher den Geschlechtscharakter vereinzelt denken, so würde der Ausdruck der zeugenden Kraft bloß in gewaltthätiger Anstrengung der Energie, der Ausdruck der empfangenden allein in üppigem Uebermaaße des Stoffs bestehen, und indem jener dem auf einzelne Zwecke gerichteten Verstande, dieser der groben Sinnlichkeit einseitig Genüge thäte, würde jeder den ästhetischen Sinn unbefriedigt lassen.

Daß der Geschlechtscharakter in der That nur in Verbindung mit dem höheren Menschencharakter der Schönheit fähig ist, wird alsdann noch anschaulicher, wenn man ihn getrennt von diesem betrachtet. Unmittelbar wie man das Gebiet der Menschheit verläßt, sinkt auch die Schönheit herab; aber unmittelbar zeigt sich auch alsdann zwischen beyden Geschlechtern eine, in ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten nothwendig gegründete Verschiedenheit. Das männliche Geschlecht behält, auch wann es gänzlich auf seinen blossen Naturcharakter zurückgesetzt ist, doch immer den Ausdruck einer Kraft, die zwar, von roher Wildheit begleitet, furchtbar und zurückstossend ist, aber doch immer, zumal wo alle moralische Foderungen hinwegfallen, Interesse und Staunen erweckt. In dem weiblichen hingegen unterdrückt alsdann die Materie die Kraft, und dieser Verlust wird durch keine Anmuth vergütet. Hieraus muß man sich die auffallende Erscheinung erklären, daß im Thierreiche beide Geschlechter in Absicht auf ihre Schönheit in einem so gänzlich umgekehrten Verhältniß, als in der Menschheit, stehen. Denn anstatt daß im Menschen das schwächere Geschlecht dem stärkeren an

Schönheit nicht nur vollkommen gleich ist, sondern es sogar darinn übertrift; so sind dagegen durchaus alle weibliche Thiere auffallend weniger schön, als die männlichen ihrer Gattung. Vergebens würde man den Grund dieser Verschiedenheit in dem organischen Körperbau aufsuchen wollen, da die, aus der eigentlichen Structur des Körpers erkennbaren Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit, der Analogie der Naturgesetze zufolge, nothwendig überall dieselben seyn müssen. Auch findet man bei den Thieren in der That dieselben physischen Eigenthümlichkeiten der Geschlechter, wie bei dem Menschen; auch dort ist das weibliche, in Vergleichung mit dem männlichen, durchaus kleiner, schwächer, von zarterem Knochenbau, und mit mehr Masse begabt. Die allgemeine Natur der Thierheit ist es daher, welche allein den Grund jener Erscheinung enthält. Unfähig durch sich selbst Ansprüche auf Würde zu machen, sinkt dieselbe durch weibliche Kleinheit, Schwäche und Weichheit gänzlich herab, und kann nur noch durch männliche Grösse, Kraft und Festigkeit gewinnen. Da die physische Schwäche der Weiblichkeit in ihr nicht durch moralische Stärke gehoben wird, so erscheint dieselbe als blosser Ausdruck des Unvermögens, der auch in der weiblich-menschlichen Gestalt erst ausgelöscht seyn muß, wenn sie der Schönheit fähig seyn soll; da aber von der thierischen Gestalt nur physische Vorzüge gefodert werden, so schadet es dagegen nichts, wenn der Ausdruck männlicher Unabhängigkeit in einen Ausdruck gesetzloser Willkühr ausartet.

Ohne indeß bis zur Thierheit hinabzusteigen, lassen sich die obigen Behauptungen auch durch Beispiele aus der menschlichen Natur selbst bestätigen. Unter denjenigen

Nationen, die noch, ohne alle Cultur, im ursprünglichen Stande der Wildheit leben, ist die Gestalt der Weiber fast eben so wenig an Schönheit mit der Gestalt der Männer vergleichbar; und wenn man auch unter gebildeten Nationen hie und da ähnliche Ungleichheiten bemerkt, so würde eine genauere Untersuchung wahrscheinlich auch auf ähnliche Ursachen führen. Wenigstens sehen wir auch unter uns, daß, wo männliche und weibliche Gestalten das Gepräge ausschweifender Sittenlosigkeit an sich tragen, wo die Menschheit in ihnen entadelt, und die Freiheit der Vernunft unterdrückt ist, die letzteren immer einen noch eckelhafteren und widrigeren Eindruck hervorbringen, als die ersteren, die wenigstens noch durch den Ausdruck physischer Kraft eine gewisse Haltung bekommen. In allen diesen Fällen nun kehrt dieselbe Erscheinung zurück; überall ist die weibliche Gestalt nur für den höchsten Ausdruck geschaffen, und wenn sie nicht in menschlicher Schönheit auftritt, so ist ihr Schönheit überhaupt fremd. Freilich aber gilt dieß allein bei der ästhetischen Beurtheilung; nur da, wo der Mensch, nicht das Geschlecht die Entscheidung fällt. Hier schmeichelt ohne Unterschied die Bildung des einen Geschlechts der Neigung des andern, und leicht gewinnt hier jedes bei dem andern den Preis. Nur wo in feiner organisirten Seelen das Gefühl für das Schöne alle Empfindungen harmonisch gestimmt hat, ist auch diese Neigung höheren Foderungen untergeordnet, nur da wird der blosse Geschlechtstrieb in menschliche Liebe verwandelt, und von dem beschränkten Gebiet der Sinne in das idealische der Phantasie hinübergeführt. Sonst dehnt sich vielmehr diese Unlauterkeit des Geschmacks auf alle Gegenstände aus, die nur irgend diese Seite berühren; und untersuchten wir die Urtheile genau, die im

Kreise des gesellschaftlichen Lebens über Bildung, Mode, Anstand, über Kunstwerke, Theater, Schriften, u. s. w. kurz über alles gefällt werden, was im weitesten Verstande zum Gebiete des Geschmacks gehört, so würden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie selten uneigennütziger Beifall ächte Schönheit krönt.

Der Geschlechtscharakter ist also als eine Schranke anzusehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt; und so lange er auf die Form Einfluß hat, wird er es derselben unmöglich machen, sich zum Ideal zu erheben. Aber da es das Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittelst der Schranken zum Unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form, und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen; so ist die Geschlechtsschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben. Ueberdieß ist der Mensch nur insofern er dem Geschlecht angehört, an diese Schranke gebunden, aber insofern er zugleich die Anlagen zur freien geschlechtslosen Menschheit in sich trägt, davon losgesprochen. Vermöge der leztern kann er die Vollendung, welche die Gränzen seines Geschlechts ihm versagen, sich durch Freiheit erwerben, und seinen einseitigen Naturcharakter durch seinen moralischen zum Ideal ergänzen; und je lebendiger dieser, sey es durch die Gunst der Natur, oder durch die innere Wirksamkeit der Vernunft, auch aus der äussern Bildung spricht, desto mehr verliert der Ausdruck des Geschlechtscharakters seine Einseitigkeit. Wir sehen aus der Verbindung der Menschheit mit dem Geschlecht eine neue mittlere Schönheit hervorgehn, und diese ist es, welche man gewöhnlich unter der männlichen und weiblichen Schönheit

versteht. In ihr ist das Gleichgewicht des Ideals nur um so viel gestört, als es die Beschränktheit endlicher Naturen nothwendig macht, und diese Störung selbst ertheilt der Gestalt eine so individuelle Mischung der Züge, daß sie dadurch einen neuen Zauber gewinnt. Es ist weder die Menschheit allein, noch das Geschlecht, welches im Mann und im Weibe erscheint; eigne, in sich geschlossene Gestalten sind beide, welche weder an jene, noch an dieses einseitig erinnern. Der Ausdruck der männlichen Stärke, welche vereinzelt für sich zu leicht das Ansehn physischer Gewalt erhält, wird durch den Ausdruck menschlicher Würde gemildert, und die blinde Herrschaft der Willkühr, die den Mann, ehe er sich der Herrschaft der Vernunft unterwirft, in eine bedenkliche Anarchie versetzt, kündigt sich als moralische Freiheit an. So weicht in den Idealen der Kunst der männliche Trotz des Heroen der milden Erhabenheit des Gottes, und so finden wir in diesem den Charakter der Männlichkeit, der fast bis auf seine letzten Spuren vertilgt ist, nur in seiner Uebereinstimmung mit der reinen Menschheit wieder.

Noch inniger aber ist in der weiblichen Schönheit die Weiblichkeit mit der Menschheit verbunden; und noch mehr, als in der männlichen, geht aus beiden eine neue mittlere Bildung hervor, welche, indem sie ihre Züge zugleich von beiden entlehnt, den einseitigen Ausdruck jeder gleich täuschend verbirgt. Denn selbst in den höchsten Graden der Vollendung erhält sich der Ausdruck der Weiblichkeit unverkennbar neben dem Ausdruck der reinen Menschheit, und wenn er auch unaufhörlich in ihn überfließt, so geht er doch nie ganz in demselben unter. Allein dieser Eigenthümlichkeit ungeachtet, vermag dennoch das

Weib nicht weniger, als der Mann, seiner Schönheit eine von der einseitigen Geschlechtsbildung unabhängige Vollendung zu geben. Zwar kann weder die überwiegende Herrschaft des Stoffs gänzlich aufgehoben, noch der Ausdruck physischer Schwäche und Abhängigkeit vertilgt werden, welcher immer die weibliche Gestalt begleitet. Aber indem die freie Kraft der Menschheit sich jener physischen Schwäche zur Seite stellt, bringt sie das Bild einer moralischen, durch sich selbst gemäßigten Stärke hervor, und eben so wird jene Naturabhängigkeit in eine freiwillige Unterwerfung unter ein selbstgegebenes Gesetz verwandelt. Gleich ungehemmte Kraft spricht daher aus der männlichen und weiblichen Bildung, nur daß sie in der ersteren sich über einen schrankenlosen Wirkungskrais zu verbreiten, in der letzteren sich freiwillig zu mäßigen scheint.

Weil aber beide Geschlechter nie der Endlichkeit entfliehn, so setzt sich dieser idealischen Vollendung der Gestalt in beiden ein ewiges Hinderniß entgegen; und nie ist die höchste Schönheit in der Wirklichkeit erreichbar. Das Endliche müßte zum Unendlichen werden, wenn jenes Gleichgewicht in der Erscheinung dargestellt werden sollte, und selbst dann würde kein menschlicher Sinn es aufzufassen vermögen. Allein auch hier zeigt der Ausdruck des zweifachen Geschlechtscharakters einen Weg, sich dem Ziele zu nähern, und auch dem Betrachter kommt er zu Hülfe, der sich von der Erscheinung zur Idee zu erheben versucht. Da beide Geschlechtsbildungen mit der rein menschlichen verwandt sind, so wecken sie beide das Gefühl ächter Schönheit in ihm; da aber jede eine besondere Gattung ausmacht, so wird auch seine Aufmerksamkeit durch jede vorzugsweise auf eine der beiden Gattungen der

Schönheit geheftet. Dadurch empfängt er beide Elemente des Ideals einzeln und in verständlicher Klarheit, ohne daß doch die Einheit aufgelöst wird, in welcher das Wesen desselben besteht. Ungestört kann er es nun durch die Schöpfungskraft seiner Phantasie zu bilden versuchen, und sich, indem er auch hier, wie überall, von der Wirklichkeit ausser ihm nur den beschränkten Stoff entlehnt, durch innere selbstthätige Kraft zur schrankenlosen Idee erheben.

Man mag daher objectiv auf die Bildung der Geschlechter selbst, oder subjectiv auf den Eindruck sehen, den sie hervorbringen; so muß der Geschlechtscharakter, der nur in Vergleichung mit dem Ideal eine einengende Gränze ist, in Rücksicht auf die Schranken endlicher Naturen vielmehr ein Mittel zur Vollkommenheit heissen. Der Ausdruck des männlichen hebt in der Bestimmtheit der Züge die Herrschaft der Form mehr heraus, und da ihn der Ausdruck der reinen Menschheit mildernd begleitet, so kann er sich nicht weiter vom Ideale entfernen, als an sich nothwendig ist, jene Eine Seite des letzteren vorzugsweise darzustellen. Der Ausdruck des weiblichen zeigt in der Anmuth der Züge die Freiheit des Stoffs in einem lebhafteren Bilde, und wird auf eben die Weise von demselben Ausdruck der reinen Menschheit beherrscht. Der Mann erscheint nun feuriger, das Weib sanfter, als man sich den geschlechtslosen Menschen denkt; und daher pflegt man zu sagen, daß die männliche Schönheit zur Anstrengung auffodere, die weibliche zur Ruhe einlade. Allein diese Ausdrücke schildern nur die gemeine Wirkung der verschiednen Geschlechtsbildung auf wenig verfeinerte Sinne, und vorzüglich den Eindruck,

welchen die Gestalt des reinen Geschlechts in dem andern hervorbringt. Wenn die angestrengte Kraft des Mannes erquickende Ruhe die unbestimmte Sehnsucht des Weibes bestimmende Einheit sucht, so muß beiden ihre gegenseitige Gestalt Befriedigung gewähren, die aber, weil sie Bedürfnissen entspricht, immer eigennützig und der ästhetischen Beurtheilung nachtheilig ist.

Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weiht, da muß er sich von aller Partheilichkeit lossagen, und geschlechtslos allein der Menschheit angehören. Nur in solchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, sein Wesen zu dem höchsten Gleichgewichte zu stimmen, und die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt ist, in Eins zu verschmelzen. Zu diesem Ziel führt ihn die männliche und weibliche Form auf verschiedenen Wegen. Die weibliche bezaubert zuerst die Sinne durch ihre Anmuth; da aber der Stoff ganz Form, die scheinbare Willkühr ganz Nothwendigkeit, und die Fülle des sinnlichen Reitzes nur Ausdruck zarter und feiner Geistigkeit ist, so stießt die zuerst geweckte sinnliche Empfindung in unentweihter Reinheit in die geistige über. Die männliche fodert, indem sie zu den Sinnen spricht, unmittelbar zugleich durch Bestimmtheit den Geist zur Thätigkeit auf; da aber die Form in ihr als Stoff, die Nothwendigkeit als Freiheit, und die geistige Würde in dem Gewande sinnlicher Anmuth auftritt, so geht die zuerst rege gemachte geistige Empfindung in die sinnliche über. Dort geht das Gemüth vom Spiel zum Ernst, hier vom Ernst zum Spiele; und da in beiden Fällen zwei verschiedene Empfindungen entstehen, zwischen welchen das Gemüth unaufhörlich schwanckt, und die es immer repro-

ducirt; so bringt jede beider Bildungen eine gemischte Stimmung hervor, in welcher der eigenthümliche Charakter einer jeden durch den entgegengesetzten gemäßigt ist. Die weibliche Gestalt legt durch diese Verbindung ihre erschaffende, die männliche ihre anspannende Eigenschaft ab; und indem die erstern mit Kraft beseelt, die letztere durch Anmuth gemäßigt wird, wirken beide belebend auf das Herz. Dagegen hängt die Zuneigung zu jeder der Formen von der Uebereinstimmung des eignen Charakters mit dem ihrigen ab, und die sanftere Empfindung wird lieber bei der weiblichen, die mehr energische bei der männlichen Schönheit verweilen. Indem nun auf diese Weise die Betrachtung jeder von einer ihr analogen einseitigen Stimmung auszugehn, aber eine gemischte hervorzubringen pflegt, so wird das Gemüth immer von der einen für die andere, und dadurch von beiden für die Ideal-Schönheit empfänglich gemacht.

Nie wird daher der Künstler, der nach der höchsten Wirkung streben soll, das Studium beider Gestalten von einander trennen, oder sich ausschließlich der Darstellung Einer widmen dürfen. Aber selbst bei der sorgfältigsten Vermeidung einer solchen Einseitigkeit, wird er doch nie in beiden gleich glücklich seyn, und nie ganz die Neigung überwinden können, die ihn überwiegend zu der Einen hinzieht. Denn auch das Kunstgenie fühlt den Einfluß des Geschlechtscharakters, und das angestrengteste Bemühen nach reiner Idealität wird denselben doch nur zu veredlen, schwerlich aber zu vertilgen vermögen. Die männliche Bildung befriedigt sichtbarer durch Richtigkeit der Verhältnisse die Anfoderungen der Kunst, die weibliche durch Anmuth der Umrisse die Anfoderungen des Gefühls

an die Schönheit. Das Gefühl aber ist nur dann ein sichrer Führer, wenn der Verstand es ausgebildet hat, und der angehende Künstler muß sich daher zuerst an der männlichen Gestalt üben, wo er den technischen Theil der Kunst fest und deutlich gezeichnet findet. Erst wenn er in diesem Studium beträchtliche Fortschritte gemacht hat, wird es auch seinem Auge gelingen, dieselbe Nothwendigkeit der Form auch unter der Hülle weiblicher Anmuth zu entdecken, und der lezte schwere Schritt seiner Ausbildung wird es seyn, diese Nothwendigkeit darzustellen, ohne der Grazie zu schaden. In den höchsten Graden der Vollendung ist die Darstellung der weiblichen Schönheit schwerer; denn zu allen Foderungen, welche die männliche an den Künstler macht, kömmt noch die schwierigste hinzu: indem er die strengste Gesetzmäßigkeit beweißt, den Schein derselben zu vermeiden. Verlangt man hingegen nur geringere Vollkommenheit, so ist die weibliche Gestalt wieder leichter. Denn wenn in der männlichen jeder Fehler gegen die Wahrheit zu sichtbar ist, und es schon ein tiefes Studium erfodert alle zu vermeiden; so begnügt sich dagegen bei der weiblichen der mittelmäßige Künstler, so wie der gewöhnliche Beurtheiler mit der blossen Aussenseite der Weiblichkeit, mit Weichheit, Gefälligkeit und Reitz, und übersieht darüber leichter wenn nicht wirkliche Unwahrheit, doch wenigstens Leere.

Selbst in dem ächten Künstler, der aber vorzugsweise für weibliche Schönheit gestimmt ist, macht zuerst die Phantasie ihre Ansprüche auf sanfte Stätigkeit und liebliche Anmuth geltend, und selbst er fängt von dem sinnlichen Theile der Kunst an (wenn der Ausdruck erlaubt ist) nur daß er nicht auch dabei stehen bleibt, sondern von da zur

Idee übergeht. Diese sucht er nun in ihrer höchsten Lauterkeit und Präcision aufzufassen und darzustellen; aber wegen jenes Uebergewichts der Phantasie besitzt er nicht sowohl Schärfe als Feinheit des Blicks, nicht sowohl Kühnheit als Zartheit der Hand, und scheint nicht sowohl die einzelnen Züge genau zu unterscheiden, als er vielmehr das Ganze durch kaum bemerkbare Uebergänge verbindet. Gerade umgekehrt werden in dem, mehr für männliche Schönheit gestimmten zuerst die Foderungen des Geistes auf Bestimmtheit und Nothwendigkeit der Form rege; er fängt von dem geistigen Theile der Kunst an, ergreift mit tiefeindringendem Blick den Charakter der Gestalt, und zeichnet ihn mit kraftvollen Zügen, indem er ihn zugleich in anmuthige Grazie kleidet, und sich dadurch von der Wahrheit zur Schönheit erhebt. Zwar ist es unvermeidlich, bei Schilderungen, wie die hier entworfenen sind, nicht das noch zu sehr zu trennen, was in der Wirklichkeit innig verbunden ist; allein unläugbar wird doch ein solches Uebergewicht entgegengesetzter Eigenschaften in diesen beiden verschiednen Künstleranlagen herrschen, und durch das Studium des Ideal-Schönen zwar vermindert, nie aber gänzlich aufgehoben werden.

In welchen Verhältnissen man daher die verschiedne Geschlechtsbildung betrachten mag, so findet man dieselbe immer in einer doppelten Beziehung: auf sich selbst und auf das Ideal; und eben so wie beide Geschlechter durch ihre innern, sich gegenseitig unterstützenden Anlagen die menschliche Kraft, über den Krais der Endlichkeit hinaus, erweitern, so führen sie durch ihre äußere verschiedne Gestalt das Schönheitsgefühl dem Ideal entgegen. Denn so schwer sich auch die äußere Bildung aus der innern or-

ganischen Bestimmung verständlich machen läßt, so belohnend ist es doch, selbst den verborgnen Zusammenhang der Natur aufzusuchen; und hier bedarf es keiner mühsamen Anstrengung, um sich zu überzeugen, daß keines von beiden Geschlechtern, seiner innern Eigenthümlichkeit nach, unter einer andern Gestalt, als die es wirklich zeigt, zu erscheinen im Stande war. In dem männlichen ist Uebergewicht der Kraft charakteristisch und zwar einer Kraft, die zu zeugen bestimmt ist, sich schnell zu sammeln vermag, und immer von Einem Punkt aus nach aussen hin strebt. Mit Schnelligkeit sehn wir sie daher die Muskeln anspannen, mit Heftigkeit sich aller hindernden Masse entledigen, und ununterbrochene Thätigkeit athmend, den ruhigen Genuß entfernen. Dadurch nähert sie sich der bildenden Kunst, die eben so, wie sie, dem lebenden Princip Herrschaft in der todten Masse verschaft.

Die empfangende Kraft hingegen besitzt eine grössere Fülle; sie ist mehr gemacht, Thätigkeit zu erwiedern, als ursprünglich zu erzeugen, aber was ihr an Feuer gebricht, das ersetzt sie durch Beharrlichkeit. Durch ununterbrochene Stätigkeit der Umrisse, Zartheit und Weichheit kündigt sich daher die Weiblichkeit auch in der äussern Gestalt an, und ertheilt derselben dadurch, selbst wenn ihr die Schönheit fehlt, doch wenigstens immer den Reitz des Angenehmen, das so oft mit dem eigentlich Schönen verwechselt wird. Da sie nun zugleich keinem Theil sich überwiegend vorzudrängen verstattet, und nur die höchste sinnliche Einheit ihr vollkommen entspricht, so steht die weibliche Gestalt überhaupt der Schönheit näher, als die männliche, und hat selbst da wenigstens die Form derselben, wo sie auch ihren Gehalt entbehrt. Denn da Freiheit von

allem Zwang die Seele jeder Schönheit ist, und die ächte Schönheit sich nur dadurch unterscheidet, daß sie mit dieser Eigenschaft die höchste Realität und Bestimmtheit verbindet, so muß schon die bloße Stätigkeit, Flüßigkeit und Kühnheit der Formen als ein Analogon der Schönheit erscheinen, weil sie jenen wesentlichen Charakter derselben an sich trägt. Hierauf gründet sich unstreitig die Foderung der Schönheit, die man vorzugsweise vor dem männlichen Geschlecht an das weibliche richtet. Bei dem Mann ist die Schönheit eine Zugabe und ein freies Geschenk der, über den einseitigen Geschlechtscharakter siegenden, Menschheit in ihm; von dem Weibe wird sie als eine Schuld, die das Geschlecht entrichtet, wie die Weiblichkeit selbst, verlangt. Wie diese, kann sie daher auch bei der Beurtheilung des Innern in Betrachtung kommen, und gewissermaaßen zur Pflicht gemacht werden; denn der innere Charakter der Weiblichkeit kann keinen andern Ausdruck als Schönheit haben. Mit Unrecht aber würde man diese noch gehaltlose Schönheit, die nur eine eigene beschränckte Gattung ist, mit jener ächten und idealischen verwechseln, zu welcher vielmehr jedes Geschlecht sich nur dadurch erhebt, daß es die reine Menschheit mehr in sich geltend zu machen, das männliche, daß es mehr Freiheit, das weibliche daß es mehr Nothwendigkeit zu erlangen versucht.

Nicht immer aber wird durch dieß doppelte Bemühen die eigentliche Schönheit erhöht. Sehr oft erhält die Gestalt nur einen lebhafteren Ausdruck dadurch, und der Ausdruck ist wesentlich von der Schönheit verschieden. Zwar werden in der Erfahrung oft beide mit einander verwechselt, und nicht selten hören wir Bildungen schön nennen, die bloß interessant heissen dürften. Wie sonst so

oft durch die Sinnlichkeit, so wird hier das ästhetische Gefühl durch den Verstand irre geführt, und es bestätigt sich aufs neue, wie selten die harmonische Stimmung des Gemüths ist, welche allein für Schönheit empfänglich macht. Wo der Ausdruck vorwaltet, da beherrscht das Gemüth die Züge, und hindert sie, ihrer eignen Freiheit zu folgen. Daher erklärt sich eine solche Bildung nicht, wie die bloß ästhetische, durch sich selbst und die Aufmerksamkeit wird von der äussern Gestalt auf den innern Charakter gezogen. Die bloß gefällige Bildung hingegen verkündigt die höchste Freiheit der Züge; an keinen bestimmten Ausdruck gebunden, überlassen sie sich allein einer anmuthigen Stätigkeit. Darum wird zwar hier das Auge nicht von der Gestalt hinweg zu etwas anderm hinübergeführt, aber es ist ihm gleich unmöglich auf dieser Leerheit zu verweilen. Nur die schöne Gestalt, die zwischen beiden in der Mitte steht, enthält in sich vollendet, zugleich alles, was dem Sinn und was dem Geiste genügt, und nur in ihr ist der inhaltvollste Ausdruck zugleich mit der freiesten Anmuth der Züge verbunden. Darum aber findet nun auch der Betrachter in ihr seine kühnsten Erwartungen übertroffen, und da er das ganze Wesen in vollkommener Einheit erblickt, so trennt seine Phantasie nicht mehr die äußre Gestalt von der innern Bedeutung. Also nicht deswegen weil ihr der Charakter mangelt, sondern deswegen, weil sie ihn nicht auf Unkosten der Freiheit hervorstechen läßt, ist die Schönheit von dem Ausdruck zu unterscheiden. Indem sich der letztere bloß auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes, also auf eine enge Wirklichkeit beschränckt, drückt die Schönheit vielmehr das Total des Charakters, und das unendliche Vermögen desselben aus, aus welchem alle einzelnen

Aeußerungen fließen. Da aber das Unendliche in der Erscheinung unerreichbar ist, so bleibt freilich auch die höchste menschliche Schönheit in gewissem Verstande nur Ausdruck, und so kommt es nur darauf an, den letzteren der Schönheit zu nähern. Von einem Bilde des vorübergehenden Affekts muß er zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben werden, und zwar eines Charakters, der nicht bloß von einer Seite, sondern von allen harmonisch ausgebildet ist.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß, obgleich der Ausdruck der Schönheit sogar Gefahr droht, dennoch der bessere Geschmack unsers Zeitalters fast ausschließlich auf ihn gerichtet ist. Sowohl in Gemählden als in den Werken der bildenden Kunst vergessen wir Grazie und Schönheit über der Zeichnung der Charaktere, und oft nur der momentanen leidenschaftlichen Stimmung derselben; dem Dichter übersehen wir Fehler der Composition des Ganzen, auf welcher die Schönheit beruht, wenn er uns nur durch Charakter-Ausdruck Genüge leistet, und eben so verzeihen wir dem Schriftsteller überhaupt Mangel an kunstvoller Einheit der Darstellung, wenn er uns nur durch kühne und originelle Wendungen interessirt. Der wahre Tonkünstler, der sich über den willkührlichen Ausspruch der Mode hinaussetzt, führet eine ähnliche Klage, und wer sich gewöhnt hat, das Gesetz der Schönheit auch auf Gegenstände des täglichen Lebens anzuwenden, der muß in unserm Umgang, unserm Anstand, unsern Sitten sehr oft die nöthige Grazie und das Bestreben nach ächter Schönheit vermissen, so sehr auch der Verstand durch den innern Gehalt und Charakter im einzelnen befriedigt wird. Kaum ist es möglich, sich

hiebei nicht an den Einfluß zu erinnern, welchen zwei Nationen von ganz entgegengesetztem Charakter nach und nach auf unsern Geschmack ausgeübt haben, und seine Blicke nicht erwartungsvoll auf eine dritte zu richten, welche den Gehalt, wie die Form, wieder in ihre Rechte einsetzte und beiden einander zu verdrängen wehrte, wenn sich von einem besondern Nationalcharakter die Vollendung erwarten ließe, die nur das Werk des allgemeinen Vernunftcharakters seyn kann. Aber so unmöglich es auch ist, anders als auf diesem Weg zu der ächten Schönheit hindurch zu dringen, so sehr ist man wieder in Gefahr, gerade auf diesem Weg sie gänzlich zu verfehlen.

Noch mehr als die Schönheit selbst, muß die Weiblichkeit von dieser Gefahr bedroht werden, da sie nicht bloß der Schönheit so nah verwandt ist, sondern sich ihr gerade von derjenigen Seite nähert, welche durch den Ausdruck verlohren geht; und in der That müßte man für die ächte Weiblichkeit im Ausdruck besorgt seyn, wenn man jenem herrschenden Zeitgeschmack einen Einfluß auf weibliche Bildung zutrauen dürfte. Denn auch hier wird nicht selten das Anziehende mit dem Schönen verwechselt, und unter den verschiedenen Arten des Ausdrucks selbst dem stärker hervorstechenden der mehr sanfte und gefällige nachgesetzt. Wie es überhaupt das Schicksal der Weiber ist, weit öfter den einseitigen Foderungen der Sinne oder des Verstandes, als dem Urtheil reiner Empfindung unterworfen zu werden, so wird auch bei Beurtheilung ihrer Schönheit, (wenn man sich ja über das Sinnliche erhebt) noch zu sehr auf irgend einen hervorstechenden Ausdruck von Geist, Witz und Lebhaftigkeit Rücksicht genommen, und dagegen zu leicht der Ausdruck eines ruhigen, aber

sanften und zarten Gefühls übersehn. Auch jetzt noch hat man sich nicht ganz entwöhnt, nur, was piquant ist, zu suchen, und gleich als wäre man sich seiner Schlaffheit bewußt, überall einen erweckenden Reitz zu verlangen. Darum wird gerade der höchste Charakterausdruck, dessen durchgängige Harmonie der Schönheit am meisten empfänglich ist, auch jetzt noch am meisten verkannt, und der mehr in die Augen fallende Glanz des Verstandes dem bescheidenen Ausdruck der Empfindung vorgezogen, die sich nur durch Ueberspannung interessant machen kann. Gerade die ächtweiblichen Gestalten, die nichts Ausgezeichnetes besitzen, aus welchen aber Zartheit des Gefühls, ruhige Sittsamkeit, und ein anspruchloser Eifer für alles Wahre und Gute spricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurükgewiesen, womit man die bloße Herzensgüte mehr zu beschämen als zu belohnen pflegt. Nichts aber ist dem Charakter wahrer Weiblichkeit in der äußern Bildung verderblicher, als diese Stimmung des Geschmacks, die, obgleich sie sich, der besseren Richtung des Zeitalters nach, ihrem Ende naht, und bald nicht mehr die herrschende seyn dürfte, doch noch immer zu allgemein ist. Denn da die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der Ausdruck aber immer einzelne Züge mehr oder minder heraushebt, so muß er mit demselben in einem nothwendigen Widerstreit stehen, und sehr oft wird man die Unweiblichkeit gewißer Bildungen in der bloßen Stärke des Ausdrucks gegründet finden.

Wer indeß von der Vollkommenheit der weiblichen Gestalt, selbst in ihrer Unabhängigkeit von der Schönheit, durchdrungen ist, der wird derselben deshalb nicht

weniger Ausdruck beimessen wollen, als der männlichen. Sie muß vielmehr, da sie sich ihrer Natur nach weniger an den Verstand, als an die Sinne wendet, noch sorgfältiger Leerheit vermeiden. Zwar sind die Gränzen, innerhalb welcher der Ausdruck spielen darf, in der weiblichen Gestalt gewiß enger gezogen, nur daß der weibliche Körper, durch seine größere Geschmeidigkeit, feinere Verschiedenheiten bemerkbar zu machen fähig ist, und dadurch vorzugsweise Feinheit des Ausdrucks besitzt. Denn nicht in einzelnen, scharf gezeichneten Zügen, sondern innig in die ganze Gestalt verwebt, auf den ersten Blick kaum bemerkbar, und in edle Einfachheit gekleidet muß sich der innere Charakter in wahrhaft weiblichen Bildungen darstellen. Ist aber diese vollkommene Harmonie unerreichbar, so ist es sogar weiblicher, wenn die Seele sich nur durchzublicken genügt, als wenn sie sich vorzudrängen strebt. Unstreitig ist also die weibliche Schönheit mit dem Ausdruck, aber nur mit dem höchsten verträglich. Nur der Charakter, nicht der beschränkte Zustand vorübergehender Neigungen und Affekte stellt sich mit Glück in ihr dar, und auch jener nur in der harmonischen Einheit seiner Kräfte, und der Totalität seiner Anlagen. Leichter verstattet daher die Weiblichkeit den Ausdruck der Phantasie und Empfindung, als des Verstandes, da dieser mehr auf Trennung, wie jene auf Verbindung, gerichtet ist. Allein selbst die Verstandeskräfte wirken in dem Weibe weniger trennend als verbindend, woraus vorzugsweise die eigenthümliche Erscheinung entspringt, die wir Geist nennen, und die der Mann nicht immer mit gleicher Leichtigkeit erwirbt. Durchaus stehen daher Schönheit und Weiblichkeit in gleichem Verhältniß zum Ausdruck in der Gestalt; auf gleiche Weise droht er bei-

den Gefahr, und auf gleiche Weise ist er mit beiden zu vereinigen.

Ganz anders verhält sich dagegen der Ausdruck zur Eigenthümlichkeit der männlichen Bildung. Er mag auf einzelnen hervorstechenden Zügen beruhen, oder in die ganze übrige Gestalt feiner verflochten seyn, sich vordrängen oder bescheidner zurückstehn; so kann er zwar durch seine Stärke die Schönheit beleidigen, welche immer beide Geschlechter einander näher führt, aber das Charakteristische der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen, als verlieren. Ist er daher bei dem weiblichen Geschlecht mehr versteckt, als sich von der rein menschlichen Gestalt erwarten ließe, so ist er bei dem männlichen deutlicher ausgesprochen. Deutlicher fällt er daher auch in der männlichen Bildung ins Auge, da er bei der weiblichen dem ungeübten Blick sogar oft entgeht. Weil aber die Uebereinstimmung in der männlichen Gestalt mehr gedacht als empfunden wird, so scheint der männliche Ausdruck oft räthselhafter und sonderbarer, als der weibliche, der mit der ganzen Gestalt in Verbindung steht, und durch dieselbe erklärt wird. Eben darum aber erfodert der letztere, um vollkommen verstanden zu werden, einen von Natur feinen und vielfach geübten Takt, jener mehr eindringenden Scharfsinn, und durch Erfahrung unterstützte Urtheilskraft.

Das freieste Gebiet eröfnet sich dem Ausdruck in der Bewegung der Gestalt, und hier vorzüglich entfaltet der weibliche Charakter seine ganze Eigenthümlichkeit, die sich ungleich sichtbarer in dem wechselnden Mienenspiel, als in den bleibenden Zügen des Gesichts offenbart. Durch-

aus ist die Gestalt der Weiber sprechender, als die männliche; und, der Harmonie einer seelenvollen Musik ähnlich, sind alle ihre Bewegungen feiner und sanfter modulirt, da hingegen der Mann auch hier eine größere Heftigkeit und Schwere verräth. Da in der weiblichen Seele die Phantasie immer dem Verstande, die Empfindung der Vernunft zuvoreilt, und dadurch beide, indem sie auch selbst unaufhörlich in einander übergehn, gemeinschaftlich die Einheit des Gemüths hervorbringen, nach welcher der Mann nur mit mühsamer Anstrengung strebt; so ist bei den Weibern auch das innre Leben weniger von der äußern Erscheinungsweise geschieden, und mit freiwilliger Leichtigkeit mahlt sich die Seele in dem bildsameren Bau. Von selbst theilt sich den Zügen die unbeschränkte Freiheit der Umrisse mit, durch welche der bloße Ausdruck in die Schönheit überfließt; denn nicht eine einzelne Bewegung, sondern die ganze Seele ist es, die aus derselben spricht, und zwar eine weibliche Seele, die, weil Phantasie und Empfindung in ihr herrschen, mehr das harte und feste, als das schwankende und unbestimmte flieht. Aber nicht die Gestalt allein, auch die Stimme, die noch mächtiger ist, unmittelbar die Empfindung zu wecken, trägt dieselbe Eigenthümlichkeit in beiden Geschlechtern an sich. Sanfter und melodischer, aber in mannigfaltiger wechselnden Schwingungen ertönt sie aus dem Munde des Weibes; einfacher, aber eindringender und stärker aus dem Munde des Mannes, und beide drücken die Gefühle ihrer Seele ihrem Charakter gemäß aus.

Auf jener zarten Bildsamkeit der weiblichen Gestalt, durch die sie ein treuer und heller Spiegel des Innern wird, beruht der eigenthümliche Genuß, welchen der

Umgang mit dem andern Geschlecht gewährt. Nirgends spricht die Empfindung so unmittelbar zu uns, und nichts vermag daher auch so tiefe Gefühle zu wecken, so harmonische Stimmungen hervorzubringen. Den Mann, der durch seine Thätigkeit leicht aus sich selbst herausgerissen wird, wieder in sich zurückzuführen; was sein Verstand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; seinen langsamern Fortschritten zuvorzueilen, und die höchste Vernunfteinheit, nach der er strebt, ihm in der Sinnlichkeit darzustellen, ist die schöne Bestimmung dieses Geschlechts, mit der auch die äußere Bildung desselben aufs genaueste zusammenstimmt. Daher beruhet auch die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft. Zwar gilt eben dieß auch von dem Manne, wenn er in dem ganzen Adel seiner Bildung auftreten soll; auch seiner Gestalt ist eine Sprache eigen, welche das Herz mächtig ergreift, und die Stimmungen seiner Seele mit den feinsten Zügen mahlt. Allein um sein Inneres zu dieser Zartheit zu stimmen, und seinen äußern Bau einer solchen Bildsamkeit fähig zu machen, muß er sich von seinem Geschlecht gleichsam lossagen, und über den Naturzweck hinausgehen; also mehr leisten, als selbst seine höhere Bestimmung erheischt. Das weibliche Geschlecht hingegen muß gerade jede weibliche Eigenthümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht seyn, um nicht jenen lebendigen Ausdruck seiner Gestalt selbst zu zernichten; und wenn ihm dieß Bemühen gänzlich mislingt; so sinkt es allein zu seiner Naturbestimmung und den Verrichtungen des äußern alltäglichen Lebens herab, oder geht zu Beschäftigungen über, die eigentlich nicht zu seinem Kreise gehören. Denn auch hier ist die Weiblichkeit, so

bald man die Gränzen des bloßen Naturzwecks verläßt, nur das höchste zu geben geschaffen, und wer sich mit andern Foderungen an sie wendet, der beweißt bloß seine Unkenntniß des Geschlechts.

III

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Fortsetzung.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen und die Baronesse saß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun, vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig seyn sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sey irgend eine Geschichte anzuhören?

Recht gerne, versetzte die Baronesse, und ich glaube es werden alle übrige mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bey welchen, nach Weise der Tausend und Einen Nacht, Eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, Ein Interesse durch das andere verdrängt wird. Wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reitzen, und die Aufmerksam-

keit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frey, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht sey, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gesinnung als nöthig ist, die nicht still stehe, sich nicht auf Einem Flecke zu langsam bewege, sich aber auch nicht übereile, in der die Menschen erscheinen wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sey unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend wenn sie zu Ende ist und hinterlasse uns einen stillen Reitz weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht besser, gnädige Frau, versetzte der Geistliche, so würde ich glauben, Ihre Absicht sey mein Waarenlager, noch eh' ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch diese hohen und strengen Forderungen völlig in Mißkredit zu setzen. Wie selten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßstab Genüge leisten können. Selbst in diesem Augenblicke, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich die Erzählung die ich im Sinne hatte, zurück zu stellen und auf eine andere Zeit zu verlegen, und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit

einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer italiänischen Seestadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabey ein guter Seemann und hatte grosse Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandria zu schiffen, kostbare Waaren zu erkaufen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrig blieb.

Bis in sein funfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt und ihm war von den geselligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; eben so wenig hatte das schöne Geschlecht, bey allen Vorzügen seiner Landsmänninnen, seine Aufmerksamkeit nicht weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte, und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tags sein reich beladen Schiff in dem Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeyert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerley Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Prozessionen, bald in Schaaren

durch die Stadt zu scherzen, und sodann im Felde auf einem großen freyen Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feyer mit Vergnügen bey; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bey einer Rückkehr auf sich selbst, sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum erstenmal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger! warum gehn mir so spät die Augen auf? Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen. So viel Mühe! so viele Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voller Waaren, meine Kisten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien; so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; Ein Kleinod fordert das andere, Ein Goldstück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: geh und eile, schaffe noch mehr unsresgleichen herbey! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinods: So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem diesen kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: du

genießest diese Schätze nicht, und niemand wird sie nach dir genießen! Hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du eine Tochter damit ausgestattet? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen deinen Besitzthümern hast du, hat niemand der Deinigen etwas besessen, und was du mühsam zusammengebracht hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

O wie anders werden heute Abend jene glückliche Eltern ihre Kinder um den Tisch versammlen, ihre Geschicklichkeit preißen, und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen. Solltest du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? Bist du denn schon ein Greis? ist es nicht genug, die Versäumniß einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist. Nein in deinem Alter ist es noch nicht thörigt, ans Freyen zu denken, mit deinen Gütern wirst du ein braves Weib erwerben und glücklich machen, und siehst du noch Kinder in deinem Hause, so werden dir diese späten Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft denen, die sie zu früh vom Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Vorsatz bey sich befestigt hatte, rief er zwey Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu seyn, fehlten auch dießmal nicht, und eilten, sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen, denn ihr

Patron, da er einmal nach dieser Waare lüstern ward, sollte auch die beste finden und besitzen.

Er selbst feyerte so wenig, als seine Abgesandten. Er gieng, fragte, sah und hörte, und fand bald, was er suchte in einem Frauenzimmer, das in diesem Augenblick das Schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ohngefähr sechszehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das Angenehmste zeigte, und das Beste versprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteste Zustand, sowohl bey Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen versichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Lust, und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum erstenmal im wirklichen Besitz und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die sie trug.

So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe zu einem thätigen und herumstreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückseligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung,

die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause, an der Seite seiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte, und er zuletzt wirklich krank ward.

Was soll nun aus dir werden? sagte er zu sich selbst, du erfährst nun wie thörigt es ist in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue vertauschen zu wollen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder heraus bringen, und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freye Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bey allen Schätzen und bey der Blume aller Reichthümer, bey einer schönen jungen Frau eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen; denn die Thätigkeit ist das Glück, und für den der die Freuden eines ununterbrochnen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel von Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel von Bewegung krank,

und wenn ich keinen andern Entschluß fasse, so bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freylich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig um ein reitzendes und reitzbares Mädchen zu freyen und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spatzieren diese jungen seidnen Herren nicht schon jetzt vor meinen Fenstern auf und ab? Suchen sie nicht schon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerksamkeit meines Weibchens an sich zu ziehen? und was wird erst geschehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bey ihrer Konstitution wäre es thörigt zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte? Entfernst du dich, so wirst du bey deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes, und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauses verlohren haben.

Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeitlang quälte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich befand, aufs äußerste. Seine Frau, seine Verwandten und Freunde betrübten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bey sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörigter Mensch! du läßt es dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, sterbend hinter dir und einem andern lassen mußt. Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als

das höchste Gut der Frauen geschätzt wird. Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann. Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt.

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten, und alles bereit zu halten, daß sie bey dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke; betrübe dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an Deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachlässigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder sehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichsten Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für Dich zu gewinnen denke. Ich lasse Dich im Besitz aller meiner Güter und meines ganzen Vermögens, bediene Dich dessen und vergnüge Dich mit deinen Eltern und Verwandten.

Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder sehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte: daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum Besten gedenken möge.

Nachdem er darauf verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon Du mir frey zu reden erlauben mußt, nur bitte ich Dich aufs herzlichste nicht, zu mißdeuten was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, versetzte die Schöne darauf, Du bist um meinetwegen besorgt, indem Du nach Art der Männer unser Geschlecht ein für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst Du, daß ich in Deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar seyn werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht, denn sie ist bey euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich Dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen, Du sollst deine Frau so zärtlich und treu bey Deiner Rückkunft wieder finden, als Du sie Abends fandest, wenn Du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest.

Diese Gesinnungen traue ich Dir zu, versetzte der Gemahl, und bitte Dich darinn zu verharren. Laß uns aber an die äußersten Fälle denken, warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen? Du weißt wie sehr deine schöne und reitzende Gestalt die Augen unsrer jungen Mitbürger auf sich zieht; sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um Dich bemühen; sie werden sich Dir auf alle Weise zu nähern, ja zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild Deines Gemahls, wie jetzt seine Gegenwart, sie von deiner Thüre und deinem Herzen verscheuchen. Du bist ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam; sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht. Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit selbst bey dem pflichtmäßigen Andenken an mich das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht, und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeitlang der Gegenstand Deiner Wünsche seyn; aber wer weiß was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit erndten was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte Dich, höre mich aus.

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit Du leugnest, und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß Du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest, so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frauen gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als

durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine jede, und sie finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlst Du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzusehen, so forsche nach einem, der diesen Nahmen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß.

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. Was Du auch von mir denken magst, rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das Du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun, und mich verschlingen, und möge alle Hoffnung der Seeligkeit mir entrissen werden, die uns eine so reitzende Fortdauer unsers Daseyns verspricht. Entferne das Mißtrauen aus Deiner Brust, und laß mir die ganz reine Hoffnung, Dich bald wieder in meinen Armen zu sehen.

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein, seine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besitz eines grossen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu sehen, und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein grosses Haus, in dessen prächtigen Zim-

mern sie mit Vergnügen täglich das Angedenken ihres Gemahls erneuerte.

So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie versäumten nicht, häufig vor ihrem Fenster vorbey zu gehen, und suchten des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand Anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig, doch gewöhnte sie sich bald daran, und ließ an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern woher sie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen, und konnte dabey manchen Seufzer, der ihrem Abwesenden galt, nicht zurückhalten.

Anstatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, schienen sich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien schon unterscheiden, und bald sich die Neugierde nicht mehr versagen, zu wissen, wer die Unbekannten, und besonders wer die Beharrlichen seyn möchten? Sie durfte sich zum Zeitvertreib eine solche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu sehen, auf die Vorbeygehenden zu merken, und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am längsten im Auge behielten. Es waren meist schöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freylich in Gebärden sowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben soviel Leichtsinn als Eitelkeit sehen

lieſſen. Sie ſchienen mehr durch ihre Aufmerkſamkeit auf das Haus der Schönen ſich merkwürdig machen, als iener eine Art von Verehrung beweiſen zu wollen.

Wahrlich, ſagte die Dame manchmal ſcherzend zu ſich ſelbſt, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugeſteht, ſchließt er alle diejenigen aus, die ſich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Verſtand ſchätzt, die aber unſre Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unſre Neigung anzureitzen im Stande ſind. Vor dieſen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich ſicher, daß ſie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen ſchenken könnte, finde ich nicht im mindeſten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieſer Gedanken erlaubte ſie ſich immer mehr, dem Vergnügen an der Muſik und an der Geſtalt der vorbeygehenden Jünglinge nachzuhängen, und ohne daß ſie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Buſen, dem ſie nur zu ſpät zu widerſtreben gedachte. Die Einſamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem ſich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit ſtillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, beſonders die Kenntniß des weiblichen Herzens, zu bewundern. So war es alſo doch möglich, was ich

ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen. Doch was können Vorsicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint. Wie soll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bey näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bey ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen, jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studiert habe, so eben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bey außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bey einer sehr reitzenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhause ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm denje-

nigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeygehe, wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammlen pflegte. Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbey gehen, und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reitzend seyn mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das zierlichste seines Weges vorbey ging.

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hintereinander auf eben diese Weise von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, destomehr schien er ihr derjenige zu seyn, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam. Wie! sagte sie zu sich selbst, nachdem dein edler verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem du dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß du ohne Freund

und Günstling nicht leben kannst, sollst du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannst. Thörigt, wer die Gelegenheit versäumt, thörigt, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will!

Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatze zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns endlich auf einmal dahin reißt, und unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Schaam, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen; so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu schicken, und es koste nun was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau, in der Abwesenheit ihres Mannes, wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beystandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichste

und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte sich aufs beste anzuziehen und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, der Sopha mit den köstlichsten Teppigen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin, die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging sie ihm entgegen, als er endlich ankam, mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebette niederließ, auf ein Tabouret setzen, das zunächst dabey stand. Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte, auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverläßigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat; er begrif, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne. Er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für jedermann, so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschliessen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mich, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frey und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverläßigen, klugen und verschwiegnen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir das übrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie

mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten, und als ein solcher gesteh ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat: denn es ist gewiß, daß ein solcher, der ein junges Weib zurück läßt um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem ersten besten erlaubt ist eine solche völlig ins Freye gefallene Sache wieder zu ergreifen; so sind ich um so mehr natürlich und billig, daß eine junge Frau, die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke, und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverläßig scheint, ohne Bedenken überlasse.

Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechtes sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann; so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr, da demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun, fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrucke fort, indem er die schöne Freundin bey der Hand nahm, wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seyn Sie versichert, rief er aus,

indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau. Sie scheute sich nicht ihm ihre Zärtlichkeit aufs lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schultern. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? ich bin gezwungen mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach! wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt.

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich aufs äußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstöhren, doch meine körperlichen und Geistes-Kräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sey, enthalten

wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichste erfüllt und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat die ich erhalten, keinesweges lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwey Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freywillig zugedacht haben.

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage zwar kaum Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte; so würde ich um so geschwinder frey seyn, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig seyn einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinweg zu räumen. Nur der zuverläßigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweymal Brod und Wasser genieſſen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen und muß ohnerachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bey einem Gastmal

zu erscheinen; so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reitzungen aller Leckerbissen, die vor mir vorbey gehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen; so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben.

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegen setzten, doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Guts versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: mein süßer Freund! das Wunder wodurch Sie Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genauste nach Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genauste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatze fragen würde, und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne

Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab, denn sie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen, dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum erstenmal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bey dieser neuen und unbequemen Beschäftigung, unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit, und bey eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So vergieng eine Woche, und schon am Ende derselben fingen die Rosen ihrer Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden: als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie in ihrem Vorsatze zu beharren, munterte sie durch sein Beyspiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungestöhrten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf, und versprach bald wieder zu kommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs neue muntrer fort,

und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch leider! hätte sie durch eine grosse Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleiden an, und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sey.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltsamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten, und war genöthigt, ohnerachtet der warmen Jahrszeit, sich in doppelte und dreyfache Kleider zu hüllen, um die beynah völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammen zu halten. Ja sie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und sogar genöthigt in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen? wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbey, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergiengen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete. Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabourett setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit nach standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte:

es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst aegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daseyn von nun an Ihnen schuldig bin.

Wahrlich mein Mann war verständig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Foderung der Natur hintan zu setzen. Aber Sie mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsre heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt, aber beyde sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, uud so lange biß es die Herrschaft im Hause erhält, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl. Ihre Freundinn wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besitzthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch durch sanfte Anleitung und durch Beyspiel, daß in jedem Menschen die

Kraft der Tugend im Verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn seyn, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlands verdienen.

Die Fortsetzung folgt

IV

Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Element im Kampf zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschloßenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiednen Erfolg vernichtet. Beyspiele von beydem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beym Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreyheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe

des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Schwach an Anzahl, an Hilfsmitteln noch ärmer und unkriegerisch von Natur, aber durch ein gemeinschaftliches Interesse begeistert, durch gehäuffte Mishandlungen zur Verzweiflung gebracht und furchtbar in dieser Verzweiflung hatten sie soviele Jahre lang den Ausschlag eines Kampfs hingehalten, den die überlegene Macht ihres Feindes keinen Augenblick zweifelhaft zu laßen schien. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beyder Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelößt, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions-Interesse geknüpft und zusammen gehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bey Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der Wallonischen Provinzen war bald

freywillig bald durch die Waffen bezwungen im Jahr 1584, unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs, Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben soviel Kraft als Klugheit verwaltete, und durch eine Reyhe von Siegen den spanischen Nahmen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte untereinander und mit der See durch soviele Flüße und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. Solange diese Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundsverwandten schützen, und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbund, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freyheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drey christliche Kirchen in ihrem Schooße hegte, und dieser

uneingeschränkten Religions-Freyheit einen großen Theil ihres Wohlstands verdankte, so hatte sie auch bey weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreyheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdieß schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauren entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preiß es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hieng gewissermaaßen der Besitz des ganzen Brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getraide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem Brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beyspieles, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Parthey gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen, und

rückte von Dornick wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht sie zu belagern. *

Aber sowohl die Lage als die Bevestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der Brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschloßen, von der Flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen schien eine dreymal größere Landmacht als der Herzog beysammen hatte, und noch überdieß eine Flotte zu erfodern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberfluß zuführte, so öfnete ihr der nehmliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Fluth der Nordsee biß weit hinein in die Schelde erstreckt, und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nehmliche Fluß zu verschiednen Zeiten in zwey entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüßel, Mecheln, Gent, Dendermonde, und andre dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwey verschiedener Heere an beyden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokieren, und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde

* Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.

sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Vestungen hatte zurück laßen müssen, biß auf zehentausend Mann Fußvolk und siebenzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereitzt, welches stündlich in eine offenbare Meuterey auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Vestungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein leichtes seyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen. *

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwey ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen alle ein so mißliches Wagestück, wobey man Gefahr lief, die Frucht aller vo-

* Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.

rigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegen stellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl. Eine Reyhe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihres gleichen hatte, und von einer Auswahl der treflichsten Offiziere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegen setzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bey militairischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am beßten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preiß, den die Eroberung

einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte. *

In dem Plane, den er nun zu der Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannichfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteyen bemächtigen, welche die Antwerper an beyden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der See-Seite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beynahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte. **

Weil aber Zeit erfodert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich

* Strad. loc. cit. 553.

** Strad. Dec. II. Lib. VI.

einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteyen anzulegen, und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereyen die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreytausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den Katholischgesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Kriegs, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. *

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das Flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterey, das Brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beyden letztern passierten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegen geschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und

* Meteren Niederländ. Historien XII. Buch. 467. folg.

nahmen bey Stabrök im Lande Bergen ihren Posten. Einzelne detaschierte Corps vertheilten sich längs der ganzen Brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwey starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem Brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehmals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitz dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbey ziehen müssen. Beyde Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher bevestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke gieng, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Vestung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freywillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so daß in kurzem das ganze Flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem Brabantischen Ufer leistete einen

desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen, und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drey Wochen langen Belagerung, und mit einem Verlust von fast zweytausend Todten von dem Platz. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bey Stabrök und begnügten sich von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen. *

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maaßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhieng, so beschloß er den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abentheuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reissende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meers noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seeländischen Flotte,

* Meteren Niederl. Historien. XII. Buch. 477. 478. Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

denen es ein leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zween seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato darüber zu Rath gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beyden Enden derselben starke Basteyen aufgeführt, wovon die eine auf dem Flandrischen Ufer das Fort S. Maria, die andre auf dem Brabantischen dem König zu Ehren das Fort S. Philipp genannt wurde. *

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. Solange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzog freye Hand gegen

* Strad. Dec. II. Lib. VI. 557.

beyde Städte und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastey der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine grosse Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastey geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweystündigen mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauren, und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadt-Graben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten sich zu ergeben und empfiengen im August 1584 spanische Besatzung. In

einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheil der Sachverständigen eben so viele Wochen erfoderlich geschienen. *

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampierten, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nehmlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbey sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem fünften sich hatten verstehen müssen, nehmlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tag erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog von Parma der in Gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweymalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben;

* Strad. loc. cit. Meteren XII Buch. 479. Thuan. II. 529.

doch wurde den letztern eine Frist von zwey Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs die man zur Strafe auszeichnete aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeyhung, und der Garnison, die aus zweytausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahrs im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreytausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein. *

Mehr durch die Furcht seines Nahmens und durch den Schrecken des Hungers als durch seine gewaffnete Macht hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgiebt, sieben und dreißigtausend Häuser zählt, und aus zwanzig Inseln besteht, die durch acht und neunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freyheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beyde Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbey, durch welche sich

* Meteren. XII Buch. 479. 480. Strada. loc. cit. 562. 63. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 470.

dieselbe im Laufe des Niederländischen Kriegs zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauren noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerley Baugeräthe, nebst der erfoderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde. *

Noch ehe Gent an den König übergieng waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser ohnweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beystand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte. **

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht an den Mauren Ant-

* Meteren. am angef. Ort.

** Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande 470. Meteren 470. Thuan. II. 529.

werpens sich zu Grund richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von S. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath gieng dahin, den grosen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde sobald es Noth thäte über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den Seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Waideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags solange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit samt dem Waideland in Besitz genommen hatte. *

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, S. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bey denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor An-

* Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. III. 469. Grotius 88.

kunft der Spanier die Vestungswerke an beyden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bey Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Westerschelde beynahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus Engelland und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfsleistung aufgefodert. Nachdem aber die Feinde an beyden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterey alle Zugänge von der Land-Seite sperrte, so stiegen endlich bey den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzig tausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich dreymal hunderttausend Viertel oder Zentner Getraide erfodert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten fehlte es beym Anfang der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die Seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meersfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Vorräthe aufkauften, und dann bey eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und

ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfenning zu machen, und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getraide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschiessen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwey Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobey sie sehr gut für sich aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten; die sich nicht einmal auf soviele Monate vorsehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektiert werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen. *

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein andres, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu

* Allg. Gesch. d. v. N. III. 472.

dieser gewagten Spekulation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preiß aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß alles aus freyer Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Farth betrogen, spannten hurtig die Segel auf und verliessen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. *

Diese Vernachläßigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und also den äußersten Fall im Ernst gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meynte, daß der eine so wenig als die andre das spanische Joch auf sich leiden würde. „Ein Strom, der zweytausend vier hundert Fuß breit und wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über sechszig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein

* Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 69.

elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um biß an den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauren halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbey paßieren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren." *

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beyden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hinein gebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Strasse formierten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beyden Seiten hinweglief, schützte vor dem Muf-

* Strad. 560.

ketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beyden entgegenstehenden Ufern soweit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beyden Estacaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurch segeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschaft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbey zu bringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um soviel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stromes endigten, erweiterten sie sich beyde in ein länglichtes Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Vestung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurch wagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Strasse glücklich vorüber zogen. *

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit

* Strad. 560. sq. Thuan. 530. Meteren XII. Buch.

war bloß, es sicher herbeyzuschaffen. Dazu eröfneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröfnung der Dämme bey Saftingen war ein grosser Theil von dem Lande Waes biß zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde paßiert, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen, und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bey dem Flecken Borcht eine Bastey errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bey Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so grösser, nachdem man erst die grosse Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entlediget, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfre Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastey an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen. *

* Meteren. 481. Strad. 564.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs neu ins Gedränge. Noch hatte er bey weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeygeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscierte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfündig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Ort man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer ein kleines Wasser vorbey, das bey Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal biß an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek biß nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdroßenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beyspiel zweyer berühmten Römer Drusus und Korbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderse und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen

sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bey Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bey Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugniße von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang, von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herbey, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden. *

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeygekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahrszeit entgegen gesehen, die seinem angefangenen Werk höchst verderblich werden, den Feinden aber bey einem ernsthaften Angriff auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreyte ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meersfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfiengen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

* Strad. 565.

Unterdeßen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampf der Partheyen das allgemeine Beßte vernachläßigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu grosser Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magistrat, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung, die Bevestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bey keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die so oft es ihnen beliebte in die Raths-Versammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrey und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maaßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bey einem trotzigen Schiffsvolk und einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen, daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachläßigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterey der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren gieng. *

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mit-

* Meteren 484. Thuan II. 529. Grotius 88.

tel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, würde indessen bey weitem nicht soviel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwey entgegengesetzte Partheyen getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfieng, für die Schiffarth auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genoßen aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksal. Sechszig biß siebenzig der zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rath eine Bittschrift, worinn sie den Wunsch äuserten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als biß ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden, heimlichen oder öffentlichen, Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte. *

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verständniße unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entgieng keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon

* Meteren 485.

zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu diesem Ende im November dieses Jahrs an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worinn alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Brief als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreyet habe. Jetzt, meynte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sey, zurück zu kehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worinn er gebohren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Gevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bey Zeiten unterwärfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs äußerste kommen liessen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wieder findet, welche ein Herzog von

Alba zehen Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Ton, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gut heissen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Pabst gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabey mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbey geführt, und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen. *

Die vereinigten Provinzen nehmlich, durch eine Reyhe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs

* Thuan. II. 530. 531. Meteren 485. 486.

zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beystand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutz zu machen, aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königinn Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beystand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, S. Aldegonde, nicht an wiederhohlten Auffoderungen fehlen lassen, die Seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum

* Meteren. 488. u. folg. Allgem. Geschichte der v. Niederlande III. 476 bis 491. Grotius 89.

möglich gewesen seyn, diesem dreyfachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Päße besetzt hatte, so kostete ihm dieser Versuch seine Freyheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinaus wagen sollten; welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erfoderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andre versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch S. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.*

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde

* Strad. 564. Meteren 484. Reidan. Annal. 69.

von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernst vorgenommen. Zwischen beyden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zwey und dreyßig Playten (platte Fahrzeuge) jede sechs und sechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Cabelthauen und eisernen Ketten aneinander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß von einander abstanden, und dem Strom einen freyen Durchzug verstatteten. Jede Playte hieng noch außerdem an zwey Ankerthauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beyde Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammen genommen, eine Länge von zweytausend vierhundert Schritten. Dabey war diese furchtbare Maschine so künstlich organisiert und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speyen, und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beyden Forts S. Maria und S. Philipp, welche die Brücke an beyden Ufern begrenzten, und außer den zwey hölzernen Basteyen auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zwey und dreyßig Schiffe noch dreyßig Bewaffnete nebst vier

Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem sieben und neunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als fünfzehen hundert Mann, die theils die Basteyen theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Mousquetenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondre Schutzwehre auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus drey und dreyßig Barken von beträchtlicher Größe, welche in Einer Reyhe queer über den Strom hin gelagert, und je drey und drey mit Mastbäumen aneinander bevestigt waren, so daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Glied Pikenierer, in horizontaler Richtung vierzehen lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiserne Spitze entgegen kehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hiengen jede an einem doppelten aber schlaffen Ankerthau, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Nahmen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als

unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beyden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten. *

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahrs 1585 als dem siebenten Monat der Belagerung fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschiessen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinweg fliessen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bey diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabey geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt

* Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande. III Band. 497.

wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hofnung einer Zufuhr von der See und zu Lande. *

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darinn ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognoscieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dieß geschehen war und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Gehe," rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabey, daß es mein fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen" **

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung gieng. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war

* Strad. 567—571. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44. 45.

** Strad. 563.

ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der Seeländischen und Antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des Seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit soviel Schiffen als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind im Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüber liegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grund gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darinn zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überliessen dem Feinde schimpflich die Vestung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, gieng dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröfnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freyen Paß biß zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß während man von Antwerpen

aus, durch schon bereit gehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die Seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrath von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oefnung hindurch nach der Stadt zu segeln. *

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauren Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friderich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolg zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Krieg anzubiethen. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königinn Elisabeth von England, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer. **

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeynt sey, und das

* Strad. 573. 574. Meteren 495.

* Meteren 495. Strad. 574.

Werk der Vollendung sich nähere, so bat er sich von dem Magistrat drey grosse Schiffe von hundert und fünfzig biß fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechszig Playten, welche mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu faßen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwey kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwey Schiffen, davon er das eine das Glück, das andre die Hofnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauren, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechszig Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit grossen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand empor ragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft;

auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oefnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberfluß war noch ein Uhrwerk darinn angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meynung beyzubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zwey und dreyßig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andre Bestimmung hatten, als dem Feind ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunter laufen, und die Feinde zwey ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so daß sie endlich vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefechte den Feinden zu thun zu geben, sie heran zu locken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen. *

* Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren 596.

Die Nacht zwischen dem vierten und fünften April war für Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankerthaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war sich daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den beßten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drey brennende Fahrzeuge daher schwimmen, dann noch drey andre, und gleich darauf eben soviele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indeßen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise theils zu Dreyen, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte Jakob Jakobsohn hatte es, man wußte nicht ob aus Nachläßigkeit oder Vorsatz darinn versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugeschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwey große Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den ausserordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strom folgen konnte war

alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgiengen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteyen längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Wiederschein. Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äusern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweytausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwey Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, in dem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten. *

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bey den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das Flandrische Ufer; selbst der eine von den beyden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß

* Strad. 576.

der andre und größere Brander, die Hofnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der Flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beßte Theil seiner Würkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fieng an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen, und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten, und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äussersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastey im Wasser formirte und in die Schiffbrücke übergieng. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterey und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war, der Freyherr von Billy, Gouverneur

von Friesland und Chef der deutschen Regimenter, die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessen, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederhohlte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dieß sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort S. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit Mauerhoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinaus getrieben worden, so daß alle Vestungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drey Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beynahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theil der Schiffbrücke

auseinander gesprengt, zerschmettert, und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so daß man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dieß war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt; noch andre erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andre waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrey nach Hülfe, welches aber, weil jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Nahmen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem Flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem Brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muth, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen als in diesem Augenblick, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort S. Maria gesetzt, so hob es ihn auf wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlag noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heers, ein andrer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner beßten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch

die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Ryßburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bey dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die Seeländischen Schiffe mit vollen Segeln hindurch zu ziehen; dabey war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grund gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! *

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren gieng, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte S. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl,

* Strada 577. seq. Meteren 497. Thuan. III. 47. Allgem. Gesch. d. v. N. III. 497.

Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurch passirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die Seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessere Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bey Lillo, des günstigsten Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundsgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bey Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bey der Menge hohlt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reissen wollte. Zwey Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch

von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete. *

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erhohlt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvor zu kommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hofnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beyspiel folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeußerstes, die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesezt, unter dem beständigen Lerm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb.

* Meteren 496.

Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Nothfall weggenommen und den Brandern der Durchzug geöfnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobey der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde. *

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und foderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er sie anfangs, aber vergeblich verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen, und solche auch wirklich zum zweytenmal auseinander sprengten. Dießmal aber war der Wind der Seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweytenmal die nöthige Frist, den Schaden auszubeßern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs neue zwey grosse Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen

* Strad. 581. seq.

Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu laßen, fand sich niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten und nicht wie die vorigen von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada * nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinander sprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minen-Schiff, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operiert hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Weg ihre Rettung zu suchen. **

* Dec. II. Libr. VI. 586.

** Meteren 497.

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schiffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frey zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beyspiel der Stadt Leiden, welche zehen Jahre vorher von den Spaniern belagert in einer zur rechten Zeit bewürkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beyspiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek im Lande Bergen streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauren von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfall die nehmlichen Dienste leistete. Eben dieß war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beym Anfange der Belagerung angerathen und S. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nehmlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Nahmen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drey Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich ohn-

weit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bey noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, solange ein solcher Damm im Wege stand, der die Seeländische Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bey Eröffnung der Blokade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs äußerste zu behaupten. Bey dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mansfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Commando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich in eigner Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz. *

* Strad. 582. Thuan. III. 48.

Der Beschluß folgt.

Die Horen

Jahrgang 1795

Fünftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des fünften Stücks.

I Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585. Beschluß. Seite 1

II Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters. — 15

III Litterarischer Sansculottismus. — 50

IV Das Spiel in strengster Bedeutung. — 57

V Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung. — 90

VI Ueber Charakterdarstellung in der Musik. — 97

VII Kunstschulen. — 122

VIII Weihe der Schönheit. — 135

IX Sängerlohn. — 138

Die Horen.

Erster Jahrgang. Fünftes Stück.

I

Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Beschluß.

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo den Damm durchstochen, welcher dem Brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine Seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederhohlte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernst anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen,

den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flotille zu unterstützen; drey Feuerzeichen von dem Hauptthurm sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwey feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriff, die übrige Mannschaft zweytausend an der Zahl nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und von dem schmalen Terrain begünstigt auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfieng, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beystand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt, und von dem schon eroberten Damm wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser biß zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust sich zurück zu ziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beyderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm. *

* Strad. 583. Meteren 498.

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der sechszehente May 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beyden Theilen wurde das äuserste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweyhundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwey entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die ScheldBrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen. *

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Creuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schloßes Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem

* Strad. 584. Meteren 498.

Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem sie ruhte, den Nahmen führte. Am äuserſten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastey, worinn der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener Capizucchi den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jezt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdiß an beyden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen. *

Früh Morgens, am sechzehenten May, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade diß war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche blos wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plözlich ans Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen S. Georgs und der Pfahlschanze glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze Seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschif-

* Strad. 582. 584.

sen und eine Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dgl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besezt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben. *

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbey, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwey nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehre auf, welche die Feinde voneinander abschneiden, und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere hundert an der Zahl, fielen nun von beyden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hofnung hatte, beyde Meere in kurzem miteinander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwey nächsten Redouten herbey zu eilen, und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Teich durchstach, und die Brustwehre thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Lerm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen,

* Strad. 587. seq. Meteren 498. Thuan III. 48.

oft biß an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöfnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolges, der gewißermaaßen ganz von ihrem Spaden abhing, schien selbst diese gemeinen Taglöhner mit einem heroischen Muth zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reyhen, so drangen sogleich die hintersten herbey. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bey der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muth durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber als ihre meisten Offiziere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurück zu ziehen. Jezt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theil des Dammes Meister, der von dem Fort S. Georg biß zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Damms abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein Seeländisches Last-Schiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein Antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf ein-

mal mit den frohesten Hofnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen. *

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour griffen die S. Georgs Schanze an, welche Kamillo von Monte, der aus S. Jakob herbey eilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustand befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde, und alle Augenblick in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darinn, und unglücklicher weise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beystand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man

* Strad. 589. Meteren 498.

sich einen Durchgang geöfnet, und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Lauf dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maaß, als das Glük ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Teich zu durchgraben; man hielt für besser, die große Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. S. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuren, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weißheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. *

Während daß auf dem Damme von beyden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damm her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreyt sah, in eigner Person den Teich zu entsetzen. Von zweyhundert spanischen Pikenierern begleitet flog er an den Ort des Angriffes, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mit gebracht hatte, in die zwey nächsten Redouten,

* Meteren 498.

und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes biß zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfelds noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beyder Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beyde Partheyen fochten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beyden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tag ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhizte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreyen suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Ungestümm auf die Brustwehre los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbevestigten Wall, und das Geschütz beyder Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen

Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquila mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beyder Heere, und von beyden Seiten geschah das äuserste, sowohl diese Bastey zu erobern als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehre von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen und fünfmal wurden sie zurück geschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfre Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, biß an die Brust ins Waßer, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den Mansfeldischen mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken eine Bresche in die Brustwehre zu machen, und indem der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthelemi Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beyde Nationen der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es

verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italianer Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eignen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte. *

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die Holländischen und Seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fieng an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bey einem unglücklichen Ausgang des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dieß Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die Holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald

* Strad. 593.

folgten die Seeländer ihrem Beispiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen, aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerdt des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge, unter der Last derer, die sich hinein warfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Heerd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit samt ihrer Mannschaft zu Grund gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche voraus gelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen, aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier gieng so weit, daß sie, das Schwerdt zwischen Zähnen, den fliehenden nachschwammen, und manche noch mitten aus den Schiffen heraus hohlten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche tausend auf dem Platz geblieben; und auf beyden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreyzehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, wel-

che ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oefnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Vestung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwand zu der nehmlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Nahmen Ende des Kriegs beygelegt, den es nachher mit der weit paßendern Benennung Verlorenes Geld vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sichs, wie jeder Vernünftige vorher gesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit groser Mühe schleppte es sich biß nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. *

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Teich war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hofnungen zu vertrösten. Biß jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preiß erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß

* Thuan III. 49. Meteren 485. Strad. 597. seq.

eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hin zu halten, biß man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einärnten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Aernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hofnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beynahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn S. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben und am siebenzehenten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren. *

* Meteren 500. Strad. 600. seq. Thuan. III. 50. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlanden III. 499.

II

Beitrag

zu einer Geschichte des französischen National-Charakters.

Den Charakter der neuern Nationen aufzufassen und darzustellen, war unter vielen andern Ursachen schon deshalb äusserst schwierig, weil wir selten eine Nation, als solche, fast immer nur als das Werkzeug von wenigen einzelnen handeln sahen, bei welchen das Nationalgepräge gerade am meisten verwischt war. Ueberraschend ist daher das Schauspiel, wenn die Verhältnisse sich plözlich ändern, und ein Volk selbst sein Regent wird. Steht es auf einer zu niedrigen Stufe der Kultur, so wird dies Schauspiel zu wenig verwickelt, als daß es dauernd interessiren könnte; ist bei einer Nation die Urtheilskraft zu sehr auf Kosten der übrigen Anlagen gebildet, oder sind alle Kräfte verwandt worden, um üppige Blüthen der Phantasie hervorzubringen, so wird der Anblik einer Revolution, die sie bewirkt, im ersten Falle nicht sehr unterhalten, weil es so selten Gelegenheit zu großen Szenen geben kann, und im zweiten, weil man die Menschen oft an die Gränze der Raserei fortgerissen, und ohne ausdauernde Kraft sehen wird. Am interessantesten muß das Schauspiel werden, wenn eine Nation sich erhebt, welche freilich die Phantasie vorzüglich begünstigte, aber die Blüthen derselben nicht ganz von der Zone der kältern Ver-

nunft entfernte; welche Kultur genug hat, um nicht ganz lasterhaft, und zu wenig, um tugendhaft zu seyn. In ihren Revolutionen, die weit mehr geistig sind, als daß sie den Phänomenen der physischen Natur gleichen, wird man gern nach ihrem Charakter forschen, wiewohl es sehr schwierig seyn muß, ihn dort aufzusuchen, weil er sich in so zahllosen Stralen zeigen wird, daß der Blick kaum bis zu dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte derselben vorzudringen vermag. Nur wann es möglich wäre, ihre Quelle, ehe sie von ihr ausgingen, zu erblicken, dürfte man hoffen, auch ihr Farbenspiel mit weniger Täuschung betrachten zu können. Die französische Nation scheint einen solchen Charakter zu haben. Welche sich einander widersprechende Erscheinungen zeigt uns Frankreichs gegenwärtige Revolution in demselben. Heroische Tugend gränzt in ihm an empörendes Laster, ein Sinn, welcher alles verachtet, was nicht ungewöhnlich und groß ist, an die kleinlichte Eitelkeit, Weichheit des Herzens und Wohlwollen gegen die Menschheit an Barbarei gegen Freunde und Feinde, und ein Selbstgefühl, welches zur unabhängigsten Existenz auffodert, ist mit einer sonderbaren Geschmeidigkeit, durch fremde Hände sich regieren zu lassen, verbunden. Der kalte Deutsche und der stolze Britte weisen die Auflösung dieses Widerspruchs von sich, indem sie auf die französische Nation, wie auf ein thörichtes Volk herabsehen, und sie entweder tödtlich hassen, oder sich an ihr, wie an einem Gaukler, ergötzen. Die Spanier und Italiäner, welche ihren ursprünglichen Anlagen nach mehr Sinn für die Harmonie in jenem anscheinenden Widerspruche haben würden, sind in der Kultur zu weit hinter den Franzosen zurück, als daß sie nicht von denselben, wie von einer frevelnden Nation, ihren Blick wegwenden sollten.

Der Charakter unsrer neuen Nationen erhielt erst da seine bestimmte Form, als der dritte Stand emporkam: auf die Umstände, welche in dieser Epoche auf ihn wirkten, muß man daher vorzüglich seine Aufmerksamkeit richten. Zu den Zeiten der herrschenden Feudalaristokratie, oder in der noch frühern Periode der rohen germanischen Verfassung ist die Bildung der kultivirten Nationen des jezigen Europa sich zu ähnlich, als daß man die feine Individualität, die es immerhin geben mußte, die aber so leicht durch die Nebel der Vergangenheit verhüllt wird, bemerken könnte. Nur wenn man von dem Nationalcharakter, wie er sich seit dem Aufkommen des dritten Standes bildete, eine Schilderung entworfen hat, und dann die Entstehung mancher Züge desselben schon in den frühern Zeitaltern zu finden glaubt, kann man ohne Gefahr auch in ihnen die Geschichte desselben verfolgen.

Richten wir unsern Blick auf jene angegebene Epoche, da ein dritter Stand aufkeimte, in der Geschichte Frankreichs, so ist es unverkennbar, daß zur Entstehung des französischen Charakters diese beiden Umstände entscheidend beitrugen: erstens, die Nationalkultur ging von der Phantasie aus, und zweitens, dies geschah zu einer Zeit, wo durch den Despotism der Könige die verschiednen Provinzen Frankreichs mehr, als der Geist der Feudalaristokratie es in andern Ländern erlaubte, zu einem großen Staate vereinigt waren. Unter dem glücklichen Himmel der Provenze entwickelten sich in jener Periode die Blüthen der Phantasie, und der Geist der Staatsverwaltung konnte sie sogar nach dem Norden Frankreichs hinwehen!

Schon war die Macht der Feudalaristokratie durch die

Könige geschwächt, und der Geist derselben durch den Anfang der Kreuzzüge und durch eine gewisse Sehnsucht nach Abentheuern humanisirt worden; schon war das Ritterwesen eine Bildungsschule des Adels, in welcher seine Empfindung Feinheit, seine Phantasie Reichthum erhielt, schon hatte Ludwig der Siebente den fleissigen Bürgersinn in den städtischen Gemeinheiten mit der Hoffnung beschenkt, Menschenrechte von dem Throne zu erhalten, als die liebliche Dichtkunst der Troubadours in dem südlichen Frankreich begann. Ihre Poesien wurden so leicht zu Nationalgedichten, weil die Sänger und Minstrels, die stets in ihrem Gefolge waren, sie sogleich durch Melodien belebten, und ihren Gesang mit der Musik verschiedener Instrumente begleiteten; weil sie sich auf Gegenstände bezogen, die allgemein interessiren mußten. Die Troubadours unterhielten ihre Zuhörer gewöhnlich von Abentheuern aus Palästina, und würzten ihre Erzählung mit Spott über die Ungläubigen, in welchem der erste Keim der französischen Satyre lag; oder sie untersuchten die Geheimnisse der Liebe. Welchen Schwung mußte die Phantasie der Nation erhalten, wenn bei den Volksfesten, wie bei den Feierlichkeiten der Grossen selten das Lied dieser Dichter fehlte. Die niedrigern Volksklassen gewöhnten sich an eine höhere Art zu empfinden, und ein verschönernder Schleier der Phantasie ward durch die Dichtkunst um den rauhen Geist des Adels gewunden. Es währte nicht lange, so begann der Herzog zu dichten, wie der niedrigste Bürger, und es ward Mode, die Tiefen des menschlichen Herzens ergründen zu wollen. Ein besonderes Tribunal, vor welchem Streitigkeiten der Art geschlichtet wurden, waren die Gerichtshöfe der Liebe. Unter dem Vorsitz von Damen führte man hier die Prozesse des Liebesgottes,

und so allgemein die Troubadours geworden, wurden es auch diese Institute, durch welche der phantastische Geist der Nation neues Feuer erhalten mußte. Die Königinnen selbst hatten bisweilen in einem solchen Gerichtshofe den Vorsitz. Da wurde es bald eine Ehre, nach welcher man aus allen Gegenden Frankreichs strebte, irgend ein Amt im Dienste der Liebe zu bekleiden. Liebeshändel wurden als die wichtigsten Angelegenheiten betrachtet, und ein Ordensband, welches in Cytherens Namen ausgetheilt ward, achtete man so hoch, als nachher einen Orden aus den Händen der Könige.

Durch die Troubadours und die Gerichtshöfe der Liebe war der Geist, welcher die Chevalerie belebte, gleichsam festgehalten, und zum Nationalcharakter gemacht. Heroische Denkart, romantische Gesinnung, Schwärmerei in den Gefühlen der Liebe, und ein Bestreben, über die Irrgänge des menschlichen Herzens zu philosophiren, wurden allgemein unter der Nation. Von der Poesie und einem dichterischen Leben ging ihre Bildung aus, und Kultur der Phantasie ward die Grundlage ihres Charakters. Sicher kann man ihr zu einem solchen Anfange Glück wünschen. Zwar ist es unvermeidlich, daß ein Volk, welches die Phantasie vor allen andern Seelenkräften ausbildet, leichter in unsittliche Ausschweifungen geräth, als eine Nation, welche sich mit kaltem Urtheile zu einer höhern Stufe der Kultur allmählig fortarbeitet, denn jenes hat sich einem weit unsicherern Führer anvertraut, als diese; seine Begierden werden lebhafter, die Gegenstände, welche dieselben reitzen, zahlreicher und anziehender, und das Laster verliehrt vor ihm seine natürliche Häßlichkeit, weil die Phantasie es mit ihren Blumen bedeckt; zwar ist

gleichwohl sittliche Kultur das höchste Ziel, zu welchem jeder Staat hinstreben muß; allein es ist zugleich unbezweifelt, daß man nie zur Humanität gelangen wird, als durch Kultur der Einbildungskraft, als durch das Gebiet einer anfänglich lasterhaften, doch allmählig mit Anmuth geschmückten Sinnlichkeit. Wenn auch ein Volk schon zu einem hohen Grade der Sittlichkeit durch die Herrschaft der Vernunft gekommen ist, darf es sich doch nicht schmeicheln, daß es auf derselben ganz sicher stehe, denn die Sinnlichkeit giebt ihre Rechte nicht auf, und kein Mensch vermag sie derselben durch seine Vernunft zu berauben, weil er es nicht darf. Die Sinnlichkeit soll nämlich durch Kultur der Phantasie eine solche Anmuth erhalten, daß sie, unabhängig von der Vernunft, gleichwohl nichts begehrt und unternimmt, welches der Würde derselben Abbruch thäte. Nur aus dem völlig gleichen Bunde zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, nicht aus der Herrschaft der einen oder der andern kann ächte Humanität hervorgehen, und nur wann er geschlossen ist, kann zwanglose Bildung einer Nation eintreten. Die Griechen näherten sich diesem sittlichen Zustande mehr als alle andern Nationen, wiewohl man unter ihnen vielleicht mehr Laster, als bei vielen andern auffinden könnte: die Franzosen kamen ihnen in dieser Rücksicht vielleicht mehr nahe, als sonst irgend ein neueres Volk, wenn gleich die französische Nationalbildung durch Phantasie nicht den edlen Geist der griechischen erhielt. Die glückliche Leichtigkeit beider Nationen entsprang freilich aus mancherlei Ursachen, aber die vorzüglichste derselben liegt in dem Charakter, der ihnen frühe durch die Einbildungskraft aufgedrückt ward. Wem kein ähnliches glückliches Loos gefallen ist, der bleibt selbst bei einer hohen Aufklärung seines Verstandes in einem pedantischen,

zwangvollen Zustande. Wollen die Deutschen zur Humanität gelangen, so ist es nothwendig, daß sie in der Aufklärung einige Schritte zurück thun, um der Phantasie eine grössere Herrschaft über ihre Geister zu verschaffen. Der vornehmste Grund von der so gänzlich verschiedenen Richtung, welche der deutsche und der französische Nationalcharakter erhielten, liegt darin: zur Zeit des Ritterwesens und der Troubadours waren die Einwohner Frankreichs schon so sehr Eine Nation, daß ein Produkt des Süden dem Norden Genuß bringen konnte; die Deutschen hingegen waren beim Erscheinen der schwäbischen Minnesinger viel zu sehr von einander abgerissen, als daß die Wirkung derselben sich über ganz Deutschland hätte verbreiten, und in die kleineren Lebensverhältnisse eingreiffen können.

Wenn man nun aus diesem Gesichtspunkte den Charakter des französischen Volkes in allen folgenden Zeiten betrachtet, so ergiebt sich, daß alle Züge in demselben sich unmittelbar oder mittelbar auf diese erste Bildung, welche er erhielt, zurückbringen lasse: sie sind entweder gute oder schlimme Folgen der Erziehung der Nation durch die Einbildungskraft. Folgende Bemerkungen verbreiten vielleicht einiges Licht über die weitere Geschichte des französischen Nationalcharakters. Schon beim ersten Anfang seiner Bildung floß eine Quelle in Frankreich, aus welcher die Phantasie schöpfen mußte, und sicher nicht den Zaubertrank der Schönheit schöpfte; dann bewirkten alle Verhältnisse, in welche die Franzosen bald nach jener Epoche kamen, daß ihrer Einbildungskraft kein ruhiges Fortbilden zu Idealen erlaubt, sondern das Feuer der Leidenschaft eingehaucht wurde: und wie sie schon dadurch

für die Kunst unempfänglicher gemacht waren, so kamen auch nachher keine glückliche Veranlassungen, welche ihre Phantasie zur Schönheit hätten führen können. Sie verbreitete daher ihre üppigen Ranken im Gebiete menschlicher Leidenschaft an einem schmutzigen Boden; die griechische Einbildungskraft suchte mit ihren Sprößlingen den reinen Aether der Kunst.

Die christliche Religion in ihrer damaligen Gestalt war es, welche die junge Phantasie des französischen Volks fern von der Gegend der Schönheit auf die Abwege eines abentheuerlichen Geschmacks führte. Diese Anklage gegen dieselbe wird durch einen Blick auf die Volksfeste in Frankreich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gerechtfertigt. Im Anfange des vierzehnten wurde eine Feerei in Paris gegeben, wo religiöse Bilder auf das lächerlichste zusammengesetzt waren. Alle Strassen der Hauptstadt waren tapezirt, der Schein von zahllosen Fackeln leitete am Abend die strömende Volksmenge zu den Bühnen der Feereien. Man sah hier den Sohn Gottes, wie er die Todten erweckte und richtete, aber zugleich, wie er ein Paternoster mit seinen Aposteln betete, Aepfel aß und mit seiner Mutter scherzte; man hörte die Seligen im Paradiese vereint mit den Chören der Engel singen, die Verdammten in einer düstern stinkenden Hölle unter Teufeln wehklagen; aber zugleich vernahm man das kosende Geschwäz von Buhlern und Buhlerinnen, die im weißen Gewande zur Wollust reizten. Wenn Adam und Eva hier im Stande der Unschuld erschienen, so sah man dort eine Gruppe von wilden Männern, welche beym Schmause lärmten. So wenig man Gott selbst schonte, so wenig auch seine Diener. Ein Fuchs erschien

anfänglich als ein einfacher Geistlicher gekleidet, der eine Epistel absingt, dann im Schmuck eines Bischofs und Erzbischofs, und endlich in päbstlicher Kleidung; der Grund von seiner steigenden Würde ist die immer größere Niederlage, die er unter Hühnern anrichtet. Noch mehr entartet, als in solchen abentheuerlichen Schauspielen, zeigte sich die Phantasie des französischen Volks in einem religiösen Feste, das lange allgemein in Frankreich gefeiert ward, in dem berühmten Eselsfeste. Um die Flucht der Jungfrau Maria nach Egypten feierlich zu begehen, wählte man das schönste Mädchen eines Ortes, und setzte es köstlich geschmückt, mit einem Körbchen am Arm, auf einen prächtig aufgeschirrten Esel. In einer heiligen Prozession folgte ihr die Geistlichkeit und das Volk in die Hauptkirche. Ihr Esel ward neben dem Altar gestellt, der ganze Gottesdienst schien ihm zu Ehren veranstaltet zu seyn. Das Gloria und das Credo schloß man mit den Worten Hinham!-Hinham! Der Priester endigte den Gottesdienst nicht mit dem gewöhnlichen Segen, sondern mit einem Laute, der dem Eselsgeschrei nachgeahmt war, und das Volk wiederholte denselben statt des Amen! Ein Lobgesang, eben so abentheuerlich, wie das ganze Fest, ward zu Ehren des Esels angestimmt, und wenn er während demselben schrie, so erhielt die Andacht der Gemeine einen neuen Schwung; und ihre Entzückung erreichte den höchsten Grad, wenn er niederkniete, und nun die Strophe begann: „sage Amen, Amen, lieber Esel!"

Eine solche Verwilderung der Phantasie durch religiösen Aberglauben bewirkte bald, daß der liebliche Gesang der Troubadours von einer Poesie verdrängt ward, welche

das Gepräge religiöser Unart an sich trug. Pilgrime, die aus Palästina zurückkamen, oder sonst irgendwo fromme Abentheuer bestanden hatten, durchwanderten bald einzeln, und bald in Gesellschaften das Königreich, und schilderten in Gesängen ihr Schicksal. Das Wunderbare in demselben, welches die Phantasie lebhaft beschäftigte, und religiöser Enthusiasm hatten ihnen schon die Liebe des Volks gewonnen, als sie anfingen ihren Gesang dramatisch einzurichten, und durch die Geberden, mit welchen sie denselben begleiteten, die Zuhörer noch mehr an sich zu ziehen. Ihr Spiel gefiel so, daß eine Gesellschaft von Pariser Bürgern sich unter dem Namen der Passionsbrüderschaft zusammenthat, ein besonderes Theater errichtete, und religiöse Gegenstände in förmlichen Schauspielen darstellte. Eine Frivolität, welche die Corruption der Phantasie durch rohe Religionsbegriffe schon in den französischen Charakter gebracht hatte, war auch von dieser Gesellschaft nicht ferne. Bald nach der Passionsbrüderschaft kamen die sorglosen Kinder auf, größtentheils junge Leute, welche die lächerlichen besonders verliebten Abentheuer, die sich täglich in der Hauptstadt ereigneten, in ihrem dramatischen Spiele darstellten. Beide Gesellschaften vereinigten ihren religiösen und profanen Geist, und beschlossen, auf demselben Theater zu spielen.

Durch die damalige Religion der Christen ward also der Werth des Geschenks sehr verringert, welches das Schicksal dem Nationalcharakter der Franzosen mit der frühen Richtung zur Kultur der Phantasie gemacht hatte. Leider gaben auch die politischen Verhältnisse der Nation ihrer regegewordnen Einbildungskraft keine Zeit, sich in sorgloser Muse zu einer schönen idealischen Welt zu er-

heben. Gerade in dem Zeitpunkte, da sie mit jungen kraftvollen Flügeln sich hätte aufwärts schwingen sollen, begann der stürmische Kampf mit England. Wie oft war Frankreich während desselben in Gefahr, seine Selbstständigkeit zu verliehren. Ein Knabe, auf dem brittischen Throne gebohren, ward sein König, seine Flüren waren verödet, seine schönsten Provinzen vom Feinde überschwemmt, in mörderischen Schlachten ging die Blüthe seines Adels unter! Ungestümme Tapferkeit, kriegerischen Enthusiasm hervorzubringen, ward unvermeidlich das Geschäft der Nationalphantasie, und die christliche Religion erschien auch in diesem Kriege in Verbindung mit ihr, so wie überhaupt die Geschichte desselben und der Befreiung Frankreichs von den Engländern ein lebhaftes Gemälde von dem Charakter der Franzosen jener Zeit giebt. Eine Schwärmerin wie Jeanne d'Arc rührte eine doppelte Saite der französischen Phantasie, wie sie durch das Ritterwesen und die Religion gestimmt war, nämlich als ein heroisches Mädchen und ein religiöses Wunder. Darum waren die Folgen ihrer Erscheinung so erstaunenswürdig. Welches angenehme Beispiel von der Gewalt, welche durch die Gesänge der Troubadours und die Gerichtshöfe der Liebe edle und reitzende Weiber über das männliche Geschlecht erhalten hatten, und von dem heroischen Sinne, der ihnen selbst durch ihre Macht eingeflößt war, finden wir in der Gemahlin Karls des Siebenten und seiner Geliebten Agnes Sorel! Jene vergißt die Rachsucht, welche verschmähte Liebe und verletzte eheliche Treue ihr einhauchen konnten; um den Ruhm ihres Gemahls und der Nation nicht ganz umkommen zu lassen, stiftet sie die innigste Freundschaft mit der Nebenbuhlerin, um derentwillen sie verachtet wird, und diese droht auf den

himmlischen Genuß, den ein feurig geliebter Monarch ihr darbeut, gänzlich Verzicht zu thun, wenn er unritterlich genug denken kann, einem siegreichen Feinde zu weichen.

Während diesem Kampfe mußte also die französische Phantasie alle Hoffnung aufgeben, in idealischen Welten Eroberungen zu machen, um nur das Gebiet der irrdischen Wirklichkeit nicht verlohren gehn zu lassen: Leidenschaften zu wecken, war ihre Bestimmung. Nach dieser Periode wurden die italiänischen Kriege die vorzüglichste Beschäftigung der Nation. In Italien konnte die Phantasie nie ganz verwildern, ihre Ranken schlangen sich aufwärts an den unsterblichen Idealwerken des Alterthums; allein es war nicht zu erwarten, daß die Einbildungskraft der Franzosen in ihrer Nähe eine Zeitlang einheimisch werde. Selbst bei jener harmlosen Empfänglichkeit für die Kunst, durch welche sich die Griechen auszeichneten, wäre dies in einem solchen Kriege nicht möglich gewesen. Die Franzosen kämpften mit einem Himmel, dessen Einfluß ihnen tödtlich war, mit dem furchtbaren Hasse der Nation, mit der hinterlistigen italiänischen Politik, sie mußten für ihr Daseyn streiten. Was Wunder, daß ihre Phantasie, mit jenem leidenschaftlichen Hange, die Gegenstände in Italien ergriff, welche mit demselben harmonirten, nämlich das Sittenverderbniß der Italiäner. Das neapolitanische Uebel war das Geschenk, welches ihnen das Schicksal aus Italien mitgab, anstatt des einzigen, was ihnen so noth war, anstatt einer Stimmung der Einbildungskraft für die Schönheiten der Kunst. Auch nachher traten keine Verhältnisse ein, welche sie ihnen hätten geben können. Hoffaktionen, die zu Nationalparthien wurden, bürgerliche Kriege, welche mehr als alle übrigen Ursachen die

Leidenschaften zügellos machen, liessen der Einbildungskraft keine Ruhe; und als endlich der Despotism ganz siegte, man nun ein Zeitalter, wie das des Augusts in Rom, erwartete, war der Nationalgeist schon zusehr vom Kunstsinne entfernt worden, und überdies ward die Kraft des Staats noch in Eroberungs-Kriegen vergeudet. Wie sehr alles im französischen Charakter jetzt blos durch Leidenschaft bestimmt ward, zeigt die Bemerkung, daß jeder Krieg Ludwigs des Vierzehnten eine grosse Veränderung in dem Geschmack an den Künsten und Wissenschaften bewirkte. Nur in der einzigen Kunst, die sich ganz an das wirkliche Leben anschließt, und die Leidenschaften durch ihr eigenthümliches Werkzeug, durch den menschlichen Körper darstellt, nur in der Schauspielkunst thaten sich die Franzosen besonders hervor: ihre stürmische Beweglichkeit erlaubte ihnen nicht, in dem feinen Aether der übrigen Künste Athem zu schöpfen.

Am stärksten springen die Züge, welche eine Phantasie, die nur an Leidenschaften gewöhnt ward, dem Nationalcharakter einprägte, vielleicht kurz vor der Thronbesteigung des Hauses Bourbon ins Auge. Mit einem Geiste der Schwärmerei, die sich eben so sehr in der Gesinnung gegen das weibliche Geschlecht, als in kriegerischen Unternehmungen, in Spielereien als im Ernste, im Wohlwollen gegen andere Menschen und in Weichheit des Herzens, als in Grausamkeit und Härte zeigt, trat die französische Nation in jenes Zeitalter, wo mit der Reformation eine neue Morgenröthe für Europa anbrach. Nirgends war ein stiller Gang, alles mußte stürmisch, ungewöhnlich seyn; an Tugend lag ihr wenig, alles an Enthusiasm und Kraftäusserung, das Laster reitzte sie nicht, aber die

erfinderische Phantasie im Laster; Spott und Bewunderung, nicht Verachtung oder Achtung waren die Strafe und der Lohn, die sie austheilte. Das stille Feuer der Freundschaft ward durch Beschwörungen zur lodernden Flamme aufgetrieben, durch fürchterliche Eide gelobten sich die Jünglinge, in den Stürmen des Lebens sich nie zu verlassen; wenn der Freund abwesend war, that sein Genosse Verzicht auf jede Freude, er ließ seinen Bart wachsen, seine Gestalt mußte den tiefsten Kummer verrathen. Verbindungen, wie die zwischen Waffengenossen zur Zeit der Chevalerie, waren noch allgemein, und der höchste Ruhm vornehmer Männer bestand darinn, wenn sie viele geachtete Gefährten hatten. Ausgelassener, als in der Freundschaft, war seiner Natur nach der Enthusiasm in der Liebe. Auf den Wink seiner Dame verwundete sich der Liebhaber mit einem Dolch, ließ sein Blut strömen, stürzte sich in den Strom dem gewissen Tode entgegen, wagte im Kampfe mit wilden Thieren sein Leben. Diese Schwärmerei erzeugte zugleich zwischen Verliebten einen Aberglauben, wie wir ihn in den Liebesgedichten der Römer finden. Die geheimen Kammern der Sterndeuter und Wahrsager waren mit dem vornehmsten Adel angefüllt, welcher begierig nach seinem Schicksale bei dem Betruge forschte; die von Hoffnung verlassene Liebe suchte durch Zaubertränke sich hier die Göttin gnädig zu machen, verschmähte Liebe hier durch Zauberkünste ihre Rachsucht zu befriedigen. Wie mancher Liebhaber, wie manche Dame war in der Einsamkeit beschäftigt, einem Wachsbilde, welches den geliebten Gegenstand darstellte, eine Nadel in das Herz zu stossen, das bisher unverwundbar gewesen war, oder es unter tausend Seufzern am Lichte herabschmelzen zu lassen. Der wilde Geist in der

Liebe zerstörte jene Zartheit des Gefühls, womit das weibliche Geschlecht sich sonst von Gegenständen des Schreckens wegwendet. Die Königin Margaretha, Heinrichs von Navarra Gemahlin, ließ sich das blutende Haupt ihres hingerichteten Liebhabers La Mole bringen, benetzte es mit ihren Thränen, und bedeckte es mit Küssen. Schrecklich wüthete die Eifersucht zwischen beiden Geschlechtern, aber an wilder Rachsucht in Rücksicht auf jedes Vergehen, wodurch seine Ehre beleidigt ward, trug das männliche den Sieg davon. Von Eifersucht verfolgt, tödtete Villequier, ein Edelmann an Heinrichs des Dritten Hofe, im Louvre seine mit Zwillingen schwangere Gemahlin mit einem Dolch: seine Handlung war dem Geiste seiner Zeitgenossen angemessen, weil sie verwegen und von rasender Liebe erzeugt war. Vor allen andern trug den Ruhm, seine Rache für ein Vergehn seiner Gemahlin auf die aufferordentlichste Weise genommen zu haben, der Korse San Piedro davon, welcher in französischen Diensten stand. Sein muthiger Geist war durch Haß gegen die Genueser, die Unterdrücker der Freyheit seines Vaterlands, früh zu glänzenden Thaten getrieben, und Vanina Ornano, die Tochter des Vizekönigs, die schönste und reichste Jungfrau, gab dem Helden gern ihre Hand, welcher seine niedrige Herkunft durch seinen Ruhm längst hatte vergessen gemacht. Mit dem Gelübde, seinen Haß gegen Genua nie einschlummern zu lassen, ging er nach Frankreich, und erfocht sich hier unter Karl dem Neunten frische Lorbeern in den bürgerlichen Kriegen. Lange schon hatte er sich nach Konstantinopel hingesehnt, um den Feind der Christenheit zur Absendung einer Flotte gegen die Genueser zu bereden. Freudig sieht er endlich die Wimpel des Schiffs wehen, das ihn zum Großsultan bringen soll, aber

unterdessen er bei diesem gegen Genua einen verderblichen Anschlag schmiedete, ist dieses schon im Begriff, den seinigen gegen ihn auszuführen. Man hatte sich nämlich an Vanina zu Marseille gewandt, und sie durch die Hoffnung, daß man ihren Mann begnadigen, und ihr alle ihre Güter wieder geben würde, zur Rückkehr in ihr Vaterland beredet. Auf der Reise ward sie von einem Freunde ihres Gemahls verfolgt und eingeholt, sie lebte unter der Aufsicht des Parlements zu Aix, als San Piedro zurückkehrte. Bei der ersten Nachricht von dem vereitelten Vorhaben seiner Gemahlin, stößt er einen Bedienten nieder, welcher um dasselbe gewußt hat, dann fliegt er nach Aix, fodert seine Gemahlin zurück, und, trotz den Warnungen des Parlaments, folgt ihm diese mit sorgloser, liebevoller Seele. Er findet sein Haus zu Marseille leer, Vanina hatte ihre Sachen schon eingeschifft gehabt; sein beleidigter Stolz erwacht von neuem, und er beschließt den Tod seiner Gemahlin. Glühend vor Rache verletzte er dennoch durch keine seiner Reden die Ehrfurcht, die einem edlen Weibe gebührt; indem er zugleich seinen Sklaven befahl, das ausgesprochne Todesurtheil zu vollziehen. Vanina zeigte, wie sehr sie jene Ehrfurcht verdiene, sie flehte ihren Gemahl nicht um die Erhaltung ihres Lebens, sondern bat ihn nur, daß er sie nicht von so unwürdigen Händen wolle sterben lassen, daß er selbst das Todesurtheil vollziehen möge. Schamvoll gab er den Sklaven Befehl, sich zu entfernen, kniete vor seiner Gemahlin nieder, und bat sie mit Thränen um Verzeihung, daß er sie so schimpflich habe wollen sterben lassen. Er ließ die Kinder ins Gemach kommen, damit sie ihrer Mutter das letzte Lebewohl sagen sollten; er schloß Kinder und Mutter in seine Arme, und weinte, und erdrosselte sein Weib! Die Kunde

von seiner Handlung war schon an den Hof gekommen, als er selbst an demselben erschien. Er drängte sich durch den Schwarm, welcher den König umgab, riß sein Gewand auf und zeigte seine narbenvolle Brust mit den Worten: was nützt dem König und dem Staate das gute oder das schlimme Verständnis des San Piedro mit seiner Frau?. Seine Handlung blieb unbestraft. Nach dem Geiste des französischen Volks, welcher nur auf die Energie und das Ungewöhnliche einer That achtete, nicht auf die Güte derselben, mußte sie Bewunderung erregen, und wiewohl sie von einem Ausländer in Frankreich verrichtet ward, bleibt sie doch ein Beleg für den Nationalcharakter der Franzosen.

Eine solche Beurtheilung menschlicher Handlungen, ein so leidenschaftlicher Schwung der Phantasie mußte schrecklich werden, wenn religiöser oder politischer Fanatism ihn gleichsam rechtfertigte. Da jene beiden Dinge bis auf unsere Zeiten nationell blieben unter dem französischen Volke, so zeigt uns die Zeitgeschichte, wie sie im Bunde mit dem letztern wirken. An sittliche Grundsätze ist auch jetzt bei den Handlungen der Franzosen nicht zu denken, ob sie teuflisch oder großmüthig seyn sollen, hängt von der Richtung ab, welche ihre Phantasie überhaupt genommen hat, oft von momentanen Bestimmungen derselben. Ihre Thaten sind entweder unter oder über dem gewöhnlichen Maßstabe; aber Energie ist fast immer in denselben sichtbar. Das Widersprechende darinn wird nur für den auffallend seyn, welcher vergißt, daß sie durch den Weg der Phantasie zur Nationalbildung kamen. Religiöse Schwärmerei wirkte unter ihnen oft auf dieselbe Weise, wie jetzt die politische; sie rief dieselben Erscheinun-

gen des französischen Charakters hervor. Ein Blick auf das schrecklichste Schauspiel, das sie gab, auf die Bluthochzeit, lehrt uns die Wahrheit dieser Bemerkung, und einige Züge aus derselben, wodurch wir zugleich lebhaft an den Geist der ersten Bildungsepoche erinnert werden, können dazu dienen, den französischen Nationalcharakter anschauender darzustellen.

Eine Sommernacht hatte der Fanatism der Katholiken und des Despotism des Hofes dazu auserlesen, um in ihr die Hugenotten zu vertilgen, nachdem durch Ermordung des Greisen Koligni der Anfang des Blutbades gemacht war. Sobald mit einer Glocke im königlichen Pallaste das Zeichen gegeben war, sollten Fackeln vor alle Fenster gebracht werden, damit nicht nur das Ohr durch das Winseln der Sterbenden, sondern auch das Auge durch den Anblick ihrer Qualen vergnügt werde; die Katholiken mit dem Mordstal in der Hand, wollten sich einander an der Farbe der Unschuld, an einem weißen Tuch erkennen, das um den linken Arm gebunden war. Eine grausenvolle Stille ruhte auf der Hauptstadt, sorglos legten sich die Protestanten zum Schlummer hin; ein solches Gewitter, wie über ihren Häuptern schwebte, konnten sie nicht ahnen, wenn sie nicht allen Glauben an die Menschheit verlohren hatten. Es bedurfte nur einer einzigen menschlichen Empfindung in einer einzigen Brust, im Herzen des Königs, und der Sturm verzog sich, und tausende sind gerettet, und die Menschheit ist nicht entehrt. Einer von den Anführern der Protestanten, dessen Name auch auf der Todtenliste steht, der Graf La Rochefoucault ist noch spät am Abend bei dem jungen Könige, welchen er durch die Anmuth seiner Sitten bezau-

bert hatte. Wehmüthig sucht ihn dieser zurück zu halten, als er weggehen will; er weigert sich zu bleiben, gern hätte es ihm Karl befohlen, aber er zittert vor der Entdeckung der Verschwörung, und läßt seinen Liebling zum Tode gehn. Von bangen Ahnungen verfolgt erwartet er die Stunde, wo auf seinen Wink das Blut seiner fleissigsten Unterthanen durch Mörder soll vergossen werden; aber seine Mutter stand wie eine Furie der Unterwelt neben ihm, und vertilgte durch das Gift ihrer Rede jedes menschliche Gefühl in seinem Busen. Durch Drohungen und Thränen erpreßte sie von ihm den Befehl, daß das Zeichen zum Morde gegeben werden soll. Er eilte nach einem Zimmer am Thore des Pallastes, und sahe zitternd in die Natur hinaus. Die Ruhe der Sommernacht scheint jeden Sturm menschlicher Leidenschaft besänftigen zu müssen; nur Ein Säuseln von dem Geiste des Friedens, der in ihr herrscht, im Busen dieses Menschen, der sie wild anstarrt, und die Bürger der Hauptstadt werden sich von ihrem Lager am Morgen glücklich erheben, wie sie dasselbe am Abend bestiegen. Aber Katharina und ihr Lieblingssohn, der Herzog von Anjou, drängen sich, wie Dämonen, gewaltsam zwischen Karln und die Natur. Da ertönt der erste gräßliche Schlag der Todtenglocke im Pallast! Karl zitterte, als würde der erste Schuß ihn treffen; die Schläge der Glocke werden immer schneller und schneller, Todesschweis dringt auf Anjous Angesicht hervor, schauerlich steigt das Getöse der Glocken, der erste Pistolenschuß fällt, und Katharina selbst erblaßt; jetzt zum erstenmal fühlt sie, daß sie eine Verbrecherin sei. Karl und Anjou und Katharina laufen wie betäubt gegeneinander. Der König ruft, man solle zu Franz von Guise schicken, daß man gegen

Kolignt nichts unternehmen, kein Blut vergiessen sollte; aber zu spät ist die Menschheit in seinen Busen zurückgekehrt, schon wütet allenthalben die Mordsucht. Bald glich er auch selbst dem wildesten Mörder an Wildheit, er schoß aus dem Fenster auf die vorbei eilenden Hugenotten, er zog mit seinem Hofe durch die Straßen von Paris und weidete seinen Blick an den Mordszenen. Mit der Grausamkeit vereinigte man Spott. Lasset zur Ader, zur Ader, war das Kriegsgeschrei vieler Katholiken, im August soll das Aderlassen heilsam seyn, wie im Mai! Kinder erwürgten die Säuglinge in der Wiege, und die Hofdamen standen in Gruppen bei den Leichnamen der ermordeten Edelleute, mit denen sie Buhlerei getrieben hatten, und machten mit Gelächter Anmerkungen über dieselben.

Mitten unter diesen Handlungen der Frivolität und Grausamkeit erinnert die That des braven Bezins, eines Edelmanns aus Querci, an den biedern Sinn, der in jenen Zeiten herrschte, als auch der Grund zu der Wildheit der Phantasie gelegt ward, die jene Mordszenen veranlaßte. Er lebte mit seinem Nachbar Regnier, einem Reformirten, in einer solchen Feindschaft, daß er ihm schon öfters den Tod geschworen hatte. Beide waren zur Zeit der Bluthochzeit in Paris. Sein entblößtes Schwert in der Hand, stürmte Bezins, von Soldaten begleitet, in Regniers Zimmer und rief ihm mit rauher Stimme zu, folge mir! und sein Gegner folgte mit zitterndem Schritte. Er fürchtete zum Tode geführt zu werden, und mußte zu seinem Erstaunen ein kostbar aufgeschirrtes Pferd besteigen. Unter einer Begleitung von fünfzehn Reutern ward er nach Querci gebracht, Bezins ritt mit ihm nach

seinem Schlosse. Nun seid in Sicherheit, sagte er zu ihm; kein tapfrer Mann muß durch Meuchelmord sterben. Darum rettete ich euch aus dem Blutbade. Wenn ein tapfrer Mann Rache nimmt, so muß er die Gefahr mit seinem Feinde theilen. Wollt ihr so, wie es einem Ritter geziemt, den Streit mit mir endigen, ich bin dazu bereit! Regnier konnte nichts erwiedern, als dankbare Aeusserungen, als Bitten um Freundschaft. Hasset oder liebt mich, sagte Vezins, das steht bey euch; meine Pflicht war es euch zu retten, damit ihr zwischen Liebe und Haß gegen mich wählen könntet! Er gab seinem Rosse die Sporen und verschwand; das kostbare Pferd, auf welchem er Regnier nach Querci gebracht hatte, ließ er ihm zum Geschenke zurück.

Auch in den neuesten Zeiten blieb am Charakter der Franzosen das Gepräge, welches ihm die Phantasie aufdrückte, immer sichtbar, und so deutlich, daß sehr oft noch Spuren von jenen Mitteln erscheinen, durch welche die Einbildungskraft zuerst auf ihn wirkte. Spuren von ihren ersten Schicksalen. Ein Geist der Chevalerie belebte stets den edlern Theil der Nation: trotz aller der Hindernisse, welche unsre Art, Krieg zu führen, dem Heroism von Einzelnen entgegenstellt, zeigte sie eine ritterliche Tapferkeit in ihren zahlreichen Kriegen. Selbst auf die französische Litteratur leidet jene Bemerkung die Anwendung. Wie in den Zeiten der Troubadours, blieben immer Gesänge der Liebe der vorzüglichste Theil der Poesie der Franzosen; Erzählungen, die einen gleichen Geist athmeten, wie die Erzählungen zur Zeit der Gerichtshöfe der Liebe, waren immer ein schöner Schmuck ihrer Litteratur; und seit jener Epoche zeichneten sie sich vor allen übrigen Na-

tionen in der Erforschung des menschlichen Herzens aus. Sehr genau hängt auch das französische Trauerspiel mit jenem allgemeinen Geiste zusammen. Weil die Einbildungskraft von dem bürgerlichen Leben gefesselt ward, und sich zu keinen Idealschöpfungen der Kunst erhob, mußte sie in leidenschaftlichen Gefühlen und glänzenden Maximen ihre Kraft äussern. Der Alexandriner war ganz dazu geschaffen, den Glanz derselben durch seinen stolzen Klang zu vermehren. Jenes Auffassen von Individualität, welches zu sehr Künstlersinn voraussetzt, war um so weniger von den tragischen Dichtern der Franzosen zu erwarten, da eine gewisse Weise zu empfinden zur allgemeinen Bestimmung des Nationalcharakters ward. Aus diesem letztern Grunde wirkt das französische Trauerspiel unter andern Nationen vorzüglich nur auf solche Menschen, die ihre Individualität in einer allgemeinen Form des Gefühls, welche dem Stande, zu welchem sie gehören, eigenthümlich geworden ist, verloren gehn liessen.

Weil jener Charakter, den die Franzosen bei ihrer ersten Bildungsepoche erhielten, sich den damaligen Staatsverhältnissen gemäß über die ganze Nation ohne große Schwierigkeiten verbreiten konnte, bekamen alle Stände derselben durch ihn mehr Gleichheit in ihrer Art zu denken und zu fühlen, als bei andern Nationen, obgleich es unmöglich war, daß er sich nicht auf verschiedne Weise bei verschiednen Volksklassen hätte modifiziren sollen. Die beiden Hauptmodifikationen desselben waren diese. Die Nationalphantasie äusserte sich entweder in einer hohen romantischen Stimmung, die für jeden großen Eindruck empfänglich macht, oder in einer Beweglichkeit der Seele, die sich nur um Kleinigkeiten, aber doch in dem Kreise eigner Er-

findung umherdreht. Frivolität, welche die französische Nationalphantasie der Entwicklung ihres Schicksals nach bald ansteckte, ward bei beiden Modifikationen bemerkbar. Hiedurch flossen die Erscheinungen von beiden noch mehr in einander, da schon die Phantasie ihrer Natur nach und dem Leichtsinne gemäß, welcher sie gewöhnlich begleitet, wenn sie Herrscherin ist, einen ewigen Wechsel in den Charakter bringt. Jene Koketterie in Liebeleien, jener unermüdete Eifer, neue Moden zu schaffen, jenes Gefallen an witzigen Einfällen, die statt der gründlichsten Wahrheit gelten, jene Geschmeidigkeit im Gehorchen, waren mit dem Enthusiasm der Liebe, der Empfänglichkeit für erhabne Ideen und große Erfindungen, der Theilnahme an tiefer Untersuchung der Wahrheit, dem Hange zur Unabhängigkeit, und dem kraftvollen Auflehnen gegen Druck, Früchte desselben Baumes. Wo Phantasie den Nationalcharakter auf eine solche Weise, wie bei den Franzosen bestimmt hat, müssen diese sich einander widerstrebenden Eigenschaften nothwendig erscheinen, muß ein chaotischer Kampf zwischen allen Fähigkeiten der Menschheit seyn, der nicht eher endigen wird, als bis der Geist der Kunst über dem Chaos schwebt, und die Schönheit ihren Aetherschleier über dasselbe ausbreitet.

Auf ein Publikum, das aus zwei solchen Klassen bestand, mußten Männer, wie Voltaire und Rousseau, denen man den ersten Platz unter den Schriftstellern anweiset, welche der jetzigen Revolution vorgearbeitet haben, hinreissend wirken. Jener war vorzüglich für die erste, dieser für die zweite jener Klassen geschaffen, obgleich keiner ausschliessend einer derselben angehörte, so wie diese beiden gleichfalls in einander flossen. Durch eine bezaubernde

Phantasie, die sich gewöhnlich in eine frohe und spottende Laune ergoß, und sich am liebenswürdigsten in kleinern Erzählungen zeigte, welche so witzig in der Erfindung als Ausführung sind, mußte Voltaire um so unwiderstehlicher für seine Leser werden, da er nicht vergaß Empfindung und Forschungsgeist so viel zu beschäftigen, als ihr Bedürfniß es erfoderte, und zugleich jenen Hang zur Frivolität, welcher so früh in den französischen Nationalcharakter kam, nicht ungeschmeichelt ließ. Wäre es noch nöthig gewesen, bei seinen Lesern irgend einen Argwohn gegen seine Lehre zu vertilgen, so hätte es der Ruhm thun können, welchen er sich als Vertheidiger der Unschuld erwarb. Zauberisch wirkte Rousseau auf den edlern Theil der Nation. Das romantische Licht, welches über seine Darstellungen der Liebe verbreitet ist, beleuchtete jenen Heroism dieser Leidenschaft aus den Zeiten der Chevalerie, welcher sich nicht aus Frankreich verloren hatte. Wie viele Seelen, in welchen noch ein Funke von jenem Geiste verborgen lag, geriethen in Flammen bei den Briefen seiner Heloise! Wie viele gelobten nicht jede Aufopferung zugleich für die Tugend und für die Liebe, wenn sie die Schilderung von dem letzten Sturme, in welchem die wiederkehrende Liebe zu den beiden Liebenden kam, mit voller Empfindung lasen! Erhabener kann kein Gemälde seyn, als dieses von dem Siege der Sittlichkeit über eine Leidenschaft, die schon Jahre hindurch gewütet hat, und die Liebenden von neuem mit Gewalt ergreift, als sie in nächtlicher Stille, eingeschlossen in einem Nachen, auf den schwellenden Wogen des Genfer Sees, kaum der Lebensgefahr entflohn, in die Wohnung zurückgetragen wurden, welche der Tempel ihrer Tugend und das Grab ihrer Leidenschaft seyn mußte! Dieselben Seelen, welche sich von der einfachen Hoheit

dieser Szene ergriffen fühlten, waren diejenigen, auf welche Rousseaus Darstellung des Naturstandes am meisten wirken, auf welche das einfache Staatsgebäude, das er errichtete, den größten Eindruck machen mußte. Unterdeß Voltaire über den gegenwärtigen politischen Zustand spotten lehrte, zeigte er in der Ferne das einfachste System des Staatsrechts. Ein Volk, das so leidenschaftlich begehrt wie das französische, bedurfte nur eines solchen Anblicks, um theils mit frivoler Leichtigkeit, theils mit Enthusiasm für große, wohlthätige Ideen, alles um sich her niederzureissen. Doch schien es unvermeidlich, daß aus einem solchen Charakter sich die Stimmung, in welcher das Zerstören geschah, nicht schnell verlöre, und er sich alsdann wieder in die alten Verhältnisse schmiegte. Allein gerade in diesem Hange zur Veränderlichkeit lag wiederum ein Mittel, die Revolution mit ihren Folgen fortdauernd zu machen. Aeusserst glücklich und nothwendig war daher die schreckliche Idee, daß man dem Augenblicke der Revolution gleichsam Fortdauer geben, und den Zustand während derselben auf eine Zeitlang zur förmlichen Staatsverfassung machen wollte. Ueberhaupt zeigen die Mittel, durch welche in unsrer Zeit jener furchtbare Enthusiasm der Franzosen hervorgebracht wurde, daß auf ihre Phantasie vorzüglich gewirkt werden muß, und daß man durch diese so leicht bei ihnen Leidenschaft hervorrufen kann. Weil es aber unmöglich ist, daß ein solcher Revolutionszustand ewig dauert, so ist es rathsam auf das Resultat zu merken, welches uns die Geschichte des französischen Nationalcharakters für die Zukunft giebt, daß nämlich, wenn die republikanische Verfassung in Frankreich fortdauern soll, sie unter keiner andern Bedingung bestehn, und nie einen wohlthätigen Einfluß auf den Geist der Na-

tion und auf die Menschheit haben kann, als wenn es dem Schicksale gefiele, die Phantasie des Volks von Leidenschaften allmählig zum Kunstsinne hinzuführen. Aesthetische Erziehung ist die einzige, welche für die Neufranken noch Nutzen haben kann; nur durch die Kunst können sie fähig gemacht werden, Republikaner zu seyn, unmöglich durch philosophische Raisonnements, Frankreich muß erst zum Garten der Schönheit werden, zuvor die Früchte der Freiheit in ihm reifen sollen; aber ehe es dazu bereitet wird, wie oft kann unterdeß das Gebäude, welches die zuvoreilende Vernunft im Bunde mit der Leidenschaft hier errichtet hat, durch diese letztere zerstört werden!

Man kann dieser Revolution nicht gedenken, ohne sich an zwei Züge im Charakter der Franzosen zu erinnern, an ihre gesellige Nationaleitelkeit, und an die Liebe für ihre Könige, wodurch sie sich sonst vor allen übrigen Nationen hervorthaten. Jene trug sehr viel dazu bei, daß die Revolution gegen auswärtige Mächte behauptet ward, diese verwandelte sich durch dieselbe in die ihr entgegengesetzte Leidenschaft. Den Keim von diesen beiden Charakterzügen muß man in Zeiten suchen, die über jene angegebene Bildungsepoche hinausgehen, obgleich er durch dieselbe und ihre Folgen neue Lebenskraft erhielt. Schon die erste Kunde, welche wir über den Zustand des heutigen Frankreichs erhalten haben, zeigt uns hier ein Völkersystem, welches eine neugierige Geselligkeit und Nationaleitelkeit hervorbringen mußte. Die vielen kleinen Völkerschaften, die hier lebten, waren durch das Band, welches zwischen dem Beschützer und dem Beschützten ist, aneinander geknüpft, indem sich mehrere schwache unter ihnen an eine mächtige anschlossen, und durch ihren Beitritt

dieselbe stark genug machten, sie zu vertheidigen. Es wär natürlich, daß das Verhältniß zwischen den Völkervereinen, die auf diese Weise entstanden, sehr wechselte, je nachdem die kleinen Völkerschaften sich bald in diesen bald in jenen Schutz begaben. Daher war Streit zwischen ihnen unvermeidlich, und hieraus floß wieder ein Interesse für jede Gegend Frankreichs zu wissen, was in der andern vorging. Man hatte deshalb die Einrichtung getroffen, daß sich, sobald irgendwo etwas geschah, das bedeutend war, ein Mann auf das offne Feld stellte, es mit lauter Stimme verkündigte, und seinem Beispiel ununterbrochen gefolgt wurde. In kurzer Zeit konnte man dadurch im Norden wissen, was sich im Süden ereignet hatte. Wenn ein Fremdling an einen Ort kam, so umströmten ihn die Bewohner desselben, und forschten bei ihm nach Neuigkeiten. Die gegenseitige lebhafte Theilnahme, welche so an dem Thun aller Bewohner des Landes entstand, brachte bei denselben ein Vertrauen auf sich selbst hervor, das gewöhnlich die Begleiterin der Geselligkeit ist. Durch diesen häufigen Verkehr entsprang zugleich eine gewisse Kultur, welche sie vor den übrigen angränzenden Barbaren auszeichnete: mit Hohn blickten die Gallier zu Cäsars Zeit auf die rohen Germanen herab. Dieses Verhältniß zwischen Gallien und Germanien dauerte auch nach der Völkerwandrung fort. Die kultivirtesten der germanischen Horden kamen nach Frankreich, ihre in der Heimath gebliebenen Brüder waren bald an Kultur weit hinter ihnen zurück. Früher, als irgend ein andres Land, arbeitete sich der französische Staat aus der Feudalaristokratie hervor, und die italiänischen Städte ausgenommen, gedieh in ihm der dritte Stand am schnellsten und am schönsten. Mächtiger als irgend ein andrer konnte er daher auftreten,

als das gegenwärtige politische System zwischen den europäischen Mächten seinen Anfang nahm. Durch seine Könige wurde Italien der erste Zankapfel derselben. Wie staunte man am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts über den Muth, den rastlosen Geist, die Kraft der Franzosen in Italien; wie sehr stieg die Bewunderung der französischen Chevalerie, welche man schon vorher als die Zierde der Ritterschaft anerkannt hatte, durch die italiänischen Kriege! Eines Ruhms, wie ihn Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel besaß, konnte sich kein Ritter andrer Nationen erfreuen. Sobald ein grösserer Verkehr zwischen den europäischen Nationen hervorgebracht war, mußte der Eindruck, welchen der französische Nationalcharakter auf andere Völker machte, der Nationaleitelkeit schmeicheln, denn weil er von der Phantasie ausgegangen war, so vereinigte er in sich jene Eigenschaften, die am allgemeinsten und am schnellsten wirken. Durch ihn wurden die Vortheile erhöhet, die Frankreich seiner Lage und seiner physischen Beschaffenheit nach hatte, um die erste politische Rolle spielen zu können. Er erhielt denselben Einfluß auf andere Nationalcharaktere, welchen das französische Cabinet auf die übrigen Cabinette bekam. Die Eitelkeit der Nation mußte mit diesem Einflusse steigen, und einen hohen Gipfel erreichen, sobald die allgewaltige Mode, durch den Luxus eingeführt, vor ihr den Szepter senkte, damit sie durch denselben andre Nationen regieren sollte. Es war ferner natürlich, daß aus ihr eine grobe Unwissenheit in allem, was nicht ihre Heimath anging, allmählig entstand, und diese Ignoranz diente dann wieder dazu, um die Eitelkeit zu vermehren. Zum Unglück war noch stets das alte Verhältniß gegen Deutschland, dessen Bewohner durch ihre Verfassung immer mehr ge-

hindert wurden, als Nation gegen die französische mit Ruhm aufzutreten, dessen Bewohner durch ihren daher entspringenden Mangel an Gemeinsinn geneigter wurden, den Anmaßungen ihrer Nachbarn zu fröhnen. Schwer ruhte auf diesen dagegen die Hand des Despotism, dessen Politik es aber erfoderte, der Nation, statt Glückseligkeit blendenden Glanz zu verleihen; eine neue Quelle für die Nationaleitelkeit!

Ein Volk, das einmal durch Eitelkeit hingerissen war, mußte natürlich, so wie es auf alles eitel seyn wird, vorzüglich auf seinen König eitel seyn. Schon darum ließ es sich begreifen, warum die Franzosen ihre Monarchen schwärmerisch verehrten; ihre eigne Eitelkeit fand ihre Rechnung bei dieser Liebe. Doch lassen sich individuellere Ursachen von diesem Charakterzug auffinden. Durch die Könige war zuerst das Elend gemildert, welches die Feudalaristokratie über die Nation gebracht hatte, durch ihre Hand wurde offenbarer, wie in irgend einem andern Lande, dem dritten Stande emporgeholfen; sie erhielten dafür die Liebe desselben, welche um so wichtiger war, je sicherer er zuletzt den Ton für die Nationalmeinung angiebt. Als sich durch das Ritterwesen, durch die Troubadours, durch die Gerichtshöfe der Liebe ein phantastischer Geist über Frankreich verbreitet hatte, fand er seinen glanzvollsten Sitz am Hofe, dessen Mittelpunkt die Person des Königs war. Sicher hat auch der Thron irgend eines andern Volks nicht so viele Männer von erhabenem Charakter oder wenigstens schimmernden Vorzügen aufzuweisen, als der französische. Wo war bei irgend einer andern Nation ein Monarch, der ein solches Ideal von Liebenswürdigkeit, wie Heinrich von Navarra, in sich

darstellte, so unwiderstehlich die Herzen fesselte? Es bedurfte nur eines einzigen solchen Königs, wie er war, und die Nachfolger konnten lange von dem Kapital der Volksliebe zehren, das er dem Throne erworben hatte. Er lebte ferner gerade in dem Zeitpunkte, wo sich der Rittergeist und der Bürgersinn immer mehr voneinander schieden; und zum Vortheile der Krone besaß er Humanität genug, um diesen zu schonen, ritterliche Vorzüge und Achtung für den Werth des Adels genug, um jenen für sich zu gewinnen. So bestach er durch sein Leben die Herzen aller Volksklassen für sich, und setzte durch seinen Mitleid erregenden Tod ein Siegel auf diese Volksliebe, das keine frevelnde Hand abzureissen wagte. Nachdem die Könige keinen Kampf mit den Ständen mehr zu bestehn hatten, und nun die Hoffaktionen die Parthie im Staate ausmachten, welche sich gegen sie auflehnten, so kam alles zusammen, um die Nation auf die Seite der ersten zu ziehen; und als endlich der stolze Adel durch die Fesseln der Pracht, Wollust und Königsgunst an den Hof gefesselt war, fand sie hier wiederum allen Nationalglanz vereinigt. Der König regierte den Hof, der Hof die Hauptstadt, und was man in Paris bewunderte, welches der Vereinigungspunkt aller Talente in Frankreich wurde, das bewunderte man auch in den Provinzen. Auffallend ist es freilich, daß jenes ursprüngliche Elend, welches die Könige und ihr verpesteter Hof über Frankreich brachten, nicht die persönliche Achtung der erstern schwächte; allein man darf nicht übersehn, daß sehr oft ihre Gemahlinnen Urheber desselben waren, welches die Franzosen auch nie vergaßen, und daß man allen Haß um so lieber auf jene warf, je häufiger sie Ausländerinnen waren. Den König selbst traf ferner erst dann der Unwille

der Nation, wann dieser seine erste Wuth an den Ministern gekühlt hatte. Solange die Erbitterung der Unterthanen noch gegen ein ungeheiligtes Ziel stürmen konnte, wagte sie sich nicht an die geweihte Majestät; Ministerdespotism, welcher durch keine Vorurtheile geschützt ward, war soviel unerträglicher, als alle Willkühr der Könige! Dann erst, als die Könige selbst den heiligen Schleier zerrissen, der sie umgab, als man anfing, sich Spott über sie zu erlauben, als die beiden letzten unter ihnen durch keine glänzenden Vorzüge mehr einnahmen, als das Raisonnement die Leidenschaft für sich gewann, war ihr Sturz unvermeidlich; und schwer würde es jetzt halten, das Band der zerrissenen Liebe für den Monarchen wieder zusammen zu knüpfen, wenn auch eine preißwürdige Reihe von Regenten den französischen Thron in der Zukunft schmücken sollte.

Nach allem bisher gesagten, kann es keine Verwunderung erregen, daß, ungeachtet der Flüchtigkeit des französischen Nationalcharakters, sich doch bei keinem andern so allgemeine Bestimmungen, so sichere Gränzen für das veränderlichste im bürgerlichen Leben, für das schickliche in Sitten und Meinungen finden. Weil die erste Kultur, welche die Nation erhielt, sich allgemein verbreitete, weil die Beschaffenheit derselben sie vorzüglich auf alles das bringen mußte, was in das Gebiet des Schicklichen gehört, weil endlich der Depotism auch über dieses so seine Herrschaft erstreckte, wie es in keinem andern Staate geschah: so konnte es nicht fehlen, daß bestimmte Nationalmaximen über das Schickliche aufkamen. Nirgends wird die Macht derselben sichtbarer, als wenn man die Verschiedenheit des komischen Schauspiels der Franzosen

von dem andrer Nationen bemerkt. Die komischen Schauspieldichter der Britten und der Deutschen haben keinen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt, aus welchem sie mit dem größten Theile ihrer Nation den Gegenstand ihrer Darstellung betrachten könnten. Wenn sie auch noch so lächerliche Züge aufhaschen, wird es ihnen doch schwer, sie für ihre Leser lächerlich darzustellen, weil diese zuvor auf den individuellen Standpunkt müssen versetzt werden, von welchem sie selbst beobachteten. Es giebt kaum eine andere Uebereinkunft, als welche in der menschlichen Natur gegründet ist, zwischen ihnen und ihrem Publikum, daß und warum etwas lächerlich sey. Die Verlegenheit, in welche sie dadurch gerathen, verführt sie dann gewöhnlich, daß sie Leidenschaften, daß sie das Laster zum Stoffe ihrer komischen Darstellung nehmen. Abgerechnet den Nachtheil, welchen es für die Sittlichkeit haben muß, wenn man lernt, über dasjenige, was verderblich und hassenswürdig ist, zu lachen, sind es doch eigentlich nur die Manieren, welche der komischen Darstellung eigenthümlich geweiht seyn können. Wie fein ist dies von den besten komischen Schauspieldichtern der Franzosen beobachtet worden! Ueber die Personen, die sie aufführen, lacht man nicht so sehr, weil sie solche Menschen sind, als weil sie sich als Nichtfranzosen zeigen. Nur in einem Lande, wo es so allgemeine Maximen über das Schickliche, wie in Frankreich giebt, ist ein solches komisches Schauspiel möglich. Der Charakterzug also, welcher der französischen Tragödie verderblich war, wirkte vortheilhaft auf ihre Komödie. Bei den mächtigen Empfindungen, welche das Trauerspiel beleben müssen, ist es unerträglich, wenn ihnen eine andre Gränze, als die der Kunst überhaupt, vorgeschrieben ist; der mäßige Geist des Luft-

spiels bedarf keines weiten Kreises. Keine Nation wird in ihm der französischen so wenig gleichkommen, als die deutsche, welcher ja Nationalcharakter selbst in den grobern Verhältnissen fehlt.

Also auch hierin sind die Franzosen und Deutschen einander entgegengesetzt, so wie fast alle Züge in dem Charakter beider Nationen sich einander widersprechen. Um so mehr aber wird die Wißbegierde gereizt zu wissen, welchen weltbürgerlichen Werth beide Nationalcharaktere haben, welche Rolle sie spielen in Hinsicht auf den Plan, den die Natur für die Menschheit entwarf. Durch gesellschaftliches Leben, durch Staaten, welche theils in ihrer innern Verfassung, theils in ihrem Verhältnisse gegen einander sich immer vollkommner ausbilden, können wir einzig zur Entwicklung unsrer Anlagen, zur Humanität gelangen. Bei allen Völkern des Alterthums war es der Natur nicht gelungen, einen Staatenverein zu bewirken, welcher den Schein der Legalität hatte; der erste große Versuch, der in dieser Rücksicht gemacht ward, verunglückte so, daß ein einziges Volk, das römische, alle übrigen verschlang. Sobald aber dieses den Untergang, welchen es verdiente, durch den Sturm der Völkerwanderung gefunden hatte, und nun germanische Horden über die schönsten Provinzen des gefallenen Reichs ausgeströmt wurden, war schon durch die ähnliche Verfassung in den verschiednen Staaten ein festeres Band zwischen ihnen geknüpft. Bis dahin hatten Frankreichs und Deutschlands Bewohner gleiches Verdienst in weltbürgerlicher Rücksicht. Allein es schien, als liebte die Natur den Kontrast in der verschiednen Entwicklung der germanischen Stämme, die nun anfing. In Gallien bildeten sie ihren Charakter mit der

größten Individualität aus, unterdessen die in der alten Heimath zurückgebliebenen in solche Verhältnisse kamen, daß sie kaum Eine Nation wurden, wenigstens keinen bestimmten und allgemeinen Nationalcharakter gewannen. Demnach bleibt es unverkennbar, daß selbst ihr so formloser Charakter vielleicht einen größern weltbürgerlichen Werth hat, als der starkgezeichnete französische. Das deutsche Volk steht in der Mitte Europens, zuwenig eigenthümlich ausgebildet, als daß es nicht jede Entdeckung in den Wissenschaften und Künsten, welches Nationalgepräge sie auch tragen mag, sich zueignen, und indem es ihr die Nationalindividualität nimmt, mit einem weltbürgerlichen Stempel für die Menschheit bezeichnen könnte. Deutschland ist gleichsam das Magazin des erhabenen Genius, welcher die Menschengeschichte leitet, in das er die aus allen Gegenden zusammengeholten Schätze niederlegt. Wie wir durch den Mangel an Individualität weltbürgerlichen Werth besitzen, so die Franzosen durch ihren stark ausgearbeiteten Charakter. Durch ihn erhielten sie das Uebergewicht über andere Völker, und brachten einen häufigern Verkehr zwischen denselben hervor; durch ihn wurden sie über die Gränzen ihres Reichs getrieben, um Flammen des Enthusiasm andern Nationen mitzutheilen; durch ihn gaben sie der Wahrheit ein Feuer, das durch alle Nebel der Vorurtheile drang, bewaffneten sie die Leidenschaft für die Vernunft, welche ohne die Hülfe derselben die menschliche Trägheit nimmermehr überwinden wird. Die Deutschen werden erst in der Zukunft, wann alle Nationen sich mehr wie Weltbürger, als wie Individuen betrachten, den verdienten Ruhm davon tragen. Alsdann wird man ihre Verfassung, welche jetzt so oft das Ziel des Spottes und der Verwünschung ist, gern segnen, weil vorzüglich durch sie wir ge-

schickt wurden, so früh Weltbürger zu werden; dann wird man einsehen, daß wir als Nation aufgeopfert wurden, um einer höhern Pflicht desto leichter nachkommen zu können. Die Franzosen empfangen zugleich mit dem Verdienst, das sie sich um die Menschheit erwerben, den Lohn dafür; je mehr sie ihren Nationalruhm ausbreiten, desto höher steigern sie auch jenes Verdienst; es ist Ein Opfer, welches sie ihrer Eitelkeit und ihrer kosmopolitischen Pflicht darbringen. Mit je grösserer Selbstverleugnung wir hingegen Nationaleitelkeit von uns entfernen, desto pflichtmäßiger handeln wir als Weltbürger. Wunderbar muß für den erhabenen Plan der Natur in Hinsicht auf unser Geschlecht der Versuch wirken, welchen die Neufranken machen, um Ideen, von welchen manche offenbar ein kosmopolitisches Gepräge tragen, für ihre Individualität in Ausübung zu bringen; wohlthätiger aber für die Menschheit werden dieselben gewiß durch die Verarbeitung seyn, welche die Deutschen ohne Zweifel mit ihnen vornehmen. Sollte eine Morgenröthe der Kunst in Frankreich anbrechen, wenn die Nacht der Anarchie verschwindet, dann Heil dem Verhältnisse, in welchem es bisher zu Deutschland stand! ein Schimmer derselben wird sich bald über unsern Horizont verbreiten; und dann dreimal Heil jenem hehren Zeitpunkte, wann nun die Schönheit, wie einen feurigen Nordschein, ihr Licht über den Himmel von Gallien und Germanien ausströmet. Immerhin möchte alsdann eine neue fränkische Universalmonarchie aus beiden Staaten errichtet werden!

III

Litterarischer Sanscülottismus.

In dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir, unsrer Seits, tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Product aufnahmen; denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht auch dessen Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Ansehn eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unserer Critik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menschen in ein roheres Zeitalter, sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn die Horen dagegen in demjenigen, was wir zu sagen haben, ob es gleich auch schon oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugniß aufbewahren: daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsre Schriftsteller, auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Männer im Stillen walten.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich classisch prosaischen Werken und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf,

um, mit einem Riesenschritte, über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt, und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisiret, daß man sie wohl schwerlich aus seinen Karrikaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für classisch hält, und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst, strenger sind, als die verworrnen Prätensionen eines Tersiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere; die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Ferne sey es von uns, den übelgedachten und übelgeschriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren; nicht ohne Unwillen werden unsre Leser jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Bessern zu drängen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sanscülottismus zu beurtheilen und zu bestrafen wissen. Nur weniges werde dieser rohen Zudringlichkeit entgegengestellt.

Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: classischer Autor, classisches Werk, höchst selten gebrauchen. Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnun-

gen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst, vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangnen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren, wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Kultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viel äußere und innere Umstände zusammen treffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er gebohren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammen hält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten.

Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsere Lage wie sie war und ist; man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammen fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut gebohren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen, von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Litteratur hingerissen; zu allerley Versuchen, ja Pfuschereyen, genöthigt, um ohne Anleitung seine eigene Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll; durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge; gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen. So findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, sich nach Außen umzusehen zwingt, und wo er

oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervor bringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Litteratur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen als Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiednem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So ist es, zum Beispiel, nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Litterator, durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsres Wielands, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Correkturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers, die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geschichte der Ausbildung unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, wie sie

sich in ihren Werken zeigt, dem Publikum vorzulegen. Wollten sie selbst, so wenig wir an Confessionen Ansprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meisten beigetragen haben, und dasjenige, was ihr am stärksten entgegen gestanden, bekannt machen; so würde der Nutzen, den sie gestiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeschickte Tadler am wenigsten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt geniessen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wem sind sie es schuldig, als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherley Hindernissen sich, jeder auf seine eigene Weise, ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hinein tritt, kommt in einen viel grösseren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beym Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halb-Critiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jedermann g u t schreibt. Man braucht nicht weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufsatz über diesen oder jenen Ge-

genstand zu finden. Unsre critischen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben sie nicht oft eines übereinstimmenden guten Styls! die Sachkenntniß erweitert sich beym Deutschen mehr und mehr und die Uebersicht wird klärer. Eine würdige Philosophie macht ihn, trotz allem Widerstand schwankender Meynungen, mit seinen Geisteskräften immer bekannter, und erleichtert ihm die Anwendung derselben. Die vielen Beispiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen so mancher Männer setzen den Jüngling früher in Stand, das was er von Außen aufgenommen und in sich ausgebildet hat, dem Gegenstande gemäß mit Klarheit und Anmuth darzustellen. So sieht ein heitrer billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschliessen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten.

IV

Das Spiel in strengster Bedeutung.

Ein selbstthätiges Wesen, das aber, so wie der Mensch, eine Mehrheit von Vermögen besitzt, die einander gegenseitig einschränken, kann sich sehr verschiedentlich bestimmt fühlen, je nachdem der Einfluß dieses oder jenes Vermögens in ihm die Oberhand hat, und der selbstthätigen Kraft die Richtung giebt. Es ist indessen, wenn ich von Stimmung spreche, hier nicht die Rede von jenen zufälligen und wandelbaren Gemüthslaunen, welche Folgen des besondern Charakters sind, der verschiedene Menschen verschiedentlich zur Liebe, zum Scherz, zur Schwermuth u. s. w. stimmt. Die Stimmung, von welcher ich rede, ist eine allgemeine, wozu Jedermann aufgelegt ist, und die mit einer andern, eben so allgemeinen, beständig abwechselt. Beyde sind also gleich natürlich, wenn man schon nicht sagen kann, daß die Eine dem Menschen so nothwendig als die Andere seye.

Nämlich es giebt ein gewisses Verhältniß der thätigen Kraft, die wir besitzen, dem zu Folge ihre Wirksamkeit von einem fremdartigen Einflusse (dessen Grund zwar im Menschen, aber nicht in der Selbstthätigkeit des Menschen liegt) ganz abhängig erscheint, und nach diesem, als im Dienste, durchaus sich richten muß. Wiederum giebt es ein Verhältniß der thätigen Kraft in Uns, nach welchem selbige, obschon mit den übrigen Gemüthsvermögen noch

immer in genauer Verbindung, doch zuvörderst ihrer ursprünglichen Tendenz folgt, und, so zu sagen, mehr für eigne Rechnung thätig ist. Wenn nun das erstere ein untergeordnetes Verhältniß ist, so muß dagegen das letztere ein freyes Verhältniß heissen.

Es findet aber das subordinirte Verhältniß der Selbstthätigkeit sodann in uns Statt, wenn wir bestimmten Geboten der Vernunft Folge leisten, oder den nöthigenden Trieben der Sinnlichkeit uns fügen. In diesen Fällen giebt der bestimmte Trieb oder Befehl den bestimmten Zweck an, worauf die erforderlichen Kräfte in bestimmter Richtung angestrengt werden. Hiebey nun kann es nur wenig oder gar keinen Unterschied machen, ob die bestimmten Zwecke zum Behuf eben vorhandner Bedürfnisse wirklich ausgeführt, oder bloß als mögliche aber bestimmte Zwecke gedacht, und die Kräfte darauf provisorisch geübt werden. Denn die Erwerbung von Fertigkeiten und Einsichten zu einem bloß möglichen aber bestimmten Gebrauch, erfordert ein gleich untergeordnetes Verhältniß der arbeitenden Kräfte und Vermögen, und eben die angestrengte Richtung derselben, als die wirkliche Anwendung erworbener Fertigkeiten und Einsichten. Aber welche Gemüthsstimmung wird nun wohl im Menschen herrschen, wenn die Kräfte desselben in einem untergeordneten Verhältnisse nach bestimmten Zwecken wirken? Offenbar die ernsthafte, als die natürliche Begleiterin aller Anstrengung, es sey durch Vernunft oder Instinkt gewirkte Anstrengung. Zwar kann, auch bey bestimmten Zwecken, die Intension der Kraft oft lange nicht bis zur Anstrengung gehn: die bestimmte Richtung wird doch noch Anstrengung nöthig machen; und Ernst ist nichts anders, als das

Gefühl der Anstrengung, welches entweder die Spannung oder die bestimmte Richtung der Selbstthätigkeit, oder beyde zugleich begleitet. Noch einen Blick auf die Schattirungen des Ernstes zu richten: so fühlt sich der Mensch bey der Anstrengung, die ihm seine Pflicht kostet, jederzeit erhaben; und die Selbstthätigkeit im Dienste der Tugend, unterscheidet sich durch einen hohen Ernst. Wer seine Kräfte der Anregung des Bedürfnisses eben fügt, zeigt einen gleichgültigen Ernst. Wer sie ihm gern fügt, wird einen gierigen, und wer es ungern thut, einen verdrießlichen Ernst entdecken. Ueberall blickt die äusserlich genöthigte Selbstthätigkeit mit Ernst auf ihr bestimmtes Ziel. In den Wissenschaften hat die Selbstthätigkeit eine freyere Richtung auf einen Gebrauch überhaupt; weil aber ihr inneres Ziel dafür desto genauer bestimmt ist, so stimmt die Methode, welche hier jeden Schritt vorschreibt, den wissenschaftlichen Menschen auf einen strengen Ernst, der aber, wegen des freyern Interesse, womit er vergesellschaftet ist, etwas Liberales und Edles bei sich führt. Da übrigens in dieser Stimmung des Gemüths die Selbstthätigkeit durch etwas Aeusseres, das ist, durch etwas im Subjecte, was sie nicht selbst ist, sich bestimmt sieht: so kann auch der Genuß aus der Thätigkeit selbst, dabei entweder gar nicht, oder doch nicht zunächst in Betrachtung kommen. Das Ziel, wohin man will, ist hier Alles. Vielleicht giebt es einen leichten und angenehmen Weg dahin? Gut, so schlage man ihn ein! Wo nicht, so müssen wir uns eine Bahn eröffnen, sollte sie auch über nichts als Dornen und Disteln gehen; man müßte denn lieber den vorgesetzten Zweck aufgeben wollen. Allein aus bloßer Bequemlichkeit nothwendige Zwecke aufgeben, ist ein Vor-

wurf, den kein ernsthafter Mensch gern auf sich wird haften lassen. So bleibt uns auch der Erfolg hier weit dringender empfohlen. Wer ernsthaften Zwecken nachgeht, wird immer dahin bedacht seyn, von seinen Unternehmungen den Zufall, soviel möglich, auszuschliessen, und den ganzen Erfolg seiner Einsicht und Geschicklichkeit zu unterwerfen. Dieses erfordert die Nothwendigkeit, mit welcher hier Vernunft oder Sinnlichkeit, die untergeordnete Kraft auf bestimmte Zwecke führen. Es wird sich daher allzeit ein Mißvergnügen unter die Freude über ein gelungenes Geschäft mischen, wenn man sieht, daß das Gelingen desselben dem Zufalle mit zu verdanken ist; denn man sieht zugleich, daß dieses Geschäft, soviel an uns war, mißlingen konnte. Unsere nothwendigen Zwecke waren so offenbar aufs Spiel gesetzt, welches nicht seyn sollte.

Dem Ernste, ist in der Oekonomie des Menschen das Spiel entgegengesetzt. Es kann daher, mit Hülfe der so eben gelieferten Beschreibung von jener Gemüthsstimmung, soviel Schwierigkeit nicht haben, auch von dieser einen bestimmten Begriff zu bilden. Denn wenn es dem Gemüth, das sich zum Spiel stimmt, nicht um irgend einen Zweck zu thun seyn kann, der ausserhalb der Thätigkeit der spielenden Kräfte liegt: so muß er in dem Gefühl dieser Thätigkeit selbst liegen. Wenn ferner alle Anstrengung der Kräfte, sowohl der Intension als der Richtung nach, die Seele unausbleiblich ernsthaft macht: so werden die spielenden Kräfte ihre Thätigkeit, in Ansehung der Richtung und des Umfangs der Kraftanwendung, ganz unangestrengt und frey, das ist, nur so, so lange und in dem Grade äussern, als ihre Thätigkeit durch sich selbst

belebt wird. Dieser allgemeine Begriff der spielenden Stimmung, wird nun durch das Spiel κατ' ἐξοχην dargestellt, welches, um diesen Namen zu verdienen, den zweckmäßigsten Stoff für diese Stimmung des Menschen zu liefern hat: um ihm den reinen Genuß einer unangestrengten Selbstthätigkeit, durch alle Sphären seines Wirkens zu verschaffen; und also den grösten Umfang freyer Thätigkeit, mit dem kleinsten Maase von Anstrengung zu verknüpfen. Denn da hier noch immer von Genuß die Rede bleibt, und die spielende Selbstthätigkeit auf sinnlichem Grund und Boden verharrt, indem sie das Vergnügen nur zu reinigen sucht, ohne selbiges zu verschmähen: so kann auch Freyheit hier nichts mehr bedeuten, als Befreyung von aller Spannung und Richtung der Selbstthätigkeit, diejenige ausgenommen, welche sie, um überhaupt noch thätig zu seyn, sich selbst gefallen läßt, und sucht.

Welches ist nun das Spiel, das dieser Stimmung ganz entspricht? wie heißt es? wie lauten seine Regeln? wo ist die Gesellschaft, der Klubb, darinn es gespielt wird? Diese Fragen scheinen auf weitaussehende Antworten zu deuten. Dem sey wie ihm wolle: eine so natürliche und allgemeine Stimmung des Gemüths, als die Stimmung zum Spiel, hat alle Aufmerksamkeit zu fordern. Auch läßt sich mit der hierzu erforderlichen Untersuchung, noch leicht der Zweck verbinden, welchen verständige Pädagogen haben, wenn sie den Charakter ihrer Zöglinge beym Spiel beobachten. Hier zeigt sich die Natur in ihrer grösten Unbefangenheit, und scheint sich ihren Launen gänzlich zu überlassen. Merkt man nun auf dasjenige, was ihr in der Stunde der Unbefangenheit gefällt: so bemerkt man gewiß auch Manches von demjenigen, was sie ist.

Erster Abschnitt.

Der Spieler, der bloß auf Gewinnst ausgeht, ist ein Spieler von Profession. Ein wunderlicher Titel, der einen Widerspruch im Beyworte enthält! Der rechte Spieler will nicht gewinnen; er will ohne Anstrengung seine Kräfte am Gegenstande versuchen, und weiß von äussern Zwecken nichts. „Aber ist Gewinnst nicht ein äusserer Zweck, der in den meisten Spielen doch wenigstens Rücksicht fordert?" Fordert? Er fordert sie nicht; denn er ist durch kein nothwendiges Bedürfniß aufgestellt. Der Gewinnst ist in den meisten Spielen ein bloßes Aufmunterungsmittel aus der Ferne. Auch wird das Spiel, wo Gewinnst Statt findet, dadurch um nichts zweckmäßiger. Im Gegentheil; der Gewinnst ist ein Nothmittel an sich selbst unzulänglich beschäftigender Spiele, die man durch ein fremdes Interesse aufzustutzen sucht. Denn gerade so viel Rücksicht auf Gewinnst im Spiele ist, so viel weniger ist freye Thätigkeit, so viel weniger ist Spiel im Spiele.

Also nicht ein Zweck auser dem Spiele, sondern Genuß aus freyer Thätigkeit der Kräfte, ist das Augenmerk der Spielenden; und Gelegenheit dazu, die erste Erforderniß des Spiels.

Allein wenn Jemand, ohne ernsthaften Zweck, bloß aus Gefallen am Geschick zur Sache, drechselt, oder Schlösser fertiget, oder nach einem Ziel schießt: so mag man dieses Handthieren zwar in so fern Spiel heissen, als eine Abspannung der gewohnten Anstrengung und kein äußerer Zweck dabey Statt hat. Indessen ein

eigentliches Spiel wird man es doch nicht nennen. Aber warum nicht? Bloß darum nicht, weil der Zufall so wenig dabey zu schaffen hat, und also fast der ganze Erfolg der Operation in unsrer Gewalt steht. Das Ziel, oder der innere Zweck der Handlung, scheint fast immer so nahe und ferne, als es ist. Denn um dessen Entfernung zu messen, brauche ich bloß meine Geschicklichkeit zu messen, die mir so unbekannt nicht seyn kann. Ganz bestimmt muß ich sie zwar nicht kennen, denn sonst würde ich sie gar nicht am Gegenstande versuchen wollen; folglich findet auch noch ein Gelingen, folglich Zufall, folglich Spiel hier Statt. Aber doch offenbar nur sehr wenig. Ein solches Handthieren ist daher mehr freye Uebung, als Spiel zu nennen. Auf jeden Fall ist der innere Zweck viel zu bestimmt, und erfordert fast einerley Richtung der Thätigkeit, also schon Anstrengung. Mit andern Worten: die bey solchen freyen, spielähnlichen Uebungen interessirten Kräfte und Vermögen, finden, wegen des allzubestimmten Ziels, zu wenig Veranlassung den ganzen Zirkel ihrer Thätigkeit zu durchlaufen. Aber man mache einmal das Ziel unbestimmter und lasse dem Zufall mehr Raum; man schieße z. B. nicht nach einem festen, willkührlich bestimmten Ziele, einer Scheibe, sondern nach einem unstäten, unwillkürlichen, einem Wilde: sogleich wird die Uebung lebhafter, sie nähert sich dem Spiele, und aus einer spielähnlichen Uebung wird ein Uebungsspiel. Oder man kann auch, bey einem übrigens bestimmten Ziele, dem Zufalle dadurch Zutritt verschaffen, daß man seine Geschicklichkeit nicht mit ihr selbst, sondern gegen die weniger bestimmbare Geschicklichkeit eines Gegners mißt: so wird man Wettspiele haben. Dem Schachspiele, worinn der Zufall unmit-

telbar gar nichts zu thun hat, und wozu noch ausserdem ein namhafter Umfang der Kraftanwendung erforderlich ist, diesem Spiele, das, nach Herrn Gotters gründlicher Deduction

— — — „aus Uebermuth
„Ein Schach, der nichts bedurft', als Arbeit einst erfunden;" —

würde, um ganz Arbeit zu seyn, nichts als der äussere Zweck fehlen, wenn nicht mittelbar der Zufall dadurch wieder ins Spiel gezogen wäre, daß die Rolle desselben einem Mitspieler zugetheilt ist, der durch seine unbestimmten Pläne den unsrigen eine Diversion macht, um die Thätigkeit des Verstandes doch einigermaßen frey und lebendig zu erhalten.

Also der Zufall bringt Leben ins Spiel, und nur durch seinen Beytritt ist der Zweck des Spiels, nämlich Genuß aus freyer Thätigkeit der Kräfte, erreichbar.

Nur muß der Zufall dem Spiele selbst einverleibt seyn, und nicht wie beym Schach und allen Verstandesspielen, erst durch den Antagonismus eines Mitspielers hineingezogen werden. Denn sonst wird aus dem Spiele schon etwas Erzwungenes; eben weil die spielende Thätigkeit nicht bloß unmittelbar, durch die unstäten Wendungen des Spiels, sondern auch mittelbar, durch den Ehrgeitz einen Gegner zu besiegen, geregt wird. Thätige Kraft bleibt zwar noch im Spiele; aber es ist auch Leidenschaft (Ehrgeitz) darinn, die sie anstrengt, und also mit ihr, sein Spiel treibt. Die öffentlichen Wettspiele ha-

ben diesen Fehler, begreiflicher Weise, in einem noch höhern Grade. Daher sind sie für die Combattanten so wenig wahre Spiele, daß sie es nicht einmal für die Zuschauer sind:

„Siehst du nicht, wenn die Wagen geflügelten Kampf in das Feld hin
„Stürzen, und ungestüm den geöfneten Schranken entrollen,
„Wenn die Hoffnung gespannt in der Jünglinge klopfendem Herzen
„Wühlt, und pochende Angst? Sie drohn mit geschwungener Geisel
„Vorwärts, die Zügel gelößt, mit Gewalt stürmt glühend die Axe.
„Jetzo gesenkt und jetzo erhöht, erscheinen sie schwebend
„Durch die Oede der Luft, und emporgetragen zum Himmel;
„Nirgend ist Rast noch Verzug! Ein Gewölk des gelblichen Sandes
„Steigt, und sie feuchtet der Schaum, und dampfender Hauch der Verfolger.
„Solch' ist die Liebe des Ruhms, so brennend der Durst des Triumphes."

Welche Arbeit kann anstrengender seyn, als solche Spiele sind! Und die Zuschauer?

„Tum vero ingeminat clamor, cunctique sequentes
Instigant studiis, resonatque fragoribus aether."

Wie viel Bewegung und wie wenig Thätigkeit! doch das möchte noch hingehen; wenigstens darf dieser Umstand hier noch nicht in Betrachtung kommen. Aber auch wie viel Leidenschaft und wie wenig freye Thätigkeit! der Zuschauer, der sich mit der höchsten Anstrengung des ehrgeitzigen Individuums, das er vor sich sieht, identificirt, muß starke Anwandlungen von gleicher Leidenschaft bekommen; und man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß die poetische Schilderung solcher Spiele ein freyeres Interesse erweckt.

Also die Leidenschaft verdrängt die Selbstthätigkeit aus dem Spiele und verwandelt es in Ernst. Alle Wettspiele, es stehe Verstand oder körperliche Geschicklichkeit auf der Wette, haben diesen Fehler; mehr oder weniger.

Noch weit weniger, oder vielmehr gar nichts kann das Spiel von seiner unsere Selbstthätigkeit belebenden, wohlthätigen Natur behalten, wenn man darinn dem Zufall, und mit ihm der Leidenschaft, alles einräumt. Von dieser zweckwidrigen Art sind die sogenannten Glücksspiele. Hier ist der äussere Zweck, der Gewinst, ganz in den Händen des Zufalls, und was das Schlimmste ist, doch dabey das einzige Augenmerk des Spielers. Es findet daher in solchen Spielen nicht einmal eine angestrengte, geschweige denn freye Thätigkeit, Platz. Wem kann es einfallen, Lotto z. B., mit Einsicht und Geschicklichkeit spielen zu wollen? Kaum giebt es für den Witz noch etwas da zu rathen. Kurz der Zufall ist hier gänzlich Meister, und dabey so eigensinnig und übermüthig, daß er die Selbstthätigkeit auch nicht zur Gesellin mag; er spielt mit einer Leidenschaft die auch ohne Thätigkeit in uns statt findet, nämlich mit der Habsucht, durch die

er uns in einem wilden Cirkel von Furcht und Hofnung, nach Belieben herumtreibt. Uebrigens mit dem platten Zufalle einen beträchtlichen Gewinst oder Verlust ganz willkührlich verknüpfen, verräth Unverstand; also doch immer einen negativen Gebrauch der Selbstthätigkeit. Und das ist auch der einzige Grund, warum die Hazardspiele, Spiele heißen. Der gröbste Unverstand, das ist, va banque! ist daher das Maximum in diesen heroischen Spielen.

Etwas zweckmäßiger geht es am Lombertische u. s. w. her; wo der präsidirende Dämon des Spiels, das Glück dem Spiele selbst einverleibt, und das Geschäft zwischen ihm und der Geschicklichkeit vertheilt hat. Hier tritt also wieder Thätigkeit ins Spiel, indem der immer eingreifende Zufall, mit dem Gange des Spiels den Plan des Spielers, beständig abändert. Dennoch schleicht das Ding oft seinen Alltagsgang so fort, daß keiner Seele weder wohl noch wehe dabey wird. Ueberhaupt, wäre gegen die Langeweile nicht der Gewinst zu Hülfe gerufen, die Thätigkeit würde bald einschlummern. Aber mit dem Gewinst drängt sich auch Leidenschaft herzu, und wo Leidenschaft ist, ist abgenöthigte Spannung. Auch werden die Dilettanten zugestehen, daß es in die Länge etwas verdrießlich fällt, nichts als schlechtes Papier in die Hand zu bekommen. Summa: das dabey concurrirende Glück ist offenbar ein Abkömmling von jener eigenwilligen, blinden, boßhaften Göttin, die nicht nur oft dem Dummen am liebsten beysteht, sondern auch gern Erwartungen erregt, um sie am Ende zu betrügen. Man weiß, wie oft auch an diesen Tischen, unter den Händen des geschicktesten Spielers, das beste Spiel ohne Rettung verloren geht! Und doch ist ein malheur incroyable noch

das Beste, was Ein Spieler, zur Belebung des Spiels, dem Andern wünschen kann.

Also der Zufall im Spiele, muß kein launigter Dämon, es muß ein günstiger Genius seyn, der Erwartungen bloß hinhält, um sie am Ende vollkommen zu befriedigen.

Von den übrigen Gesellschaftsspielen, mit welchen zuweilen ersprießliche Leibesbewegungen verknüpft sind, merke noch an: daß sie insgesammt mit einem oder dem andern der bereits näher geprüften, in Verwandschaft stehen, und mithin ähnliche Tugenden und Fehler besitzen. Denn obgleich einige, insbesondere von den mit Bewegung vermischten, vor den angeführten Vorzüge haben mögen: so kann doch selbst das Billiardspiel, die Königin von allen, nicht füglich ohne Gewinnst bestehen, und nicht leicht ohne Eifersucht, Streit, Lärm und Langeweile, seinen Gang fortsetzen; indem bald zu viel Geschicklichkeit von der einen, bald zu viel blinder Zufall von der andern Seite, das Spiel ärgerlich macht und in Ernst verkehrt.

So hätten wir in der Geschwindigkeit die freyen Uebungen (äusserer und innerer Thätigkeit,) die Uebungsspiele, die Wettspiele, die doppelte Art von Glücksspielen, mit einem Worte, alle Spiele durchlaufen, in welchen die Materie des Spiels (der Gegenstand, womit die Selbstthätigkeit zu spielen denckt) aus mathematischen oder mechanischen Größen besteht, die für das Gefühl unmittelbar gar keine Bedeutung haben. Daher konnte aber auch unter ihnen das Spiel κατ' ἐξοχήν, nicht anzutreffen seyn. Denn da die Materie des Spiels die Selbstthätigkeit nicht unmittelbar reitzte: so mußte

die Anregung durch einen, dem Wesen des Spiels fremdartigen, Zusatz geschehen.

In den freyen Uebungen, wurde die besondere Stimmung zu jeder mitgebracht. Das Spiel κατ' ἐξοχην kann nur Stimmung zum Spiel überhaupt fodern. Es ging also ein aesthetisches Vorurtheil für das Mannigfaltige einer gewissen Handlungsweise voraus. — In den Uebungsspielen fand die gleiche, weniger gespannte, aber dafür auch immer gegen das Langweilige durch Gewinst zu stärkende, Triebfeder Statt. Zu beyderley Spielarten, gesellten sich meist noch als Hülfs- und Nebenzwecke: Hinsicht auf ein Auslegen der Geschicklichkeit, und Rücksicht auf ersprießliche Leibesbewegung. — Die öffentlichen Wettkämpfer, bestimmte zur Uebernehmung der höchsten Anstrengung, gehofter Preis, und Beyfall der Zuschauer, als der eigentlichen Spieler; welche theils Partheysucht zusammentrieb, theils Politick versammlete, theils leidenschaftliche Neugier aufregte. — Auf die fremde Triebfeder der Glücksspiele, ist nicht nöthig wiederholt aufmerksam zu machen: indem Jedermann von selbst zugestehen wird, daß die Materie dieser Spiele für sich keinen Reitz hat. Denn Karten, Steine, Würfel, Kugeln u. dgl., sind offenbar nichts als trockne mathematische Größen, durch willkührliche Zeichen dargestellt.

Von einigen der angeführten hingegen, worinn die Materie etwas Belebtes ist, wird man dieses nicht so gleich einräumen. Und allerdings läßt sich auch hier die Sache nur durch ein Entweder, Oder bestimmen. Die Materie des Spiels hat entweder zu wenig, oder zu viel Bedeutung. In den öffentlichen Wettspielen, wo

der Zuschauer mit dem Ernst der Kämpfer spielt, ermißt er entweder die Geschicklichkeit und Stärke der Kämpfer als eine Größe des Beweglichen, die als solche doch immer sehr ermeßbar bleibt. Da somit bey dieser Ermessung seine eigne Thätigkeit nicht sonderlich gereizt wird: so fühlt er sich höchstens zur frostigen Bewunderung einer fremden gestimmt, und der Gegenstand hat zu wenig Bedeutung. Oder er sympathisirt zugleich mit der leidenschaftlichen Anstrengung und Gefahr der kämpfenden Individuen: so wird er ausser sich gezogen, statt freyer Thätigkeit leidenschaftlicher Ernst in ihm erregt, und der Gegenstand hat zu viel aesthetische Bedeutung. In den Parforcejagden, Thierhatzen u. s. w., wo man mit dem Leben selbst, obgleich nur eines Thieres, spielt: muß erst die Sympathie so gar verdrängt werden. Dadurch kommt nun freylich eine neue Triebfeder ins Spiel, aber welche? der Mensch identificirt sich auf einen Augenblick mit dem Thiere, um sich im nächstfolgenden Augenblicke über dasselbe erhaben zu fühlen. Hier spielt also Philavtie mit Sympathie, und der Gegenstand hat wiederum viel zu viel Bedeutung. Hat aber die Verhärtung ihr Sublimes erreicht: so ist wieder nur frostige Bewunderung, und zwar bloß thierischer Kräfte und Geschwindigkeit, zu erzielen, und die Materie des Spiels hat so fern noch weniger Bedeutung als in den Wettspielen. Gilt es vollends das Leben der Menschen, wie in den Fechterspielen: so wird entweder ein Gegenstand von ganz gleicher Bedeutung gemißbraucht, nicht, welches unmöglich ist, die Thätigkeit zu beleben, sondern die Philavtie zu kitzeln (sein Leben ist Materie zum Spiel für mich!); oder der Mensch, mit Francklin zu reden, verkennt die Thiere seiner Gattung gänzlich, und dünckt sich ein Dämon zu seyn: so sind

wiederum so leicht ermeßbare Größen der Geschicklichkeit und Kraft der Gegenstand seines Spiels, daß die Bewunderung derselben, für einen Dämon, sogar in's Läppische fällt. Und doch läßt sich Verhärtung und Frost, oder Kitzel der Philavtie noch steigern! Nämlich wenn der Ehrsüchtige mit dem Leben einer grossen Anzahl mit unter sehr edler Menschen, wie mit Schachsteinen spielt. Denn auf diesen Standort muß er sich gegen die Menschheit setzen, wenn er so mit ihr spielen will. Gesetzt nun auch der Spieler setzte sein eigenes Leben mit auf's Spiel: so ist das nur ein Schachstein mehr, den er bloß aus wahnsinniger Selbstliebe wenigstens solange regt, als er nicht wirklich der böse Gott ist, der allein befugt ist, bey solcherley Spielen, worinn für ihn nicht einmal ein Antagonismus Statt findet, zu gähnen. Daher bleibt es von Alexander dem Großen immer ein sehr consequentes Stück, daß er sich zum Sohn des Jupiters erheben ließ: es sey nun zur Rechtfertigung seiner Kriegsspiele auf der Erde, oder zur Beschönigung seines vorhabenden Zugs in den Mond.

Zweyter Abschnitt.

Ich unterscheide unter den bisher kritisirten Spielen, Handlungsspiele und Schauspiele. Diese Unterscheidung indessen kann als allgemein angesehen werden. Unter den erstern, verstehe ich alle diejenigen Spiele, worinn das Mannigfaltige des Spiels unmittelbar durch die Spieler selbst hervorgebracht und geleitet wird. In diesen Spielen ist also die Thätigkeit der Spieler productiv. Hingegen in den letztern, den Schauspielen, wird ein anderweitig gegebenes und für die spielende Stim-

mung geordnetes Mannigfaltige, von den Spielenden bloß aufgefaßt; und ihre Thätigkeit ist mithin nur inductiv hier beschäftiget. Nun sind die möglichen Handlungsspiele bereits sämmtlich angegeben worden. Nämlich die freyen Uebungen, gränzen zunächst an die provisorischen Uebungen der Wissenschaft und Kunst, als die äusserste Grenze der ernsthaft beschäftigten Selbstthätigkeit. — Ferner Uebungsspiele, sind nichts als freye Uebungen, nur unter mehrere Mitspieler vertheilt. Auch ist es darinn, wie in den freyen Uebungen, jedem Spieler doch möglich, den ihm zugefallenen Theil der ganzen Aufgabe, durch angestrengte Geschicklichkeit vollkommen zu bewerkstelligen. Wie z. B. im Schach-Billiard-Kegelspiel, u. dgl. — Glücksspiele hiernächst, sind Uebungsspiele, worinn jeder Spieler, wegen Beytritt des Zufalls, möglicher Weise nur einen Theil seines übernommenen Theils; und Hazardspiele, wo er wenig oder gar nichts mehr daran auflösen kann, und sich seine Thätigkeit, bey Leitung des Mannigfaltigen im Spiele, bloß auf Bewegung der Hände zur Darstellung einer höchst begreiflichen Regel, und auf Anwendung etwas nothdürftigen Witzes, eingeschränkt sieht. — Die übrigen Handlungsspiele sind Zusammensetzungen; und so nach ist die Reihe geschlossen. Denn das nächste, würde ein Spiel, wo man nicht einmal die Hand zu regen hätte, mithin gar kein Handlungsspiel seyn.

Aus diesen Bestimmungen ergiebt sich aber klärlich: daß eben darum, weil in den Handlungsspielen, die Geschicklichkeit zu Hervorbringung und Leitung des Mannigfaltigen des Spiels geschäftig ist, sofern allzeit Anstrengung nothwendig wird. Denn wie wollte man sich

Anwendung der Geschicklichkeit, ohne Ziel und Richtung und Kraftaufwand dencken? Wird in die Handlungsspiele zur Belebung Antagonismus eingemischt: so zeigen sich sogar stechende Reitze des Ehrgeitzes zur angestrengtesten Thätigkeit. Gewinnst und Zufall mildern nun zwar diese; dafür aber läßt, wo Rücksicht auf Gewinnst statt findet, sich gefesselte und fesselnde, und wo Gewinnst und Zufall alles ist, selbst erhitzte Begierde blicken, und die Thätigkeit verschwindet fast gänzlich. — Auf diesem Wege kommt man also, von der einen Seite, bis an die höchste Anstrengung; und von der andern, bis dicht an die Grenze der bloß passiven Spiele, das ist, solcher Spiele, wo man zu spielen wähnt, wenn man mit sich spielen (sich etwa z. B. magnetisiren) läßt. Nun ist aus dem bisher und so eben Gesagten ferner klar: daß unter Handlungsspielen (von welchen die leidenschaftliche die Grenze machen) das ächte freye Spiel wegen beygemischter, oft sehr namhafter Anstrengung nicht könne gesucht werden. Nicht minder klar ist: daß es unter den passiven, die nur durch einen Widerspruch Spiele heißen, noch weniger zu suchen sey. Da nun, dem Allen zufolge, nur noch die Schauspiele, worinn die Selbstthätigkeit durch Intuition, Auffassung und Beurtheilung eines gegebenen Mannigfaltigen thätig bleibt, übrig sind: so wird sich das Spiel κατ' ἐξοχην, entweder nirgends finden, oder unter diesen sich finden müssen.

Wir sind indessen dem schlechthin freyen Spiele schon um Vieles näher! Wie nahe, wird sich sogleich aus einer kurzen Recapitulation desjenigen ergeben, was über die Materie des Spiels ist angemerckt worden. Ich glaube nämlich erwiesen zu haben: daß Spiele, worinn

die Materie des Spiels, unmittelbar, für die Empfindung entweder zu wenig, oder zu viel Bedeutung hatte, keine vorzügliche Spiele seyn konnten. Im ersten Falle, war der Mangel natürlicher Reitze, nur durch den erkünstelten Reitz der Hülfs- und Nebenzwecke, und des Antagonismus zu ersetzen, wodurch der Spieler was man wollte, nur keine freye Thätigkeit gewann. Im andern Falle, bey zu viel Bedeutung der Materie des Spiels, erhielt der Spieler einen Ruf von höherer Art, nämlich gar nicht damit zu spielen. That er es gleichwohl: so ergriff und schüttelte ihn unausbleiblich, entweder Leidenschaft oder Frost. Nun besteht die Materie des Spiels (der Gegenstand, das Ding, womit gespielt wird) so fern sie, an und für sich, zur Reitzung der Thätigkeit nicht hinlänglich ist, aus mathematischen und mechanischen Grössen; mit welchen im Gegensatz, als die zu viel bedeutende Materie, die moralischen Grössen stehen. Beyde sind aber, wie gezeigt worden, zur Materie des vorzüglichen, das ist, freyern Spiels, gleich untauglich. Folglich wird die schicklichste Materie zum Spiel, zwischen den mathematischen und moralischen Größen, in der Mitte liegen, und zum Unterschied die ästhetische Größe heissen müssen.

Demnach ist das Spiel κατ' ἐξοχην, ein Schauspiel, welches aesthetische Größen zum Gegenstande hat.

Von der aesthetischen Größe überhaupt und den Arten derselben.

Ich mache mir von dieser Art Größe, nach der vorhin gegebenen Anleitung, vorläufig folgenden Begriff:

Der Sinn muß davon unmittelbar angezogen werden, und die Selbstthätigkeit dennoch frey bleiben. In der Anschauung ist der subjective Theil des Eindrucks, gegen den objectiven gering; in der Empfindung ist das Verhältniß umgekehrt. Die aesthetische Größe wird zwischen beyden schweben, und sich bald der Anschauung, bald der Empfindung nähern. So wird die Selbstthätigkeit damit spielen können. Indem sie den Sinn einen Augenblick dem Genusse überläßt, und im nächsten Augenblick ohne Anstrengung davon zurückzieht, wird sie sich der Freyheit ihrer thätigen Kraft lebhaft bewußt werden. Die aesthetische Größe wird Empfindung seyn, die nicht fesselt; sie wird Anschauung seyn, die bey dem allen noch etwas Reizendes hat.

Wir sammlen einige Data zu diesem vorläufigen Begriff; aber auch diese fürs erste nur wiederum vorläufig und im Allgemeinen.

Wenn das Auge auf dem reizenden Grün einer Wiese verweilt, oder wenn man sich durch den Anblick des blauen Himmels angezogen fühlt: so ist jenes Verweilen, und dieser Zug, frey. Man ist sich bewußt, den Blick beliebig zurückziehen, den Genuß des Sinnes unterbrechen, und den reizenden Gegenstand, so wie man sich eben ge-

stimmt fühlt, auch als ein bloß angeschautes Object behandeln zu können. Offenbar wird durch den Eindruck solcher Gegenstände so wenig eine Begierde erreat, welche die Selbstthätigkeit gefangen zu nehmen drohte, daß vielmehr der thierische Sinn dadurch niedergeschlagen, und der Geist zu freyer Betrachtung sich erweckt fühlt. Ein Reizendes und Anziehendes dieser Art, kann daher demjenigen, was etwa den Gaumen kitzelt, oder irgend für das Gefühl behaglich ist, auf keine Weise gleich gestellt, und also auch nicht mit dem letztern unter eine und eben dieselbe Benennung des Angenehmen gebracht werden. Annehmlichkeiten von der letztern Art genießt man, entweder mit ganz abgewandtem Geiste, oder mit verschämter Besorgniß. Es ist ein eckelhafter Anblick, Jemanden darauf begierig zu sehen; und schon die Lüsternheit darnach, scheint, ihrem Begriffe nach, den Spott zu fürchten, der sie auch gewöhnlich trifft. Kurz, es sind Annehmlichkeiten; Genüsse, die man eben annimmt, weil man ihrer Gegenstände bedarf, sein physisches Daseyn zu fristen, gemäß der alten ehrbaren Regel: Nicht zu leben, um zu essen, sondern zu essen, um zu leben, u. s. f. Jene höhern Reize dagegen, geben dem Betrachter ein erheitertes Ansehen, welches etwas Edles bey sich führet; und wenn er den Blick darauf mit Andacht verweilen läßt, gewinnt er vielmehr unsere Achtung als unsern Spott. Aehnliche, ja noch stärkere Reize haben die Töne. Dennoch sind die dadurch erregten Empfindungen frey. Töne können sogar in einem gewissen Verstande trunken machen. Wer indessen von solchen Augenblicken des musikalischen Taumels zu erzählen hat, oder sich darinn betreffen läßt, hat weit mehr Lust stolz darauf zu thun, als sich deßhalb zu schämen. Daher

giebt sich auch die Affectation so gerne die Mine von solchen freyen Empfindungen; weil fast Jedermann wenigstens so viel fühlt, daß es rühmlich ist, Sinn dafür zu haben.

Aber welches ist dieser Sinn? Denn wirklich scheint ein eigner Sinn, ein freyes Organ, dazu erforderlich; im Gegensatze mit den gebundenen und in sich verschlungenen Organen, worauf die Thierheit in Uns ihr Object bezieht. Hier fühlt man sich blindlings getrieben, den relativen Gegenstand aufzusuchen, und sieht sich unwillkührlich genöthigt, sich damit, zur Erhaltung des Individuums oder der Gattung, zu vereinigen. Zunöthigungen, wobey wir (so dünkt es dem menschlichen Geiste) überhaupt eine erniedrigende Verwandschaft zur Körperwelt bekennen; und deren wir uns noch insbesondere zu schämen haben, sobald die mit der gesuchten Vereinigung verknüpfte Lust, nicht bloß als etwas davon unzertrennliches angenommen, sondern als Zweck, an sich mit Begierde ergriffen und mit Behaglichkeit und Hingebung genossen wird. Da es sich nun mit den freyen Reizen ganz anders verhält: so läßt sich auch eine ganz andere Beziehung derselben auf ein höheres, freyes Organ, nicht wohl in Abrede stellen. Nur muß es, der Einheit des ganzen Subjects gemäß, immer noch in einer gewissen Verbindung mit dem thierischen gedacht werden; eine Verbindung und Uebergang, welche sich unter andern auch aus der musikalischen Harmonie, deutlich genug zu ergeben scheinen.

Jedoch die Sache des freyen Organs für jetzt dahin gestellt, so ist unstreitig so viel gewiß: daß in dem Ur-

theile über die, vorhin als Beyspiele angeführten, freyen Reize, jederzeit zweyerley Momente des Urtheilens sich unterscheiden lassen. Das Eine ist sinnlich und geht auf den Reiz, als etwas, wodurch man sich unmittelbar mit Lust afficirt sieht. Das andere geht auf die Freyheit des Reizes, und ist ein selbstthätiges Urtheil (der Reflexion), dem zu Folge die Lust am Gegenstande als etwas angesehen wird, was in keiner Beziehung auf einen bestimmten Trieb steht, und die Selbstthätigkeit mithin frey (unbefangen) läßt. Denn diese Probe macht sie augenblicklich, bey Vorhaltung solcher Reize, durch Reflexion oder Zurückziehung ihres freyen Vermögens. Daher folgt hier auf Wahrnehmung und Gefühl solcher Gegenstände (vorausgesetzt, daß sich die Person in einer freyen Stimmung befindet) allzeit Contemplation und ein willkührliches Verweilen bey denselben, als Gegenständen, die dem Sinne und der Selbstthätigkeit gleich angemessen sind, indem sie beyde zugleich befriedigen; jenen, durch das unmittelbare Gefühl der Lust, diese, durch das Bewußtseyn der Freyheit, (hier nur Unbefangenheit,) bey und neben der sinnlichen Lust. Vereinigt man nun die beiden Momente wieder so, wie sie, ausserhalb der Analysis, im Gemüth verknüpft erscheinen: so wird durch dieses vereinigte Urtheil der Gegenstand für eine aesthetische Größe erklärt; und das Urtheil selbst ist ein Geschmacksurtheil. Aber freylich nur ein Geschmacksurtheil vom niedrigsten Range; indem es lediglich die Materie der Gegenstände betrifft, und bloß den Grad ihres Eindrucks aufs Gefühl schätzt, ob er dem Subject noch so viel Freyheit (Unbefangenheit) läßt, als zum freyen Spiel mit Gegenständen nothwendig gehört, und doch auch dabey dem Sinne nach so viel Reiz

macht, als erforderlich ist, die Selbstthätigkeit überhaupt zur Reflexion anzuregen.

Uebrigens halte ich diese Unterscheidung der Geschmacksurtheile (die in Kants Kritik der Urtheilskraft übergangen ist) nicht für unwichtig, und es läßt sich absehen, daß sie in der Anwendung nicht bloß auf die angeführten Beyspiele eingeschränkt seyn wird. Vielmehr beruht alles, was *aesthetische Wahrheit des Ausdrucks* genannt wird, bis auf die *Wahrheit* der Charactere in aller Art von aesthetischer Darstellung, auf solchen Geschmacksurtheilen, die mit der freyen Form der Objecte noch gar nichts zu thun haben. Denn, bey unsern Beyspielen stehen zu bleiben, war es wohl die mannigfaltige zur Einheit zufällig übereinstimmende Form des Gegenstandes, was daran gefiel? Gewiß nicht. Was kann einförmiger seyn, als ein grüner reingehaltner Rasenplatz, als ein Feld des blauen Himmels, das sich überall gleich sieht, als einzelne Töne, die auch schon einzeln, gegen die mehr objectiven Schallperceptionen, Reize haben? Fürs *Gefühl* sind diese Gegenstände nichts als Einheiten, die, als Perceptionen oder Anschauungen, zwar ein Mannigfaltiges haben, ohne welches sie sonst gar nicht könnten aufgefaßt und vorgestellt werden; aber als Reize betrachtet, sind sie Eins. Auch geht der *freye* Reiz derselben, bloß durch die Beziehung auf ein höheres Vermögen, nicht des Mannigfaltigen und der Einheit, sondern der Selbstthätigkeit überhaupt, hervor; als welche hier, wie gesagt, den Gegenstand nur so fern schätzt, als er *Einen*, den Sinn anziehenden, Eindruck macht, der ihr aber zugleich Veranlassung giebt, mitten auf sinnlichen Grund und Boden, ihrer Unbefangenheit

von den Fesseln thierischer Triebe, als des niedrigsten Grades der Freyheit, sich bewußt zu werden.

2. Es folgen die Geschmacksurtheile vom zweyten Range, über die gefällige Form. Man kann den Sinn (sofern er sich an den äussern und innern Organen entdeckt) als passives Vermögen, das ist, nach seiner Fähigkeit betrachten, von relativen Eindrücken mit Lust oder Unlust unwillkührlich gerührt zu werden. Und von dieser Seite ist er so eben in Betrachtung gekommen. Er läßt sich aber auch als Instrument willkührlicher Aeusserungen, und als Schätzungs- und Bestimmungsmittel der Selbstthätigkeit ansehen. Die Hand fühlt und befühlt. Das Ohr, das Auge, und die tiefer hinein liegenden sinnlichen Vermögen, sind für Ton, Farbe und sonst so mancherley Gefühle reitzbar; dienen aber auch zugleich Objecte zu fassen und zu bestimmen. Letzteres ist eben der höhere Gebrauch, welchen die Selbstthätigkeit von ihnen macht, der sie, bey geringer Anregung, so fort zu Gebote stehen, gleich fertig, das verlangte Object aufzusuchen, oder Form und Gestalt desselben, unter ihrer Aufsicht und nach ihrer Vorschrift (Begriff, Regel) zu bestimmen und zu ermessen. So wie nun das Thier, wenn dessen willkührliche Organe gerade nicht zum Behuf bestimmter und bestimmender Triebe instinktmäßig geregt werden, sich doch öfters, nach einem allgemeinen Antriebe der Lebensgeister, noch bewegt, und der Hund z. B. bloß um zu laufen, läuft: so ist auch das sinnliche Vermögen willkührlicher Handlungen im Menschen (die sinnlichen Werkzeuge) oft ohne besondern Antrieb rege. Nur daß es, beym Menschen, als zum Dienst des Verstandes gewöhnt, schon für sich weniger wilde Sprünge

macht, und auch, lieber in der Sphäre der höhern, ungleich schnellern und feinern Sinne, sein Spiel treibt. An Träumereyen der Phantasie, bey offnen sowohl als geschloßnen Augen, muß aber hier nicht gedacht werden. Denn diesen ist jederzeit Empfindung mit beygemischt. Um die Stimmung zum Spiel mit Formen, von Seiten der Sinnlichkeit, ganz rein zu haben, stelle man sich eine durch blosses, trocknes Denken erhitzte (nicht erwärmte) Phantasie vor, die oft nachher noch lange, selbst wider Willen der Selbstthätigkeit, in Bewegung ist. Hiernächst Bewegungen dieser Art als characteristisch angenommen, werden nicht mehr das Phänomen transitorischer Erhitzung, sondern den bleibenden Ausdruck natürlicher Munterkeit geben, und diese wird gerade dem Begriffe von der Stimmung entsprechen, der zu Folge das Gemüth, in müssigen Stunden, so gern auf Formen und Gestalten absichtsloß herumschweift. Gesetzt nun das Auge trifft bey diesen Streifereyen auf Gegenstände, worüber es ohne Anstoß hingleitet, worauf der Blick mit Leichtigkeit herumreiset, von dessen fliessenden und sanft verschlungenen Umrissen es seinen Lauf noch mehr beflügelt fühlt: so kann diese erleichterte Anwendung seiner müssigen Kraft, nicht anders als ihm Vergnügen machen. Nun denke man sich hier das selbstthätige Vermögen (als Einbildungskraft) an den schweifenden Sinn (der seiner Seits der Form der Gegenstände folgt) so angeschlossen, und dem Schwunge desselben dergestalt überlassen, daß es zweifelhaft bleibt, von welchem von den beiden Vermögen, für jedes Moment, der reifere Antrieb herrührt: so wird das Urtheil des Sinnes und der Selbstthätigkeit über die Form sofern Eins seyn, wenigstens dieses mit jenem in ein Moment des Urtheilens zusammenfallen.

Bis hieher wurde das Geschmacksurtheil, von dem die Rede ist, von der Seite in Betrachtung gezogen, wo es ein Urtheil der Phantasie (Vermögen des unwillkührlichen Mannigfaltigen) und der Einbildungskraft (Vermögen des willkührlichen Mannigfaltigen) über Formen darlegt, die das muntere Spiel dieser Vermögen unmittelbar zu beleben dienen. Aber die Selbstthätigkeit wäre nicht Selbstthätigkeit, wenn sie blindlings * den gaukelnden Sinnen folgte; sie muß und wird, ob sie gleich fürs erste mehr folgt, die gemachten Fortschwünge, hinterdrein auch ermessen (viam vagantis relegere). Und dieser Rückblick, als ein Punkt der Reflexion, ist es, wodurch das ästhetische Urtheil über die gefällige oder mißfällige Form, erst seine Vollendung erhält. Hiebey ist nun nicht ganz gleichgültig, wie weit die Reflexion jedesmal den Weg zurück ermißt, und wie groß das Ganze ist, welches sie auf einmahl mit Leichtigkeit zu fassen, Fähigkeit oder Uebung hat. Denn macht jener Umstand das Geschmacksurtheil über die Form etwas wandelbar, so bringt dieser Verschiedenheit hinein. Andere Abweichungen für jetzt zu geschweigen, welche sich bey Beurtheilung ästhetischer Größen hervorthun, je nachdem sie mehr aus transitorischen oder coexistirenden Formen bestehen. Soviel indessen weiß man schon aus dem allgemeinen Begriffe von diesen Urtheilen: Formen, (besonders des Coexistirenden, wo die subiective Fassungskraft weniger in Anschlag kommt) die in der ersten Auffassung gar nicht gefallen, können nie sonderlich gefallen, weil die eine Hälfte des Urtheils, so weit näm-

* Der Verstand, der so folgt, folgt gar nicht; und der Mensch ist in diesem Falle kein ästhetischer Betrachter, sondern ein Gaffer.

lich solches von Phantasie und Einbildungskraft abhängt, damit so gut als geschlossen ist. Denn Mannigfaltiges bleibt der Punkt, worauf im ästhetischen Urtheil über Form und Gestalt, der Stimmung zum Spiel gemäß, zuerst Rücksicht genommen wird. Beleidigt nun das Mannigfaltige allzuverschlungener, eckigter, verwirrter und verwilderter Formen, den Sinn und die Einbildungskraft in der ersten Auffassung, wo sie am meisten geschäftig sind: so mag eine wiederhohlte Ansicht das Widerliche zwar in Etwas schwächen, aber alle Reflexion, die ein aufrichtiges und reines Gefallen hineinlegen will, kommt zu spät, und fällt zu kurz. Hemsterhuis zwar versichert uns, durch wiederhohlte geduldige Contemplation, selbst in die verwirrtesten und bey der ersten Ansicht ganz mißfälligen Formen, ein reines und freyes Gefallen hineinstudirt zu haben. Allein das heißt sich entweder aus Pflicht zu einem herzlichen Gelächter zwingen, oder so aufrichtig zu Werke gehen, als etwa ein Glücksspieler, der von der reinen Belebung des Kartenspiels spräche, und dabey an seinen Gewinnst dächte. — Und doch ist es noch weit schlimmer, wenn die Einheit der Form zu platt durchsticht. Denn in diesem Falle bleibt die Einbildungskraft ganz müssig. Folglich findet auch keine Reflexion ihres Schwunges, folglich auch gar kein Geschmacksurtheil eigentlich hier Statt. Formen von dieser Art werden bloß auf den Verstand bezogen, der sie entweder zu einem bestimmten, oder zu einem möglichen (mathematischen, mechanischen) Gebrauche, zweckmäßig finden kann. Hingegen ästhetisch geschätzt, sind sie kalte Figuren, ohne alles Leben, und das Rad des Spiels steht bey ihrem Anblick gänzlich stille.

Ueberhaupt die Einsicht in dieses verwickelte und flüchtigste aller Geschmacksurtheile etwas mehr zu fixiren, ist nöthig, die Aufmerksamkeit auf folgende Punkte zu schärfen:

Fürs erste, wenn vom ästhetischen Spiel, insbesondere mit Formen und Gestalten, die Rede ist, so ist nicht mehr die Selbstthätigkeit überhaupt, als ein freyes Vermögen im Gegensatze und Verbindung mit der Sinnlichkeit, als passivem Vermögen unwillkührlicher, mit Lust oder Unlust percipirter Eindrücke, im Spiele; sondern es ist die Selbstthätigkeit als Vermögen der Begriffe, im Gegensatze und Verbindung mit der Sinnlichkeit, als ihrem Schätzungsmittel zur Bestimmung der Begriffe. — Zweytens, Sinnlichkeit bedeutet hier jedes vorstellbare Werkzeug des willkührlichen Handelns und Bestimmens, vorzüglich jedoch die Phantasie, als das nächste Instrument der Selbstthätigkeit, es mag sich nun diese mit Begriffen beschäftigen, oder ihre Gedanken realisiren. Doch ist die Phantasie nichts, als ein blindes, untergeordnetes Vermögen. Einbildungskraft dagegen, ist die Selbstthätigkeit selbst, nämlich als Vermögen des (willkührlichen) Mannigfaltigen betrachtet. Eben dieselbe, als Vermögen der Einheit, wird gewöhnlich Verstand genennt; und beyde vereinigt, machen das Vermögen der Begriffe. Hierdurch wird aber die Selbstthätigkeit nur so fern bestimmt, als sie zur Intuition wirksam ist; welches hier, wo vom Spiel mit ästhetischen Größen gehandelt wird, zureicht. Denn dieses Spiel ist ein bloßes Schauspiel, worinn gar kein selbstthätiges Handeln vorkommt. — Drittens, das Vermögen der Begriffe ist von ganz freyem Gebrauche, sowohl der Einheit, als dem Mannigfaltigen nach. Denn

nicht nur jeder Begriff läßt sich beliebig erweitern und enger fassen; auch das Vermögen der Begriffe selbst kann sich willkührlich stimmen, und dieser Stimmung zufolge bald mit der Einheit, bald mit dem Mannigfaltigen vorausgehen. Hat sich nun die Selbstthätigkeit zum Spiel gestimmt, so heißt das weder mehr noch weniger, als daß sie zunächst als Vermögen des Mannigfaltigen thätig seyn will. Denn wollte sie hier zunächst als Vermögen der Einheit thätig seyn, so wäre, nothwendiger Weise, vor allen Einheit in ihrer Richtung, und sie mithin zur Bestimmung der Form der Gegenstände thätig. Das ist aber ein Merkmal der ernsthaften Stimmung. Folglich muß sie dießmal mit dem Mannigfaltigen vorausgehen, und, als Vermögen der Begriffe, Formen erwarten oder suchen, welche die Einbildungskraft fürs erste zu beleben dienen, als deren freyen Schwunge sich das Gemüth, seiner gegenwärtigen Stimmung nach, zunächst überließ. Kommen ihr nun dergleichen Gegenstände vor: so entsteht ein ästhetisches Urtheil über die Form derselben, worinn sich folgende zwey Momente des Urtheilens jederzeit unterscheiden lassen: 1) das Urtheil der Einbildungskraft (in Verbindung mit der Phantasie) über die Angemessenheit der gegebnen Form zur Freyheit (Entledigung vom Zwange der Begriffsbestimmung) ihres Schwunges. 2) Das Urtheil des Verstandes, der den Schwung der Einbildungskraft in Etwas anhält, um die, dem Mannigfaltigen der Einbildungskraft, angemessene Form auf seine Einheit zu beziehen, ob sie auch dieser zusagt? Nun sagt sie, der Voraussetzung nach, auch dieser zu. Der Verstand findet mithin auch seine Einheit an eben der Form, auf die leichteste Weise, durch bloßes Anhalten der Einbildungskraft (Reflexion) befriedigt; und nun erst

ist dieses ästhetische Urtheil geschlossen. So erhält denn die Selbstthätigkeit, als Vermögen der Begriffe, was sie eben suchte: das Bewußtseyn ihrer spezifischen Thätigkeit des Denkens und Begreifens, ohne dabey die Anstrengung und den Zwang der Richtung zu fühlen, die von aller Begriffsbestimmung sonst unzertrennlich sind. Wie wäre es möglich, daß sie Formen, die sich ihrer müssigen Laune so günstig erzeigen, anders als mit Wohlgefallen und Gegengunst betrachten könnte? Letzteres ist jedoch ein Moment der Contemplation, welche auf das ästhetische Urtheil erst folgt; also vom Urtheil selbst kein Ingrediens ausmacht, als welches jederzeit mit der Reflexion sich schließt.

Das ist nun das ästhetische Urtheil vom zweyten Range, über die gefällige oder mißfällige Form. Ich nenne es darum ein Urtheil von höherm Range, als das vorhin in Betrachtung gezogene, weil es eine höhere Stimmung des Gemüths voraussetzt. Die zu Begriffen wirksame Selbstthätigkeit, steht, nebst ihrem zugeordneten Organ, offenbar auf einer höhern Stuffe der Willkühr, als wo sie ausser den Fesseln thierischer Triebe an freyen Reitzen, sich selbst zu fühlen, erst anfängt. Mithin ist auch das ästhetische Urtheil über die Form, was sie von diesem Standort aus fället, höher anzusetzen, als jenes über die Materie. Aber eben darum ist auch die Absonderung dieser beyden Geschmacksurtheile nicht gleichgültig; gesetzt auch, daß sie, in dieser gänzlichen Trennung, nur selten vorkämen. Es ist die kalte, darum aber nichts weniger als unbelebte Phantasie und Einbildungskraft, es ist die begreifende, daher aber auch gleich ursprünglich höher gestellte Selbstthätigkeit,

welche, beym Geschmacksurtheil über die mißfällige oder gefällige, allzeit trockne, aber darum nichts weniger als todte Form, concurriren. Kommt nun zu dieser gefälligen Form noch der freye Reitz des Gegenstandes hinzu: dann erst entspringt Schönheit aus der Vereinigung beyder in einem und demselben Objecte. Die beflügelte Einbildungskraft würde über die gefällige Form zu schnell hingleiten, wofern ihr der freye Reitz des Gegenstandes nicht sanfte Fesseln zu weilender Betrachtung anlegte. Kurz, ein so inniges Gefühl, als mit dem Ausdruck schön doch meist verbunden wird, und immer sollte verbunden seyn, könnte, ohne die angezeigte Vereinigung, gar nicht Statt finden.

Der Begriff des Schönen hat auch noch ein Diminutif. Es ist dieses das Niedliche. Die Vereinigung freyer Reitze mit gefälliger Form, ist hier wie beym Schönen; nur alles nach einer kleineren Mensur. Gewisse subtile Geschmacksrichter sind daher sehr geneigt, Gegenstände dieser Art für Maxima des Schönen auszugeben. Allein es ist zu sichtbar, daß es nur die Minima sind. Eben diese Kenner entzücken sich aus eben dem Grunde oft über Niedlichkeiten, die sich ohne Brille kaum wahrnehmen lassen. Eine Gabe, die man ihnen wirklich zum Vorzug rechnen müßte, wenn sie nur nicht dadurch meist unfähig würden, das Große, Edle, Starke und Kraftvolle in der Natur und den Künsten, irgends noch ästhetisch, das ist, ohne Augenschmerz und so zu ermessen, daß ein ächtes Gefühl darauf erfolgen und ein kompetentes Geschmacksurtheil berechtigen könnte.

3. Und hier kommen wir auf das Geschmacksurtheil

vom ersten Range, über das Erhabene; welches noch kürzlich zu betrachten übrig ist.

Gegenstände aufzusuchen und aufzufassen, deren Apprehension Schmerzen macht, ist die Sache des Sinnes und der Phantasie, an und für sich, nicht; am wenigsten Sache einer verwöhnten und verengerten. Wo es gleichwohl geschieht, da ist allzeit ein erweiterter Gebrauch des Erkenntnißvermögens, verknüpft mit einer nicht alltäglichen Capacität der höhern sinnlichen Werkzeuge vorauszusetzen. Voraussetzungen übrigens, die überhaupt zur Stimmung fürs Erhabene erforderlich sind. Rückt der individuelle, erhabene Gegenstand wirklich heran, und tritt in den Sinn ein: so muß noch eine positive Anregung, ja Spannung des Sinnes von Seiten der Selbstthätigkeit hinzukommen, die Größe des Eindrucks wo möglich zu überwinden, und der sinnlichen Fassungskraft zu unterwerfen. Eigentliche Anstrengung indessen ist es doch nicht. Denn erstlich ist sie willkührlich, und gleicht sofern gänzlich der muthwilligen Spannung (Spannung des willigen Muthes), wo etwa Jemand zur Lust die Stärke seiner Muskeln an irgend einer körperlichen Last versucht. Nur daß die Spannung des höhern Organs der Phantasie, ungleich leichter wird, und dennoch das Bewußtseyn einer unvergleichbar höhern und erweiterten Kraftanwendung giebt. Hiernächst dringt sich auch der erhabene Gegenstand dem Intuitionsvermögen von selbst zum Versuche auf, und es ist nur positiver Widerstand nöthig. Ferner ist, wie schon bemerkt, nicht die rohe Phantasie hier im Spiele, sondern die durch selbstthätigen Gebrauch erweiterte. Endlich wird der Eindruck des erhabenen Gegenstandes auch nur im

letztern Momente erst schmerzhaft, mit welchem aber auch sogleich die Reflexion eintritt. Demnach ist die Genesis des erhabenen Gefühls (die Stimmung dazu vorausgesetzt) überhaupt so vorzustellen: der für den Sinn (Phantasie, Perzeptionsvermögen) überschwengliche Gegenstand beginnt den Eindruck, dessen Größe die Selbstthätigkeit sogleich zum positiven Widerstande, zur Spannung des Sinnes auffordert; der Eindruck wird gesteigert und mit ihm die Spannung der Selbstthätigkeit, die immer einen höhern, befassendern Standort sucht, bis sie endlich, wenn die Phantasie der möglichsten Spannung unterzuliegen droht, sich in ihre eigenthümliche Sphäre des geistigen Bewußtseyns zurückzieht, von welcher aus sie alles, was immer Vorstellung heißt, befasset, und in welcher Höhe sie nichts als was sie unmittelbar im Bewußtseyn hat, nämlich sich selbst als reinen Geist, groß, und nichts als wovon der Mensch selbst da noch sich abhängig sieht, nämlich die Gottheit, erhaben findet.

V

Die Lebenskraft

oder

der Rhodische Genius.

Eine Erzählung.

Die Syrakuser hatten ihren Poikile wie die Athener. Vorstellungen von Göttern und Heroen, griechische und italische Kunstwerke bekleideten die bunten Hallen des Portikus. Unabläßig sah man das Volk dahin strömen, den jungen Krieger, um sich an den Thaten der Ahnherrn, den Künstler, um sich an dem Pinsel grosser Meister zu weiden. Unter den zahllosen Gemählden, welche der emsige Fleiß der Syrakuser aus dem Mutterlande gesammelt, war nur eines, das seit einem vollen Jahrhunderte die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden auf sich zog. Wenn es dem Olympischen Jupiter, dem Städtegründer Cekrops, dem Heldenmuth des Harmedius und Aristogiton an Bewunderern fehlte, so stand doch um jenes Bild das Volk in dichten Rotten gedrängt. Woher diese Vorliebe für dasselbe? War es ein gerettetes Werk des Apelles, oder stammte es aus der Mahlerschule des Kallimachus * her? Nein, Anmuth und Grazie strahlten zwar aus dem Bilde hervor, aber an Verschmelzung der Far-

* Cacizotechnos. Plin. XXXIV. 19. n. 35.

ben, an Charakter und Styl des Ganzen durfte es sich mit vielen andern im Poikile nicht messen.

Das Volk staunt an und bewundert, was es nicht kennt und diese Art des Volks begreift viel unter sich. Seit einem Jahrhundert war das Bild aufgestellt und ohnerachtet Syrakus in seinen engen Mauren mehr Kunstgenie umfaßte, als das ganze übrige meerumflossene Sizilien — so blieb der Sinn desselben doch immer unenträthselt. Man wußte nicht einmal bestimmt, in welchem Tempel dasselbe ehemals gestanden habe. Denn es ward von einem gestrandeten Schiffe gerettet, und nur die Waaren, welche dieses führten, liessen ahnen, daß es von Rhodus kam.

An dem Vorgrunde des Gemähldes sah man Jünglinge und Mädchen in eine dichte Gruppe zusammengedrängt. Sie waren ohne Gewand, wohlgebildet, aber nicht von dem schlanken Wuchse, den man in den Statuen des Praxiteles und Alkamenes bewundert. Der stärkere Gliederbau, welcher Spuren mühevoller Anstrengung trug, der menschliche Ausdruck ihrer Sehnsucht und ihres Kummers, alles schien sie des Himmlischen oder Götterähnlichen zu entkleiden, und an ihre irrdische Heimath zu fesseln. Ihr Haar war mit Laub und Feldblumen einfach geschmückt. Verlangend streckten sie die Arme gegen einander aus, aber ihr ernstes trübes Auge war nach einem Genius gerichtet, der von lichtem Schimmer umgeben, in ihrer Mitte schwebte. Ein Schmetterling saß auf seiner Schulter, und in der Rechten hielt er eine lodernde Fackel empor. Sein Gliederbau war kindlich, rund, sein Blick himmlisch lebhaft. Gebieterisch sah er

auf die Jünglinge und Mädchen zu seinen Füssen herab. Mehr charakteristisches war an dem Gemählde nicht zu unterscheiden. Nur am Fusse glaubten einige noch die Buchstaben ζ und ω zu bemerken, woraus man (denn die Antiquarier waren damals nicht minder kühn, als jetzt) den Namen eines Künstlers Zenodorus, also gleichnamig mit dem spätern Koloß-Giesser, sehr unglücklich zusammen setzte.

Dem Rhodischen Genius, so nannte man das räthselhafte Bild, fehlte es indeß nicht an Auslegern in Syrakus. Kunstkenner, besonders die jüngsten, wenn sie von einer flüchtigen Reise nach Corinth oder Athen zurükkamen, hätten geglaubt, alle Ansprüche auf Genie verläugnen zu müssen, wenn sie nicht sogleich mit einer neuen Erklärung hervorgetreten wären. Einige hielten den Genius für den Ausdruck geistiger Liebe, die den Genuß sinnlicher Freuden verbietet; andere glaubten, er solle die Herrschaft der Vernunft über die Begierden andeuten. Die Weiseren schwiegen, ahneten etwas Erhabenes, und ergözten sich im Poikile an der einfachen Komposition der Gruppe.

So blieb die Sache immer unentschieden. Das Bild ward mit mannigfachen Zusätzen copirt, in Reliefs geformt und nach Griechenland gesandt, ohne daß man auch nur über seinen Ursprung je einige Aufklärung erhielt. Als einst mit dem frühen Aufgange der Plejaden die Schiffahrt ins Aegäische Meer wieder eröfnet ward, kamen Schiffe aus Rhodus im Hafen von Syrakus an. Sie enthielten einen Schatz von Statuen, Altären, Candelabern und Gemählden, welche die Kunstliebe der Dionyse

in Griechenland hatte sammeln lassen. Unter den Gemählden war eines, das man augenblicklich für ein Gegenstück zum Rhodischen Genius erkannte. Es war von gleicher Größe, und zeigte ein ähnliches Kolorit; nur waren die Farben besser erhalten. Der Genius stand ebenfalls in der Mitte, aber ohne Schmetterling, mit gesenktem Haupte, die erloschene Fackel zur Erde gekehrt, der Kreis der Jünglinge und Mädchen stürzte in mannigfachen Umarmungen, gleichsam über ihm zusammen. Ihr Blick war nicht mehr trübe und gehorchend, sondern kündigte den Zustand wilder Entfesselung, die Befriedigung lang genährter Sehnsucht an.

Schon suchten die Syrakusischen Alterthumsforscher ihre vorige Erklärungen vom Rhodischen Genius umzumodeln, damit sie auch auf dieses Kunstwerk paßten, als der Tyrann Befehl gab, es in das Haus des Epicharmus zu tragen. Dieser Philosoph aus der Schule des Pythagoras, wohnte in dem entlegenen Theile von Syrakus, den man Tycha nannte. Er besuchte selten den Hof der Dionyse, nicht, als hätten nicht geistreiche Männer aus allen griechischen Pflanzstädten sich um sie versammlet, sondern weil solche Fürstennähe auch den geistreichsten Männern von ihrem Geiste raubt. Er beschäftigte sich unabläßig mit der Natur der Dinge, und ihren Kräften, mit der Entstehung von Pflanzen und Thieren, mit den harmonischen Gesetzen, nach denen Weltkörper im Großen und Schneeflocken und Hagelkörner im Kleinen sich kugelförmig ballen. Da er überaus bejahrt war, so ließ er sich täglich in dem Poikile und von da nach Nasos an den Hafen führen, wo ihm sein Auge, wie er sagte, ein Bild des Unbegrenzten, Unendlichen gab, nach dem sein Geist

vergebens strebte. Er ward von dem niedern Volke und doch auch von dem Tyrannen geehrt. Diesem wich er aus, wie er jenem freudig entgegen kam.

Epicharmus lag entkräftet auf seinem Ruhebette, als der Befehl des Dionysius ihm das neue Kunstwerk sandte. Man hatte Sorge getragen ihm eine treue Kopie des Rhodischen Genius mit zu überbringen, und der Philosoph ließ beyde neben einander vor sich stellen. Sein Blick war lange auf ihnen geheftet, dann rief er seine Schüler zusammen und hub mit gerührter Stimme an:

„Reißt den Vorhang vor dem Fenster hinweg, daß „ich mich noch einmal weide an dem Anblick der reichbe„lebten lebendigen Erde. Sechzig Jahre lang habe ich „über die innern Triebräder der Natur, über den Unter„schied der Stoffe gesonnen und erst heute läßt der Rho„dische Genius mich klarer sehen, was ich sonst nur ahne„te. Wenn der Unterschied der Geschlechter lebendige We„sen wohlthätig und fruchtbar aneinander kettet, so wird „in der unorganischen Natur der rohe Stoff von gleichen „Trieben bewegt. Schon im dunkeln Chaos häufte sich „die Materie und mied sich, je nachdem Freundschaft „oder Feindschaft sie anzog oder abstieß. Das himmlische „Feuer folgt den Metallen, der Magnet dem Eisen; das „geriebene Elektrum bewegt leichte Stoffe; Erde mischt „sich zur Erde; das Kochsalz gerinnt aus dem Meere zu„sammen und die Säure der Stüptärie* strebt, sich mit dem „Thone zu verbinden. Alles eilt in der unbelebten Natur „sich zu dem seinen zu gesellen. Kein irrdischer Stoff

* Alaun. — Schwefelsäure, den Alten bekannt.

„(wer wagt es, das Licht diesen beyzuzählen?) ist daher „irgendwo in Einfachheit und reinem, jungfräulichen „Zustande zu finden. Alles eilt von seinem Entstehen an „zu neuen Verbindungen und nur die scheidende Kunst „des Menschen kann ungepaart darstellen was Ihr verge„bens im Inneren der Erde und in dem beweglichen „Wasser- und Luft-Oceane suchtet. In der todten un„organischen Materie ist träge Ruhe, so lange die Bande „der Verwandtschaften nicht gelöst werden, so lange ein „dritter Stoff nicht eindringt, um sich den vorigen bei„zugesellen. Aber auch auf diese Störung folgt wieder „unfruchtbare Ruhe."

„Anders ist die Mischung derselben Stoffe im Thier„und Pflanzenkörper. Hier tritt die Lebenskraft gebiete„risch in ihre Rechte ein; sie kümmert sich nicht um die „demokritische Freundschaft und Feindschaft der Atome; „sie vereinigt Stoffe, die in der unbelebten Natur sich „ewig fliehen, und trennt, was in dieser sich unaufhalt„sam sucht."

„Tretet näher um mich her, meine Schüler, und „erkennet im Rhodischen Genius, in dem Ausdruck sei„ner jugendlichen Stärke, im Schmetterling auf seiner „Schulter, im Herrscherblick seines Auges, das Symbol „der Lebenskraft, wie sie jeden Keim der organischen „Schöpfung beseelt. Die irrdischen Elemente, zu seinen „Füßen, streben gleichsam, ihrer eigenen Begierde zu „folgen, und sich mit einander zu mischen. Befehlend „droht ihnen der Genius mit aufgehabener, hochlodern„der Fackel, und zwingt sie, ihrer alten Rechte uneinge„denk, seinem Gesetze zu folgen."

„Betrachtet nun das neue Kunstwerk, welches der „Tyrann mir zur Auslegung gesandt; richtet Eure Au„gen vom Bilde des Lebens ab, auf das Bild des Todes. „Aufwärts weggeflohen ist der Schmetterling, ausgelo„dert die umgekehrte Fackel, gesenkt das Haupt des Jüng„lings. Der Geist ist in andre Sphären entwichen, die „Lebenskraft erstorben. Nun reichen sich Jünglinge und „Mädchen frölich die Hände. Nun treten die irrdischen „Stoffe in ihre Rechte ein. Der Fesseln entbunden fol„gen sie wild, nach langer Entbehrung, ihrem geselligen „Triebe, und der Tag des Todes wird ihnen ein bräut„licher Tag. — So gieng die todte Materie von Lebens„kraft beseelt, durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern, „und derselbe Stoff umhüllte vielleicht den göttlichen „Geist des Pythagoras, in dem vormals ein dürftiger „Wurm im augenblicklichen Genusse sich seines Daseyns „freute!"

„Geh Polykles und sage dem Tyrannen, was du ge„hört hast. Und Ihr, meine Lieben, Phradman und „Skopas und Timokles tretet näher und näher zu mir. „Ich fühle, daß die schwache Lebenskraft auch in mir „den irrdischen Stoff nicht lange mehr zähmen wird. Auch „er fordert seine Freyheit wieder. Führt mich noch einmal „in den Poikile, und von da ans offene Gestade. Bald „werdet ihr meine Asche sammlen!"

VI

Ueber Charakterdarstellung in der Musik.

So lange der Tonkünstler kein höheres Ziel kennt als das Vergnügen seines Publikums, so sind es bloß die Eigenheiten dieses Publikums, die ihn in der Wahl und Behandlung seines Stoffes bestimmen. Bald wird er durch schmetterndes Geräusch erschüttern, bald zärtere Nerven durch schmelzende Töne reitzen, bald einen Zuhörer, der mehr denckt als empfindet durch künstliche Zusammenstellungen und kühne Uebergänge beschäftigen. Ihm ist die Musik blos angenehme Kunst; davon, daß sie etwas mehr seyn könne, hat er keinen Begriff.

Mit dem Eintritte hingegen in das Reich der Schönheit unterwirft sich auch der Tonkünstler ganz andern Gesetzen. Befreyt von aller äusern Herrschaft der Vorurtheile, Moden und Launen seines Zeitalters wird er desto strenger gegen sich selbst, und sein einziges Bestreben ist, seinen Werken einen unabhängigen, selbstständigen Werth zu geben.

Wieviel hätte er dann gewonnen, wenn er nun in einer vollendeten Theorie des Schönen über die Bedingungen jenes unabhängigen Werths einen bestimmten Unterricht vorfände, und ihn bloß auf das Eigenthümliche seiner Kunst anzuwenden brauchte! Aber noch fehlt uns

eine solche Theorie, und es gibt Denker vom ersten Range, die sogar an ihrer Möglichkeit zweifeln. Ehe wir indessen eine befriedigende Entwicklung der nothwendigen und allgemeinen Kunstgesetze aus dem Wesen der Schönheit aufweisen können, wird es nicht ohne Nutzen seyn, einzelne Merkmale desjenigen aufzusuchen, was für jede Kunst insbesondere ohne Beziehung auf die Empfänglichkeit eines besondern Publikums an sich selbst darstellungswürdig ist. Vorarbeiten dieser Art giebt es zur Zeit noch weniger für die Musik als für andere Künste, und eben deswegen ist sie vielleicht öfter verkannt worden.

Ueber das Darstellungswürdige in der Musik herrschten lange Zeit seltsame Vorurtheile. Auch hier wurde der Grundsatz misverstanden, daß Nachahmung der Natur die Bestimmung der Kunst sey; und Nachäffung alles Hörbaren, vom Rollen des Donners bis zum Krähen des Hahns galt manchem für das eigenthümliche Geschäft des Tonkünstlers. Ein besserer Geschmack fängt an, allgemeiner sich auszubreiten. Ausdruck menschlicher Empfindung tritt an die Stelle eines seelenlosen Geräusches. Aber ist dies der Punkt, wo der Tonkünstler stehen bleiben darf, oder giebt es für ihn noch ein höheres Ziel?

Wir unterscheiden in dem was wir Seele nennen, etwas Beharrliches und etwas Vorübergehendes, das Gemüth, und die Gemüthsbewegungen, den Charakter (Ethos) und den leidenschaftlichen Zustand (Pathos). Ist es gleichgültig, welches von beyden der Musiker darzustellen sucht?

Das erste Erforderniß eines Kunstwerkes ist unstreitig,

daß es sich als ein menschliches Produkt durch Spuren einer ordnenden Kraft von den Wirkungen des blinden Zufalls unterscheide; daher das Gesetz der Einheit. Auch der bessere Tonkünstler strebt seinen Werken diesen Vorzug zu geben, aber nicht immer mit gleichem Erfolg.

Dichter und bildende Künstler können ihrer Natur nach den Zustand nie ohne die Person darstellen; aber bei dem Musiker kann der Wahn leicht entstehen, daß es ihm möglich sey, Gemüthsbewegungen als etwas Selbstständiges zu versinnlichen. Begnügt er sich dann, ein Chaos von Tönen zu liefern, das ein unzusammenhängendes Gemisch von Leidenschaften ausdrückt, so hat er freylich ein leichtes Spiel, aber auf den Namen eines Künstlers darf er nicht Anspruch machen. Erkennt er hingegen das Bedürfniß der Einheit, so sucht er sie vergebens in einer Reihe von leidenschaftlichen Zuständen. Hier ist nichts als Mannichfaltigkeit, stete Veränderung, Wachsen und Abnehmen. Will er einen einzelnen Zustand fest halten, so wird er einförmig, matt und schleppend. Will er Veränderung darstellen, so setzt diese irgend etwas Beharrliches voraus, in welchem sie erscheint; und ein solches Beharrliche bildet sich dann oft von selbst, ohne daß der Künstler sich dabei einer Auswahl bewußt ist. Aber eben weil er diese Auswahl vernachläßigt, sinkt er in den meisten Fällen zur gemeinsten Natur herab. Ihn täuscht die Wirkung seines gemisbrauchten Talents, weil der niedrigste Ausdruck grade der allgemein verständlichste ist. Oft erndtet er den lautesten Beifall, wo er sich an der Kunst am schwersten versündigte; und dies entfernt ihn immer mehr von seiner Bestimmung. Er wird der Sklave seines Publikums, anstatt es zu beherrschen.

Es bedarf ferner wohl keines Beweises, daß die Kunst auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wenn sie sich begnügt, das, was die wirkliche Welt darbietet, unverändert zu wiederholen. Eine solche Wiederholung kann als Erneurung eines sinnlichen Eindrucks in andrer Rücksicht einen Werth haben; aber wenn wir Kunstgenuß erwarten, fodern wir mehr. Was wir in der Wirklichkeit bei einer einzelnen Erscheinung vermissen, soll uns der Künstler ergänzen; er soll seinen Stoff idealisiren. In den Schöpfungen seiner Phantasie soll die Würde der menschlichen Natur erscheinen. Aus einer niedern Sphäre der Abhängigkeit und Beschränktheit soll er uns zu sich emporheben, und das Unendliche, was uns auserhalb der Kunst nur zu denken vergönnt ist, in einer Anschauung darstellen.

Aber der leidenschaftliche Zustand ist seiner Natur nach beschränckt. Alle Kraft sammelt sich gleichsam in einem einzigen Punkt, um nach einem bestimmten Ziele zu streben. Hier kann die Phantasie den Stoff nicht durch neue Bestandtheile bereichern, sondern nur den Grad des Strebens verstärken.

Man hat oft versucht, den Kummer, die Freude, die Begierde und den Abscheu zu idealisiren. Aber was war alsdann das eigentlich idealische? War es die Empfindung selbst als ein für sich bestehender Gegenstand, oder die Person, an der wir sie wahrnehmen? Denken wir uns alles hinweg, was in dieser Person die männliche Kraft oder die holde Weiblichkeit versinnlicht, wieviel bleibt von dem Ideale noch übrig?

In der menschlichen Natur giebt es nichts Unendliches,

als die Freiheit. Die Kraft, welche gegen alle Einwirkungen der Aussenwelt, und gegen alle innere Stürme der Leidenschaft ihre Unabhängigkeit behauptet, übersteigt jede bekannte Größe, und diese Freiheit ist es, welche uns durch Darstellung eines Charakters versinnlicht wird.

Soll die Musik auf alles Verzicht thun, was andere Künste durch Charakter-Darstellung gewinnen, so muß in dem Eigenthümlichen dieser Kunst ein Grund dazu vorhanden seyn. Und dies bedarf einer besondern Untersuchung.

Die Musik würde das Ideal eines Charakters so wenig als irgend einen andern Gegenstand darstellen können, wenn der Vorwurf gegründet wäre, daß sie für sich allein uns nichts bestimmtes zu denken gebe. Noch jetzt aber ist dies eine herrschende Meinung bei einem großen Theile des Publikums. Noch immer hält man Poesie, Schauspiel oder Tanz für nöthig, um jenen Mangel an Bestimmtheit zu ergänzen, und wo die Musik als selbstständige Kunst auftritt, verkennt man den Sinn ihrer Produkte, weil er sich nicht in Worte und Gestalten übertragen läßt.

Die Untersuchung, was jede einzelne Kunst für sich allein darzustellen vermöge, ist in dem jetzigen Zeitalter — bei der Kargheit, mit der uns der Kunstgenuß zugemessen wird — nicht unfruchtbar. Für uns giebt es nicht mehr solche Feste, wo die menschliche Natur in voller Pracht erschien und zugleich für Aug, Ohr und Phantasie alle ihre Schätze eröfnete. Unter dem Drucke der Bedürfnisse haben wir gelernt, das Wenige, was uns von solchen Festen noch übrig ist, mit Mäßigkeit zu feiern. Und

wenn in unserm Zeitalter ein seltnes Zusammentreffen von Umständen erfodert wird, daß vorzügliche Kunsttalente von verschiedener Gattung sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, so bleibt nichts übrig, als die Sphäre jeder einzelnen Kunst nach Möglichkeit zu erweitern, damit es ihren Werken auch ohne Beimischung fremdartiger Bestandtheile an innerm Reichthume nicht fehle.

Es war eine Zeit, da man bei Tanz, Musik und Poesie noch gar nicht an Darstellung eines bestimmten Gegenstandes dachte. Was in dem Menschen zuerst diese Kunsttalente entwickelte, war unstreitig der Trieb, sein Daseyn zu verkündigen; ein Trieb, der zwar im gesunden Zustande immer vorhanden ist, aber nur in solchen Momenten sich äußert, wo er durch den Druck der äussern Verhältnisse nicht gehemmet wird. Daher das Streben, die vorhandenen Kräfte an irgend einem nahe liegenden Gegenstande zu versinnlichen, und der unabhängige für sich bestehende Genuß in der Thätigkeit selbst, ihre Wirkung sey, welche sie wolle. Was dem Menschen am nächsten liegt, ist sein Körper, und die Luft, welche er einathmet und aushauchet. In beiden fand der Trieb nach unabhängiger Thätigkeit seinen ersten Wirkungskreis. In dem freien Schweben des Körpers, ohne vom Druck der Schwere beschränkt zu werden, fühlt auch der Geist sich gleichsam seiner Bande entledigt. Die irdische Masse, die ihn stets an die Abhängigkeit von der Aussenwelt erinnerte, scheint sich zu veredeln und es erweitern sich die Gränzen seines Daseyns. So vernimmt auch der Mensch in dem Tone seiner Stimme eine sinnliche Wirkung seiner Thätigkeit ohne sichtbare Schranken, das freie Spiel der Phan-

kaſſe eröfnet ihm eine Sphäre von unermeßlichem Umfange, und ſein Geſang ſpricht mit der ganzen Natur. Der Geſang fodert Worte, aber ſolche die des Singens werth ſind. Geiſt und Ohr erwarten Genuß von der Sprache, wenn ſie nicht als Mittel gebraucht wird die alltäglichen Bedürfniſſe der Geſelligkeit zu befriedigen, ſondern als Werkzeug dienen ſoll, um irgend einen Zuſtand der Begeiſterung laut werden zu laſſen. Die Einbildungskraft fühlt ihre Freiheit von den Schranken des Ortes und der Gegenwart. Sie ſchwelgt in Bildern der Abweſenheit, Vergangenheit und Zukunft. Aber ſie will nicht allein ſchwelgen. Ihre Dichtungen ſollen auch für andere in einem anſtändigen Gewande erſcheinen, und dieß erhalten ſie durch Wahl und Stellung der Worte.

In dieſer Periode der Kunſtgeſchichte ſind Tanz, Muſik, und Poeſie nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, ſondern Zweck an ſich ſelbſt. Sie ſind freie Produkte der menſchlichen Natur in den Momenten des höhern Lebens. Was in ihnen erſcheint, iſt bloß das Perſönliche des Künſtlers. Ein Schritt weiter und er fühlt auch den Beruf, aus ſeiner Perſon herausgehen und ein für ſich beſtehendes Werk zu ſchaffen. Einem Gedanken, den die Begeiſterung in ihm erzeugte, will er auſſerhalb ſeiner eignen Phantaſie Realität geben. Er begnügt ſich nicht die feſtliche Stimmung, in der er ſich ſelbſt fühlt, um ſich zu verbreiten, ſondern die Ideenwelt ſeines Publikums ſoll auch durch ſeine Schöpfungen bereichert werden. Dies iſt die Periode der *Darſtellung*.

Aber auch als darſtellende Künſte ändern Tanz, Muſik und Poeſie nicht gänzlich ihre urſprüngliche Natur.

Die sinnliche Form, in welcher der Gedanke des Künstlers erscheint, ist nicht todt, sondern beseelt. Das freie Leben in ihren Bestandtheilen sträubt sich oft gegen die Herrschaft dieses Gedankens. Daher giebt es in einer Reihe von Bewegungen, Tönen und Worten manches, was keinen bestimmten Gegenstand darstellt, sondern bloß die persönliche Stimmung des Künstlers versinnlicht. Ein unbegränzter Trieb nach Darstellung würde sogar endlich die Form durch den Stoff zerstören. Die höchste Leidenschaft ist starr und sprachlos. Soll Tanz, Gesang und Poesie auch dann noch fortdauern, so muß etwas von der Wahrheit aufgeopfert werden, und das Persönliche des Künstlers muß der Herrschaft des Gegenstandes das Gleichgewicht halten.

Daher darf man in allem dem, was nicht zur Darstellung gehört, von der Musik so wenig als vom Tanze und von der Dichtkunst Bestimmtheit fodern. Das Gefühl der Begeisterung, das den Künstler erweckt, indem er seine eigne Stimmung in seinem Wirkungskreise verbreitet, ist seiner Natur nach dunkel und unbestimmt. Und eben diese Unbestimmtheit ist der Einbildungskraft willkommen, weil ihr freies Spiel dadurch mehr geschont wird. Nur wo die Musik darstellen will, müssen die Zeichen, welche sie gebraucht, eine bestimmte Bedeutung haben, und um zu erforschen, ob es für sie solche Zeichen gebe, wollen wir versuchen, das, was die allgemeinen Gesetze der Darstellung in Ansehung der Bestimmtheit fodern, auf die Musik insbesondere anzuwenden.

Ein dargestellter Gegenstand wird nur dadurch zu einer Erscheinung für die Phantasie, daß er ihr mit be-

stimmten Gränzen gegeben wird. Ein Unendliches in seiner Reinheit kann nicht erscheinen. Indem es die Vernunft zu denken versucht, und aus ihrer Vorstellung alles Beschränkte entfernt, entzieht sie zugleich der Einbildungskraft alle Nahrung. Die Idee des Künstlers muß daher schon gleichsam in einer körperlichen Hülle gedacht werden, ehe sie dargestellt werden kann. Die vollkommenste Darstellung kann nicht mehr bewirken, als daß der Gedanke des Künstlers sich unsrer Phantasie vollständig mittheilt. Ist aber in diesem Gedanken selbst für die Phantasie nichts Anschauliches, so entbehren wir den eigentlichen Kunstgenuß, und die große Pracht in der Einkleidung vermag uns nicht dafür zu entschädigen.

Vorausgesetzt nun, daß das Kunstideal bestimmt gedacht ist, so wird es nur dadurch versinnlicht, daß wir diese Bestimmungen in besondern Verhältnissen wahrnehmen. Denn auch die Natur des wirklichen Gegenstandes erkennen wir durch Erfahrung nie unmittelbar, sondern nur mittelst seiner Verhältnisse, indem wir von den Wirkungen auf die Ursachen schließen. Je vollständiger also die Verhältnisse des Ideals in der Darstellung gegeben sind, desto bestimmter ist seine Erscheinung.

Aber diese Vollständigkeit ist für den Künstler gefährlich. Verbreitet sich die Darstellung des Ideals auch über alle angränzenden Gegenstände, welche mit jenem durch Zeit, Ort und den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen verknüpft sind; so nähert sich die Erscheinung der Wirklichkeit, und für die Phantasie des Betrachters bleibt nichts zu ergänzen übrig. Gleichwohl will diese

beim Kunstgenuß nicht müßig empfangen, sondern zu eigner Thätigkeit aufgefodert werden.

Es gibt daher Künstler, welche sich einer solchen Vollständigkeit absichtlich enthalten, und den Schauplatz, auf welchem ihr Ideal erscheint undargestellt lassen. Beispiele dieser Art liefern uns mehrere Werke der griechischen Bildhauer, an denen der Alterthumsforscher die sogenannten Attribute vermißt, die aber demjenigen, der die Kunst um ihrer selbst willen liebt, eben deswegen werther sind, weil sie das freie Spiel seiner Phantasie weniger beschränken. Die überirrdischen Wesen, welche ihm der Bildhauer darstellt, denkt er sich in einer höhern Sphäre ausser den Gränzen der Wirklichkeit. Er ordnet sie in nothwendige Klassen, die in der Natur selbst gegründet, und nicht von dem Zufälligen in der Mythologie und den Sitten eines besondern Volkes abhängig sind. Nur um die Kennzeichen dieser Klassen wahrzunehmen, fodert er Bestimmtheit; in jeder andern Beziehung kann er sie entbehren.

Das Sinnliche des Ideals besteht hier in einem einzigen Verhältnisse, nicht zu einem einzelnen besondern Gegenstande, sondern zu der Totalvorstellung des Raums überhaupt. Ein bestimmter Theil dieses Raums erscheint hier ausgefüllt. Von demjenigen, was ihn ausfüllte, ist nur eine dunkle Vorstellung vorhanden, aber eine desto deutlichere, vollständigere und bestimmtere von seinen Gränzen. Und bloß durch Darstellung dieser Gränzen gelang es dem Künstler, uns für das Bild seiner Phantasie zu begeistern. Die Gestalt, welche uns erschien, war bis auf die kleinsten Theile ihrer Oberfläche bedeutend. Das

einzige Merkmal des sinnlichen Stoffs, was uns in der Anschauung gegeben wurde, war die Ausdehnung; aber noch nie hatte uns eine Erscheinung in der wirklichen Welt soviel in einem einzigen Merkmale geliefert.

Wie aber in diesem Falle der höchste Reichthum mit einer scheinbaren Armuth bestehen könne, wird uns begreiflich, wenn wir uns an die Bedingungen erinnern, von denen der Gehalt eines Ideals überhaupt abhängig ist. Wir schätzen die Erscheinung nach demjenigen, was in ihr nicht erscheint, sondern gedacht werden muß, nach der Summe von Realität, welche durch sie vorausgesetzt wird, nach dem Innhalte unsers Begriffs von dem, was ausserhalb unsrer Vorstellung der Erscheinung zum Grunde liegt. Was wir unmittelbar in der einzelnen Erscheinung wahrnehmen, giebt uns nie eine vollständige Vorstellung eines Gegenstands; es bleiben Lücken übrig, die durch Schlüsse und Ahnungen ergänzt werden müssen. Zu diesen Ergänzungen nimmt die Einbildungskraft den Stoff aus ihren eigenen Schätzen, aber in der Wahl dieses Stoffs ist sie von dem abhängig, was ihr in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben wurde. Und je größer diese Abhängigkeit bey Betrachtung eines Kunstwerks ist, je unumschränkter der Künstler die Phantasie des Kenners beherrscht; desto reichhaltiger ist das Ideal, das durch seine Darstellung versinnlicht wird.

Das Sinnliche in der Erscheinung ist es, was die Einbildungskraft des Betrachters leitet, aber nicht insofern es mannigfaltig, sondern insofern es bestimmt ist. Der bloße Umriß einer Figur, den eine Meisterhand auf das Papier wirft, ist hinreichend, unsre Phantasie

Gesetze zu geben. Jeder Punkt der zarten Linie ist gleichsam beseelt; aus jedem spricht ein unverkennbarer Ausdruck von Kraft oder Anmuth. Wir fühlen einen unwiderstehlichen Drang in uns selbst, das Bild auszumahlen, was hier nur angedeutet wird; aber wir fühlen auch die Unmöglichkeit irgend etwas in unsre Idee aufzunehmen, was mit dem Eigenthümlichen einer solchen Erscheinung nicht vereinbar wäre.

Im Werke des Bildhauers sind die Umrisse der Gestalt nach allen möglichen Richtungen zugleich bestimmt. Desto öfter also würde die Phantasie gewarnt werden, wenn sie sich eine unpassende Dichtung erlauben wollte; aber desto mehr Auffoderung findet sie auch, ihre eigne Unthätigkeit zu äussern. Und für diese ist ihr eben in Ansehung aller der Merkmale, worüber der Künstler nichts bestimmte, ein unermeßliches Feld eröffnet. Alles, was der Gegenstand durch Farbe, durch Bewegung, durch äussere Verhältnisse gewinnen kann, ist in ihrer Gewalt. Auch in der Zeit ist sie nicht beschränkt. Was ihr der Künstler in der Anschauung giebt, kann von ihr als ewig gedacht werden.

Ein einziges sinnliches Merkmal giebt hier dem Ideale Bestimmtheit und Reichhaltigkeit. Gilt dieß aber nur von den Umrissen der Gestalt? Oder giebt es auch ein andres eben so bedeutendes Merkmal für andre Künste?

Unter die Verhältniße, welche der Vorstellung eines Gegenstandes Bestimmtheit geben, gehört auch eine besonders angewiesene Stelle in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen. Dieß Verhältniß ist es vor-

züglich, was den Dichter beschäftigt, und hier zeigt er seine Darstellungskraft im weitesten Umfange. Er geht bis zu den entferntesten Veranlassungen der Begebenheiten zurück, und folgt ihrem Gange durch die kleinsten Fortschritte bis zur endlichen Entwicklung.

Begnügt sich der Dichter eine Reihe von Erscheinungen darzustellen, die durch allgemeine Naturgesetze verknüpft sind, so kann er uns ein sehr belehrendes Werk liefern, aber gewiß kein begeisterndes. Um aus dem Reiche der beschränkten Wirklichkeit in das Reich der Ideale überzugehen, bedarf er der Freyheit. Diese ist die Seele seiner Dichtung. Indem er den Glauben an die Freyheit voraussetzt, verbreitet sich selbstständige Lebenskraft über die Bestandtheile seines Werks, und an die Stelle eines Puppenspiels, das von einer unbekannten Macht durch unsichtbare Fäden bewegt wird, treten handelnde Personen. Für jede dieser handelnden Personen giebt es dann einen besondern Wirkungskreis, in dem sie der Mittelpunkt ist, und in diesem Wirkungskreise erscheint eine Reihe von Zuständen, welche Leben genannt wird. Jeder Zustand gründet sich auf ein bestimmtes Verhältniß des freyen selbstständigen Wesens zu der Welt, welche es umgiebt. Beyde werden in einem Zusammenhange gedacht, durch welchen die Thätigkeit des einen in die Empfänglichkeit des andern eingreift.

Freyheit, Persönlichkeit, Zustand und Leben als Gegenstände der Kunst betrachtet, sind keine metaphysische Begriffe, sondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns selbst wahrgenommen, und auf andre Wesen übergetragen werden. Durch Selbstbewußtseyn unter-

scheiden wir in uns Abhängigkeit und Unabhängigkeit von der Aussenwelt. Das Unabhängige in uns nennen wir Vermögen. Dieß äussert sich theils durch Empfänglichkeit, indem es das Bestimmte in der Aussenwelt auffaßt, theils durch Thätigkeit, indem es den gegebenen Stoff in der Aussenwelt nach eigner Willkühr bestimmt. Durch dieses Bestimmtwerden und Bestimmen fühlen wir uns mit der Aussenwelt in demjenigen Zusammenhange, welchen wir Zustand nennen. In einem solchen Zustande können wir bestimmte Merkmale wahrnehmen, ohne von unsrer eignen Natur und der Beschaffenheit der äussern Gegenstände eine deutliche Vorstellung zu haben. Alsdann betrachten wir das Verhältniß unsers Vermögens nicht zu einem einzelnen Gegenstande, sondern zu unsrer Aussenwelt überhaupt. So gab es auch für die Gestalt bestimmte Umrisse, ohne daß wir von dem, was sowohl innerhalb, als ausserhalb dieser Umrisse vorhanden war, etwas deutlich erkannten. Wie dort nur die Ausdehnung im Raume begränzt wurde, so hier nur das Vermögen in der Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Unter der Voraussetzung, daß ein innrer Trieb unser Daseyn zu erweitern und der äussern Beschränkung zu widerstehen seine Wirksamkeit nie gänzlich verliert, sind uns die Gränzen unsers Vermögens nicht gleichgültig. Ihre Wahrnehmung ist daher von gewissen Gefühlen, von Freude oder Schmerz und ihren mannichfaltigen Mittelstufen begleitet. An diesen Gefühlen erkennt der innere Sinn, in wie weit jener allgemeine Lebenstrieb durch unser gegenwärtiges Verhältniß zur Aussenwelt befriedigt wird, und dieß gehört zu den bestimmten Merkmalen des Zustandes.

Um nun diß Merkmal eines Zustandes auch an andern lebenden Wesen wahrzunehmen, bedürfen wir gewisser äussern Zeichen, welche den Grad jener Gefühle bestimmt andeuten. Und solche Zeichen finden wir in der Bewegung. Daher ist sie für alle Künste, welche unmittelbar auf die äussern Sinne wirken, das anerkannte Mittel zur Darstellung eines Zustandes. Auch in den Werken des Bildhauers und Mahlers wird die Lage der beweglichen Theile des Körpers nur dadurch für den Zustand bedeutend, daß sie die Spur einer vorhergegangenen Bewegung enthält. Im Tanz und in der Schauspielkunst erscheint die Bewegung zwar mit Gestalt verknüpft, aber auf jener allein hafftet die Aufmerksamkeit beym eigentlichen Kunstgenusse, und die Gestalt ist gleichsam nur das Gerüste des Kunstwerks. Es entsteht daher die Frage, ob nicht auch Bewegung ohne Gestalt zur Darstellung zureichend sey, so wie es Gestalt ohne Bewegung ist.

Die Gestalt verschwindet bey einer Bewegung, die wir nicht durch sichtbare, sondern durch hörbare Merkmale wahrnehmen. Daß wir aber solche Merkmale in einer Reihe von Tönen zu finden glauben, lehrt uns schon der Sprachgebrauch. Sind es nur bloß bildliche Ausdrücke, wenn wir von einer Fortschreitung der Melodie, von einem Auf- und Absteigen der Stimme reden, oder giebt es wirklich eine Aehnlichkeit zwischen der Bewegung der Gestalt im Raum, und der Bewegung des Klangs innerhalb der Tonleiter?

Die Höhe und Tiefe der Töne wird von dem Ohr auf ähnliche Art unterschieden, wie von dem Auge die Farben. Sind zwey Töne von verschiedner Höhe gege-

ben, so wird die Phantasie veranlaßt, noch höhere und tiefere Töne zu denken, und dadurch gelangt sie zu der Vorstellung einer Tonleiter, indem sie die Reihe der Abstuffungen gegen die beyden äussersten Gränzen, wo das Ohr die Höhe und Tiefe nicht mehr unterscheidet, verlängert.

Ist in einer Reihe von Tönen auser der Mannigfaltigkeit der Höhe und Tiefe auch die Einheit eines besondern Schalls hörbar, so vernehmen wir einen bestimmten Klang. Dieser Klang — das Beharrliche in der Melodie — ist für das Ohr eben das, was in der sichtbaren Bewegung die beharrliche Masse für das Auge ist. Wie diese ihren Ort verändert, so verändert jener seine Stelle in der Tonleiter.

Eine solche Bewegung eines Klangs hören wir an uns selbst nicht bloß im Gesange, sondern auch in der Rede. Jeder Laut unsrer Stimme hat eine bestimmte Stelle auf der Tonleiter, und diese Stelle würden wir auch im Sprechen wahrnehmen, wenn der Ton so zu uns gelangte, wie ihn die Stimmritze angiebt, und nicht wie er durch das Geräusch der übrigen Sprachorgane unterdrückt wird. Eine bestimmte Höhe oder Tiefe des Tons wird hörbar, sobald man dieß Geräusch von ihm absondert, wie uns beym Aushalten eines Vokals die Erfahrung lehrt.

Durch Selbstgefühl sind wir uns bewußt, daß die Bewegung des Klangs unsrer Stimme durch unsre eigne Thätigkeit bestimmt wird. Diese Bewegung gehört zu dem, was wir, als unabhängig von der Aussenwelt,

von dem Abhängigen in uns unterscheiden, zu den Aeusserungen unsrer Freyheit. Daher ahnen wir Freyheit und Persönlichkeit in jeder Bewegung eines bestimmten Klangs. Dieser Klang ist für unser Ohr die sinnliche Form eines freyen lebendigen Wesens, so wie es die bewegliche Gestalt für unser Auge ist.

Sind nun in der Bewegung der Gestalt die sinnlichen Zeichen eines bestimmten Zustands nicht zu verkennen, so fragt sichs, ob die Bewegung des Klangs weniger bedeutend sey. Die Gebehrdensprache wird allerdings von einer grössern Anzahl für verständlicher gehalten, als die Sprache der Töne, allein dieser Unterschied verdient noch eine genauere Untersuchung.

Was in der Gebehrdensprache ein bestimmtes Ziel der Bewegung bezeichnet, giebt ihrer Darstellung ohne Zweifel eine Deutlichkeit, die wir in einer Reihe von Tönen vermissen. Durch Wahrnehmung dieses Ziels entsteht eine bestimmte Vorstellung von dem Gegenstande der Begierde, des Abscheus, der Furcht, des Zorns und der Liebe. Auch in der Musik giebt es zwar ein Ziel der Bewegung, den Hauptton der Melodie In dem Verhältnisse, wie sich die Fortschreitung des Klangs diesem Ziele nähert, oder sich von ihm entfernt, vermehrt oder vermindert sich die Befriedigung des Ohrs. Aber dieses Ziel der musikalischen Bewegung bezeichnet nichts in der sichtbaren Welt. Was es andeutet, ist ein unbekanntes Etwas, das von der Phantasie nach Willkühr als irgend ein einzelner Gegenstand, oder als eine Summe von Gegenständen, als die Aussenwelt überhaupt, gedacht werden kann.

Zugegeben aber, daß die musikalische Darstellung in dieser Rücksicht weniger vollständig ist, und der Einbildungskraft mehr zu ergänzen übrig läßt, als Tonkunst und Mimik, so haben wir im Vorhergehenden an dem Beyspiele der Bildhauerkunst gesehen, daß die Bestimmtheit der Darstellung nicht von ihrer Vollständigkeit abhängt. Selbst in der Gebehrdensprache bleibt auch alsdann noch, wenn das Ziel der Bewegung nicht angedeutet wird, in der Art der Bewegung Bestimmtheit genug übrig, und es entsteht die Frage, ob wir von dieser Bestimmtheit allein etwas dem ähnliches erwarten dürfen, was wir in den bloßen Umrissen der Gestalt finden.

Der schwebende Gang der Freude und der schwere Tritt des Kummers sind in der Gebehrdensprache allgemein verständlich, auch wenn wir in beyden Fällen von der Richtung dieser Bewegungen keine deutliche Vorstellung haben. Was diese Zeichen bedeutend macht, ist ein gewisser Zusammenhang, den wir in uns selbst zwischen diesen Unterschieden der Bewegung und den Unterschieden unsers Zustandes wahrgenommen haben, und den wir von uns auf andre lebende Wesen übertragen. In den Bewegungen der fremden Gestalt erkennen wir uns selbst wieder.

Von ähnlicher Art ist der Unterschied zwischen dem Jauchzen der Fröhlichkeit und dem gepreßten Tone des Schmerzens. Was für einen Zustand diese Verschiedenheit bezeichnet, wissen wir nicht bloß aus eigner Erfahrung von der Art, wie diese Gefuhle an uns selbst sich ankündigten, sondern auch durch eine gewisse Sympathie, die schon bey der Gebehrdensprache, obwohl in einem unmerklichern Grade, sich äussert.

Vorausgesetzt nun daß es selbst für die stumpfesten und ungeübtesten Sinne deutliche Merkmale giebt, wodurch sich die Zeichen der Freude von den Zeichen des Schmerzens in Gebehrden und Tönen unterscheiden, so sind da durch auch für eine unendliche Menge von Abstuffungen beyder entgegengesetzter Gefühle bestimmte Zeichen gege ben. Der feinere und geübtere Sinn vergleicht die we niger verständlichen Gebehrden und Töne mit den allge mein verständlichen, und entdeckt mehr oder weniger Aehn lichkeit mit den anerkannten Zeichen der Freude und des Schmerzens. So bereichert sich die Gebehrdensprache, und, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, den Sinn des Gehörs eben sowohl, als den Sinn des Gefühls zu üben, auch die Sprache der Töne. Daß zu Wahrnehmung feiner Unterschiede das Ohr weniger tauglich sey, als das Auge, läßt sich im Allgemeinen nicht behaupten, aber der einzelne Mensch kann sich in Lagen befinden, wo er öfter veranlaßt wird, das Sichtbare, als das Hörbare zu vergleichen. Alsdann werden ihm Tanz und Schauspiel kunst verständlicher seyn, als Musik, so wie diese hingegen zu demjenigen deutlicher sprechen wird, dessen Aufmerk samkeit mehr auf Tönen, als auf Gestalten haftet.

Wenn es der Musik nicht an deutlichen Zeichen fehlt, um einen bestimmten Zustand zu versinnlichen, so ist ihr dadurch auch die Möglichkeit der Charakterdarstellung ge geben. Was wir Charakter nennen, können wir über haupt weder in der wirklichen Welt noch in irgend einem Kunstwerke unmittelbar wahrnehmen, sondern nur aus demjenigen folgern, was in den Merkmalen einzelner Zu stände enthalten ist. Es fragt sich also nur, ob auch in einer solchen Reihe von Zuständen, wie sie durch Musik

dargestellt wird, Stoff genug vorhanden sey, um daraus die bestimmte Vorstellung eines Charakters zu bilden.

Der Begriff des Charakters setzt ein moralisches Leben voraus, ein Mannichfaltiges im Gebrauche der Freyheit, und in diesem Mannichfaltigen eine Einheit, eine Regel in dieser Willkühr. Eine solche Regel wird entweder unmittelbar wahrgenommen, indem man aus der Reihe von Erscheinungen eines moralischen Lebens das Gemeinsame heraushebt, oder sie wird durch einen Schluß aus einzelnen Zügen gefolgert, wenn diese eine Ursache voraussetzen, deren Wirksamkeit sich nach dem Gesetze der Analogie nicht auf einen einzigen Fall einschränken kann. Zu diesen charakteristischen Zügen gehören besonders solche Handlungen, die mit den äussern Verhältnissen im Widerspruche stehen, und wozu wir also einen Grund innerhalb der Person zu suchen genöthigt werden. Durch dieses Mittel bewirkt der Dichter eine reiche und lebendige Charakterdarstellung auch in einem kleinen Umfange von Begebenheiten. So sehen wir Achill und Priamus einander gegenüber bey einem traulichen Mahle — jener vergißt den Vater Hektors, dieser den Mörder des Sohns — einer ist im Anschauen des andern verloren, und beyde ehren die höhere menschliche Natur.

Auf ähnliche Art verfahren auch andre Künstler, und je reichhaltiger ihre Produkte an solchen bedeutenden Zügen sind, desto vollkommner ist ihre Charakterdarstellung. Das Beyspiel des Tänzers und Schauspielers lehrt uns, wie viel besonders durch die Zeichen der Bewegung für diesen Zweck geleistet werden kann. Gilt nun eben diß auch von der Sprache der Töne, oder giebt es hierinn

einen Unterschied zwischen den Bewegungen der Gestalt und den Bewegungen des Klangs?

Auch hier äussern sich allerdings die Folgen des Umstandes, daß in einer Reihe von Tönen kein bestimmtes Ziel, sondern nur eine bestimmte Art der Bewegung wahrgenommen wird. Was der Tänzer und Schauspieler durch dieses Ziel andeutet, fehlt in der Charakterdarstellung des Tonkünstlers. Daher vermißt man alles dasjenige bey ihm, was irgend einen fortdauernden Trieb nach einem besondern Gegenstande betrifft. Aber es fragt sich, ob nicht auch alsdann noch bestimmte Merkmale in der Vorstellung eines Charakters übrig bleiben, wenn sie von irgend einer besondern Richtung der Triebe nichts bestimmtes enthält.

Auffer den Verschiedenheiten der besondern Gegenstände, auf welche unsre Triebe gerichtet sind, giebt es noch einen allgemeinen Unterschied, der die Triebe überhaupt in zwey Classen abtheilt. Ihr Zweck ist entweder unsre Thätigkeit oder unsre Empfänglichkeit zu äussern, zu bestimmen, oder bestimmt zu werden. Von diesen beyden entgegengesetzten Classen der Triebe verliert keine ihre Wirksamkeit gänzlich, so lange das Leben selbst währt, aber sie beschränken einander gegenseitig und in einzelnen Momenten hat bald der Trieb der Thätigkeit, bald der Trieb der Empfänglichkeit das Uebergewicht. Wird nun zwischen beyden ein bestimmtes fortdauerndes Verhältniß wahrgenommen, so gehört dieß zu den Merkmalen des Charakters. Daher das männliche und weibliche Ideal, und die unendlich mannichfaltigen Abstuffungen zwischen beyden.

Giebt es nun in der Musik deutliche Zeichen für ein bestimmtes Verhältniß der männlichen Kraft zur weiblichen Zartheit, so ist dadurch eine Charakterdarstellung möglich, welche in Ansehung dieses Merkmals völlig bestimmt ist, wenn sie gleich die Ergänzung der andern Merkmale dem freyen Spiele der Einbildungskraft überläßt. In den Umrissen und Bewegungen der Gestalt erkennt ein geübtes Auge die kleinsten Abstuffungen der Männlichkeit und Weiblichkeit. Auch verliert das Bild der Phantasie dadurch nichts an Bestimmtheit, daß man es nicht durch Worte beschreiben kann. Denn welche Sprache wäre wohl reich genug, um die unendliche Mannichfaltigkeit der feinsten Unterschiede dieses Merkmals andeuten zu können? Ist aber die Frage, ob es für diese Unterschiede in dem Klange und seiner Bewegung deutliche Zeichen gebe, so dürfen wir nicht vergessen, was schon bey den hörbaren Zeichen des Zustands bemerkt worden ist, daß es nehmlich dem Sinn des Gehörs deswegen an sich selbst nicht an Feinheit fehlt, weil er in mehreren Fällen nicht eben so viel Gelegenheit zur Uebung und Ausbildung hatte, als der Sinn des Gesichts. Daß es für den äussersten Grad der Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Reihe von Tönen einen eben so allgemein verständlichen Ausdruck giebt, als für Freude und Schmerz, bedarf wohl keines Beweises. Auch dem ungeübtesten Ohr, das den Klang der Posaune und der Flöte, den Marsch und die ländliche Tanzmusik, den Kirchenhymnus und das Adagio des einzelnen Sängers oder Instrumentisten gegeneinander hört, braucht man diese Unterschiede nicht zu erklären. Aus diesen Zeichen aber von anerkannter Bedeutung bildet sich nach und nach eine Sprache wie bey den Zeichen des Zustands,

indem man die undeutlichern Zeichen mit den deutlichern vergleicht, und mehr oder weniger Aehnlichkeit zwischen ihnen bemerkt.

Die unverkennbarsten Zeichen des Charakters finden sich in der Verschiedenheit des Klangs. Die mannichfaltigen Grade des Rauhen und Sanften, wodurch sich Menschenstimmen und Instrumente unterscheiden, sind daher eines von den brauchbarsten, aber nicht das einzige Mittel der Charakterdarstellung in der Musik.

In der Bewegung des Klanges bemerken wir theils die Unterschiede der Dauer, theils die Unterschiede der Beschaffenheit. Jene sind für die Charakterdarstellung die wichtigsten. Das Regelmäßige in der Abwechselung von Tonlängen (Rhythmus) bezeichnet die Selbstständigkeit der Bewegung. Was wir in dieser Regel wahrnehmen ist das Beharrliche in dem lebenden Wesen, das bey allen äussern Veränderungen seine Unabhängigkeit behauptet. Daher der hohe Werth des Rhythmus in der griechischen Musik, Poesie, und Tanzkunst. Das ruhige Fortschreiten der Würde, und das Schweben der Anmuth haben diese Künste mit einander gemein. „Das Wortlose" sagt Klopstock „wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter."

Ueber die Melodie der Griechen haben wir nur dunkle und unvollständige Nachrichten, aber was sie im Rhythmus leisteten, können wir schon an dem einzigen Beyspiele zweyer Versarten erkennen: den Alcäischen, und den Sapphischen. Jene ist eine musterhafte Darstellung

des männlichen, diese des weiblichen Ideals. Der Deutsche — der es aber bedarf von Zeit zu Zeit an seine Schätze erinnert zu werden — braucht solche Muster so weit nicht zu suchen. Nur zwey Beyspiele von eben dem Dichter, der den Werth des Rhythmus so gut erkannte:

Komm! ich bebe vor Lust! Reich mir den Adler
Und das triefende Schwerdt! komm, athme und ruhe
Hier in meiner Umarmung
Aus von der donnernden Schlacht. —

Und dieser Heldinn gegenüber das ängstliche Mädchen:

Aber in dunkler Nacht ersteigst du Felsen,
Schwebst in täuschender dunkler Nacht auf Wassern;
Theilt' ich nur mit dir die Gefahr zu sterben;
Würd' ich Glückliche weinen?

Was durch die Melodie unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand, das Vorübergehende im Gegensatz des Beharrlichen, der Grad des Lebens in dem einzelnen Momente. Die Bewegung innerhalb der Tonleiter besteht in einem unaufhörlichen Schwanken zwischen Realität und Beschränkung. Im Verhältnis der einzelnen Töne zum Haupttone, auf welchem die Einheit der Melodie beruht, erscheint das Streben nach einem Ziele, bald Annäherung bald Entfernung, und endlich Ruhe, wenn es erreicht ist. Neben diesen Veränderungen kann es aber auch in der Melodie etwas Beharrliches geben, gewisse Gränzen nehmlich in dem Umfange der melodischen Bewegung, ein gewisses Ebenmaas in der Art der Fortschreitung. Und in diesem Beharrli-

chen erkennen wir eine bestimmte Kraft oder Zartheit des Charakters. Daher vielleicht die scheinbare Aengstlichkeit der Kunst-Polizey bey den Griechen in Ansehung dieser Merkmale des Charakters. Daher der Censor-Eifer des Spartaners, der auf der Cither des Timotheus nicht mehr als sieben Saiten duldete.

Ob sich die Musik der Griechen bloß auf Rhythmus und Melodie einschränkte, oder ob sie auch das kannten, was wir Harmonie nennen, ist in der Geschichte der Tonkunst noch eine Streitfrage. Es hat neuere Theoretiker gegeben, die wegen dieses Umstandes an dem Werthe der Harmonie überhaupt noch gezweifelt haben. Diese zu widerlegen ist hier der Ort nicht; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um sich von der Wichtigkeit der Harmonie wenigstens für die Charakterdarstellung zu überzeugen. Durch eine Verbindung zugleich tönender Stimmen wird es möglich die Melodie und den Rhythmus unter diese Stimmen zu vertheilen. Leidenschaft und Charakter können beydes abgesondert durch verschiedne Bewegungen lebendiger und bestimmter versinnlicht werden, ohne daß das Gleichgewicht zwischen beyden aufgehoben wird, was zur vollkommensten Wirkung des Ganzen erfoderlich ist. Jeder Gedanke, jede Empfindung, die durch den Zustand erweckt wird, und gleichsam als ein einzelnes lebendes Wesen sich durch die Töne einer Menschenstimme, oder eines nachahmenden Werkzeugs verkündigt, bereichert das Ideal der Phantasie, und erhöht die Vorstellung von der Kraft, die in einem solchen Kampfe nicht unterliegt. In diesem Umfange und Grade giebt es vielleicht keine andre Darstellung in der Musik für das Erhabene des Charakters.

VII

Kunstschulen.

Wer gute Kunstschulen errichten will, der erhebe sich zu den ewigen und allgemeinen Gesetzen, nach welchen der Schöpfer das menschliche Herz so wohlthätig gebildet hat. Gefallen: ist Endzweck, Mittel und Antrieb in Bildung aller Kunstwerke. Geist, Hand und Willen des Kunstschülers müssen auf solche Weise gebildet werden, daß er seinen künftigen Werken das Recht verschaffe, allenthalben und allzeit zu gefallen. Gute Kunstschulen bilden solche Künstler, die ihren Arbeiten das Gepräge der Vollkommenheit aufzudrücken wissen, und die darin allen denjenigen Menschen gefallen, die nicht durch Vorurtheil, Leidenschaft, oder Krankheit der Sinne geblendet sind.

Der ächte Kunstschüler überzeuge sich, daß sein Kunstwerk nur alsdann allgemein und immer gefallen wird, wenn er in demselben den harmonischen Dreiklang des sinnlich Schönen, des geistig Angenehmen und des sittlich Rührenden zu vereinigen weiß.

Das sinnlich Schöne besteht in der Reinheit, dem Ebenmaße, der Mannigfaltigkeit und Vollendung.

Geistig angenehm ist dasjenige, was wahrhaft, bestimmt, einfach im Ganzen und zusammenhängend in seinen Theilen ist.

Sittlich rührend sind: das Wohlthätige, Gemeinnützige, Menschenveredelnde, Nützlichausführende.

Der Künstler bestrebe sich, alles dieses, so viel möglich, in jedem seiner Kunstwerke zu vereinigen und hiezu werde er in guten Kunstschulen gebildet.

Er bestrebe sich alles zu vermeiden, was mit Recht mißfallen könnte.

Mißfallen wird erregt durch eckelhafte Verstimmung des Sinnlichhäßlichen, Geistigwidrigen, Unsittlichabscheulichen.

Das Sinnlichhäßliche bestehet in dem Schmutzigen, Krüpelhaften, Platten und Gestümperten.

Das Geistigwidrige bestehet in dem Lügenhaften, Schwankenden, Verworrenen, Unordentlichen.

Unsittlich abscheulich sind: das Schadenfrohe, Menschenfeindliche, Tückischverführende, Boshaftzerstörende.

Das alles vermeide der Künstler in Ausübung seiner Kunst, und vor jeder dieser Klippen warne die gute Kunstschule.

Diese Grundsätze sind auf alle Künste anwendbar, müssen allen Kunstschulen zur Richtschnur dienen.

Der Kunstschüler, der sich nicht gewöhnt, mit geübter, leichter und sicherer Hand das Sinnlichschöne zu bilden, wird kein ächter Künstler werden. Er wird mehr sudeln als mahlen; als Tonkünstler ungeübt in der vollkommen reinen Tonleiter wird er nicht rein singen; als Redner wird er unkorreckt, rauh und ohne Rhythmus keinem Zuhörer gefallen; als Dichter werden seine lebhaftesten Darstellungen durch Fehler gegen Prosodie und Wohllaut vieles verlieren.

Wenn jedoch der Kunstschüler erlernt hat, das Sinnlichschöne mit Fertigkeit zu bilden, aber in seine Kunstwerke keinen eignen Geist zu legen weiß: dann wird er kein grosser Künstler werden. Als Mahler wird er gut kopiren, als Tonkünstler gut exekutiren, als Schriftsteller gut übersetzen; allein das Hohe der Kunst, das Erfinden und Komponiren wird für ihn unerreichbar seyn.

Wenn die Kunstschüler nicht von der Würde der Kunst überzeugt werden; wenn sie sich bestimmt glauben, dem schwelgenden Laster für bedungenen Miethlohn zu fröhnen; dann werden sie die Kunst meistens entweihen; werden dazu mitwirken, daß das Sittenverderbniß des Zeitalters vermehret werde; in schändlichen Gemälden, lüsternen Gedichten, reitzenden Darstellungen werden sie das Laster durch die Zauberkraft der Kunst verschönern, und werden in manchem unschuldigen Gemüthe den Keim der Verführung entwickeln. Ihre Kunstwerke werden keinen allgemeinen Beifall einerndten; Verachtung und Tadel der Rechtschaffnen erwartet sie.

Der Kunstschüler lernet das Sinnlichschöne bilden,

indem er sich bestrebt, alle seine Werke mit vollkommner Reinheit zu verfertigen; indem der Bildner in jedem Pinselstrich, in jeder Farbenmischung oder in jedem Meiselhiebe alles unterläßt, was nicht nothwendig dazu gehört; alles hineinlegt, was nöthig ist. Die Reinheit des Tonkünstlers bestehet in der Gleichheit seiner Töne mit den Lauten des richtig eingetheilten Monochords, oder auch des wohlgestimmten Klaviers. Die Reinheit des Schriftstellers bestehet in der genauen Beobachtung des Syntaxes.

Das Ebenmaß bestehet für den bildenden Künstler in der richtigen Zeichnung, in dem Verhältnisse der Umrissen und Flächen aller sinnlichen Gegenstände, die er darstellt. Es bestehet für den Tonkünstler in den Verhältnissen der Tonleiter und Akkorde. Es bestehet für den Schriftsteller in Rhythmus und Prosodie. Die Schönheit des Ebenmaßes liegt in den leicht zu fassenden Verhältnissen der Zahlen: Eins, Zwey und Drey. Die bildende Natur, die bildenden Künste, die Baukunst, die Tonkunst in ihren Vorschriften der Harmonie, und die Prosodie des Dichters, sind und bleiben diesem ungezweifelt richtigen Grundsatze getreu.

Das Mannichfaltige bestehet für den bildenden Künstler in sanften Beugungen excentrischer wellenförmiger Linien des Umrisses, in zarten Wölbungen der Flächen, in gebrochenen Mitteltinten des Mahlers. Es besteht für den Tonkünstler in dem schicklich abwechselnden Gebrauche der Halbtöne und Dissonanzen. Für den Schriftsteller bestehet es in Abwechslungen des Rhythmus und in mannichfaltigen Verhältnissen der Prosodie.

Der Kunstschüler bestrebe sich alle und jede Theile seines Werkes so genau, so vollkommen auszuführen, als möglich ist. So gewöhnt er sich an Vollendung. Kein Kunstwerk ist wahrhaft und ohne Tadel schön, das nicht vollendet ist. Ein Kunstwerk ist ein Ganzes. Die kleinste Nachläßigkeit in der Ausführung der Theile schadet seiner Vollkommenheit.

Die gute Kunstschule überzeugt den Kunstschüler sehr bald, daß das Sinnlichschöne des Kunstwerkes nur nach und nach und mit unendlichem Fleiße erzeugt werden kann: dann es besteht aus unzählig vielen Elementartheilen, deren jeder mit Reinheit im Ebenmaße und manchfaltig vollendet werden muß. Aber dann auch! welche sichere kraftvolle Wirkung? So schnell, als der electrische Feuerfunken erregt wird; eben so schnell wirkt das Sinnlichschöne auf Herz und Geist. Wer erblickt das Gemälde eines Fügers, wer hört die Stimme der Mara, wer liest eine Stanze aus Oberon, der nicht Freude und Wohlgefallen augenblicklich empfindet?

Der Kunstschüler hat alsdann die so nöthige Fertigkeit erreicht, wenn seine Hand, als bildender Künstler, wenn seine Kehle, als Sänger, wenn sein leisprüfendes Gehör, als Schriftsteller mit Leichtigkeit und Gewisheit jedes Elementartheilchen der sinnlichschönen Darstellung zweckmäßig wählt und bildet.

Erwerbung und Erhaltung dieser Fertigkeit durch beständiges Ueben sind für jeden Künstler das Geschäft seines ganzen Lebens. Diese Fertigkeit erlischt, wenn sie nicht unaufhörlich geübt wird. Sie wird in guten Kunstschulen

am leichtesten in der ersten Jugend erlernet, weil in diesem zarten Alter die Form der Elementartheilchen sich am geschwindesten dem empfänglichen Gedächtnisse einprägt, und weil in der Jugend die Hand und jedes sinnliche Werkzeug gelenck und biegsam ist.

Die Grundsätze desjenigen, was geistig angenehm ist, sind Vorschriften die der Kunstschüler befolgen lernen muß, wenn er in seinem Werke dem denkenden Verstande des Kunstliebhabers gefallen will. Jeder denkende Verstand beschäftigt sich alsdann auf eine angenehme Weise mit einem Kunstwerk, wenn er alle und jede Verhältnisse des Dargestellten darin deutlich und richtig wahrnimmt.

Das Gesetz der Wahrheit ist in einem Kunstwerke befolgt, sobald es den Gegenstand gerade so darstellt, wie sein Urbild in der Natur selbst, unter den möglichst zweckmäßigen Umständen erscheinen würde, wenn es zugegen wäre. So mahlte Titian. So traf Pergolese die Tonfolge der leidenden Empfindung in seinem Stabat, so sind die Modulationen in seiner serva padrona der Ausdruck der muntersten Laune, und so schildern Geßner und Thomson die schöne Natur.

Das Bestimmte wird erzielt, wenn der Künstler jedem Theile seines Werkes den wahren Charakter gibt, wenn er diejenigen Züge wählt, welche seinen Gegenstand auf die deutlichste Weise von jedem andern unterscheiden. So mahlte Raphael, so schrieben Gluck und Benda, so richtig und genau bezeichnete Shakespear die verschiedensten Zeiten und Gegenden.

Ein Kunstwerk ist einfach, wenn es einen Hauptgegenstand in einer nämlichen Zeit, im nämlichen Orte vorstellet, wenn es den Kunstliebhaber nicht durch Verschiedenheit der Gegenstände zerstreuet, ihn nicht in dem Vergnügen stört, alle Verhältnisse des Gegenstandes anhaltend und vollständig von allen Seiten zu bemerken. So liegt z. B. Einheit in Buonarolas jüngstem Gericht; in dem gebundenen Musikstyl eines Palestrina, Händel, Bach, die jedesmal nur ein Thema unter allen Akkorden ausführen. Dichter und Redner beobachten Einheit in ihren Meisterstücken, und ohne Einheit bestehet kein ächtes Kunstwerk.

Die Theile des Kunstwerks müßen unter sich verbunden seyn, sonst sind sie kein zusammenhängendes Ganze, und der Kunstfreund vermißt alsdann mit Unwillen das vereinigende Verhältniß, das zwischen den Theilen eines jeden Kunstwerks bestehen muß. Die Gemälde des Poussin sind hierin musterhaft und in allen ächten Meisterwerken der Tonkünstler, Redner und Dichter ist dieser Grundsatz beobachtet. Verbunden sind in jedem Kunstwerke diejenigen Theile des Ganzen, die auf den nämlichen Endzweck ohne leeren Zwischenraum und ohne leere Zwischenzeit zusammenwirken. Die Kunstschule überzeuge jeden Zögling von der Gewißheit dieser Grundsätze, und er bemerke deren Anwendung in jedem Kunstwerke, das ihm als Muster vorgelegt wird.

Jedes Bestreben muß einen guten Endzweck haben, in dessen Erzielung der Mensch sich und andern nützlich wird. Dieß ist allgemeine Pflicht, und eine zweckmäßige Kunstschule muß von diesem Geiste beseelt seyn.

Wohlthätig sind die Werke schöner Künste auch dann an sich selbst, wenn sie gleichsam spielend und auf unschuldige Weise das Gemüth ergötzen. Ein Blumenstück von Huisum, eine Symphonie von Pleyel, ein anmuthvolles Liedchen von Matthison erheitern die Seele des Kunstliebenden, der nachher zu seinen ernstlichen Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt.

Gemeinnützig werden die bildenden Künste, wenn sie das Andenken verdienter Männer in öffentlichen Denkmälern verewigen; gemeinnützig sind Dichtkunst und Tonkunst, wenn beide vereinigt in erhabnen Hymnen die Seele zu der innigsten Gottesverehrung erheben. Gemeinnützig ist die Redekunst, die in dem Lehramte das Herz der Zuhörer den Vorschriften der Tugend öfnet, die vor dem Richterstuhle den Unschuldigen vertheidigt und rettet.

Veredelnd sind die schönen Künste, wenn sie den Menschen der rohen Sinnlichkeit, und der Härte des kalten Eigensinns entziehen; wenn sie zugleich der Tugend die reitzende Wonne sinnlicher Schönheit geben, und der sinnlichen Schönheit die himmlischsanfte Würde der Unschuld verschaffen.

Nützlichausführend sind die schönen Künste, wenn ihre begeisternden Musen das Wort zur rechten Zeit sprechen; wenn sie sich bestreben, dem gegenwärtigen sittlichen Bedürfniß des Zeitalters zu begegnen; wenn in Zeiten der Verderbniß, der Erschlaffung und des verführenden Lasters ihre Stimme die Kraft und Würde der Tugend erhebt, und in Zeiten roher grausamer Härte die Gemüther zu mildern sucht.

Der rechtschaffene Lehrer in einer jeden Kunstschule schildre bey jeder Gelegenheit seinen Schülern den hohen Werth und die Würde der Kunst. Ein erhabnes Bewußtseyn, daß sie sich und andern in gegenwärtigen und künftigen Zeiten nützlich werden, entflamme ihre Herzen! Dieser hohe Sinn wird ihren anhaltenden Fleiß beleben, und ein reiner edler Geist wird künftig in ihren Kunstwerken athmen. Mit einem Worte: der Lehrer präge dem Kunstschüler ein: daß nur alsdann sein Kunstwerk allgemein, und in allen Zeiten mit Recht gefallen werde, wenn der Gegenstand durch Tugendliebe bestimmt wird; wenn die prüfende Vernunft die Mittel wählt, und die kunstfertige geschickte Hand diese Mittel auf die schönste Weise anwendet und ausführt. Die menschliche Seele trägt das Gepräg ihres göttlichen Ursprungs. So bald sie nicht durch Leidenschaft oder Vorurtheil verwirrt, nicht durch Krankheit des Körpers in Aeuserung ihres reinen innern Triebes gehemmt ist; so strebt sie nach dem Unendlichen. Dasjenige gefällt ihr alsdann am besten, was in ihr in der möglichst kürzesten Zeit und in der möglichst größten Ausdehnung das meiste Gefühl erregt, die richtigste Kenntniß veranlaßt, für sie der Gegenstand der nützlichsten Wirksamkeit wird, und sie der denkbaren unendlichen Vollkommenheit in ihren beschränkten Verhältnissen am nächsten bringt. Alle Gesetze des Gefallens fließen aus dieser Wesenheit der Seele. Diese Gesetze sind ewig und allgemein, und ihr Innbegriff ist, wie bereits gesagt worden, die wahre Richtschnur guter Kunstschulen.

Die Lehrart ist alsdann zweckmäßig: wenn die Liebe der Kunst in den Schülern erregt und erhalten wird. Betrachtungen über den Werth der Kunst, und der An-

blick fürtreflicher schöner Kunstwerke tragen wesentlich dazu bey. Das Fortschreiten des Schülers werde durch verdienten und gemäßigten Beifall ermuntert, und nie werde seine Geisteskraft durch übermäßiges Arbeiten ermüdet. Wenn der Schüler aus eignem Antrieb fleißig ist: dann liebt er die Kunst, dieses Kennzeichen ist untrüglich.

Der Kunstschüler werde so geleitet, daß er jedesmal das Kunstwerk, das er nachbildet, im Ganzen und in seinen kleinsten Theilen sorgfältig betrachte. Durch eignes Nachdenken und Hülfe des Lehrers erkenne er Zweck, Mittel und Werth der Ausführung. Wenn er nichts bemerkt als das Sinnlichschöne des Kunstwerkes, wenn er sich nicht zu dessen geistigen und sittlichen Werth im Ganzen erhebt: dann kann er wohl ein mechanisch geschickter Künstler werden: allein der hohe wahre Sinn der Kunst wird für ihn immer verschlossen bleiben.

In der Ausführung werde kein Fehler, auch nicht der geringste nachgesehen. Besser zehnmal das nämliche wiederholt, biß die Vollkommenheit erreicht ist. Die Fertigkeit ist die Frucht wiederholter Uebung. Die Hand und jedes Organ verwöhnt sich sehr bald, und bildet alsdann unwillkührlich das Fehlerhafte: sobald sie sich nicht unermüdet bestrebt, das Vollkommne zu erzielen. Die Nachgiebigkeit des Lehrers gegen unvollkommnes Ausführen der Schüler ist Haupturſache, daß in den Kunstschulen so manche schlechte Künstler entstehen.

Diese Betrachtungen sind anwendbar auf alle Künste. Nicht allein bildende Künste, nicht allein Tonkunst, Rede-

kunst, Dichtkunst; auch die wichtige Kunst des Baumeisters, die schätzbare Kunst des Schauspielers, die angenehme Kunst des dramatischen Tänzers, die Noverre geschaffen hat, kurz alle schönen Künste, die bereits erfunden sind, oder künftig erfunden werden, müssen den harmonischen Dreiklang des sittlich Nützlichen, des geistig Angenehmen und des sinnlich Schönen in sich vereinigen, sonst verdienen sie nicht den Namen einer schönen Kunst.

In Kunstschulen lernt der Schüler die Kunst, dem innern Guten und Wahren die Aussenseite des Schönen zu geben. Dieser Endzweck ist dem Geist der ganzen Schöpfung gemäß. So glänzen Sonne und Sterne; der Weltkörper, den wir bewohnen; Pflanzen und Thiere sind in ihren innern Bestandtheilen, und ihrem Eingeweide nach zweckmäßigen Gesetzen des Guten und Wahren eingerichtet; und ihre Aussenseite ist mit Blumen, Blättern, Farben und allen Reitzen der Schönheit und Anmuth ausgeschmückt.

Es ist Bestimmung des einzelnen Menschen, daß er sich selbst veredle, in sich selbst alle Keime des Guten, Wahren, und Schönen entwickle; und es ist Pflicht des Staates, daß er alles befördere, was zu dieser grosen Absicht mitwirken kann. Der Endzweck der Staatsverbindung ist die Glückseligkeit seiner Mitglieder. Der Mensch ist nur alsdann glücklich, wenn er mit sich selbst einig ist, wenn seine Vernunft dem verirrten Herzen keine Vorwürfe macht, wenn das Herz den kalten und ernstlichen Vorschriften der Vernunft nicht heftig widerstrebt. Die schönen Künste vereinigen Kopf und Herz, sie entziehen den Menschen der thierischen Rohheit der Sinne,

und der Trockenheit eines unbegrenztabstrakten Denkens, indem sie das Schöne mit dem Wahren und Guten vereinigen. Leicht und unbemerkt entstehen in ruhigen Augenblicken des Lebens Begriffe und Grundsätze in dem Gemüthe des Menschen; und diese sind meistens nachher seine Richtschnur, wenn er in dringenden Fällen sich entschließen und handeln muß. Aechte Kunstwerke erregen die Liebe der Tugend, indem sie das Wahre, und das sittlich Rührende mit dem sinnlich Schönen verbinden. Wie mancher Keim des Heldensinns wurde durch die Lesung des Homers entwickelt! Wie manche Lebensweisheit wurde durch Horatz gebildet! Wie manche Flamme der reinsten Andacht wurde durch erhabne Bilder des Psalmisten erregt! Wie manches rauhe Gemüth wurde durch sanfte Modulationen der Tonkunst gemildert!

Ganz ungegründet ist es, daß die schönen Künste die Seele erschlaffen. Alexander, Cäsar und Friedrich waren warme Freunde der schönen Künste, und die gebildeten Römer und Griechen siegten über rohe Barbaren.

Durch gute Kunstschulen können die schönen Künste im Staate verbreitet und erhalten werden. Freilich werden große Kunstgenies — ein Homer, ein Shakespear — von der Natur selbst erschaffen. Allein zu den meisten Kunstwerken des nachbildenden Zeichners und Kupferstechers, des Baumeisters, des Tonkünstlers, des Schauspielers werden wenige schöpferische Geister, und viele geschickte, geübte Künstler erfodert; und diese werden am besten in guten Kunstschulen gebildet.

Oft blühen die Künste auf ohne Beförderung, und

ohne daß sie durch angelegte Kunstschulen erhalten werden; alsdann sind sie meistens ein schöner aber vergänglicher Uebergang einer Nation von der Rohheit zu einer künftigen Erschlaffung; und sehr bald werden dann die Künste durch Mißbrauch und Sittenverderbniß entweihet werden! Wahr ists, daß Kunst und Schönheit nicht alles in allem sind; daß Tugend an und für sich Verehrung verdient; daß Weißheit in sich selbst unendlichen Werth hat; daß Schönheit ohne Weißheit und Tugend gefährlich ist. Aber wahr ist es auch, daß Vollkommenheit nur alsdann entsteht, wenn Tugend, Wahrheit und Schönheit in Werken der Natur und der Kunst vereinigt sind.

Gute Regenten, Väter des Vaterlandes, wollt ihr in euern Staaten Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigen? Wollt ihr auf eine dauerhafte Weise die schönen Künste, diese Blüthe der Menschheit, erhalten: so errichtet gute Kunstschulen! *

Aus einem Schreiben des Herrn Coadjutor von Dalberg an den Herausgeber.

Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Aufsatz über Kunstschulen einen Platz in Ihren Horen vergönnen. Die drey Stücke dieser Monatsschrift, welche bißher erschienen sind, entsprechen der hohen Erwartung Ihrer Leser. Um so mehr bedaure ich, daß der gegenwärtige Drang meiner Berufsgeschäfte mich hindert an dieser Unternehmung in Zukunft Antheil zu nehmen. Ich bin u. s. f. Erfurt den 12 April 1795.

VIII

Weihe der Schönheit.

Die Schönheit ist des Guten Hülle;
Der Schönheit wollen wir uns freun,
Und bei der schönen Gaben Fülle
Nicht Menschen nur, auch menschlich sein.
Du, Blume, sollst uns kränzen;
Du, edler Wein, uns glänzen!
Schenk' ein, o Mädchen! Schall', o Chor!
Das schöne Mädchen singt uns vor!

Chor. Du, Blume ꝛc.

Ich schenk' in hellgeschlifne Becher
Euch gern den edlen Feiertrank;
Als weise Trinker, nicht als Zecher,
Genießt ihr menschlich mit Gesang.
Die Seele schweb' erhaben
Zum Geber aller Gaben,
Der uns dies schöne Paradies
Mit Menschensinn bewohnen hieß!

Chor. Die Seele ꝛc.

In tausendfacher Schönheit pranget
Nicht Blume nur, auch Blütenbaum,
Auch Frucht und Traube; daß verlanget
Der Geist, und nicht allein der Gaum.
Es blühe nicht vergebens
Die Blum' auch unsers Lebens!
Des Blattes schöne Raupe kreucht,
Entschläft, wird schöner Sylf, und steigt!

Chor. Es blühe ꝛc.

Wo ist er, der uns Menschen wieder
Als Waldgeschlecht nur weiden heißt,
Ohn' einmal aufzuschaun, wer nieder
Vom schönen Baum die Eichel geußt?
Sein Herz erfreute nimmer
Der Blume Duft und Schimmer;
Sein Ohr, zu fühllos für Gesang,
Vernahm nur Golds und Schellenklang!

Chor. Sein Herz ꝛc.

Die Harmonie gemeßner Rede
Rief Waldgeschlecht, zu baun das Feld;
Die Harmonie entschied die Fehde
Dem Volk, in Dorf und Stadt gesellt.
Durch Lieder lehrt' Erfahrung,
Und Gottes Offenbarung;
In Liedern trug der fromme Chor
Der Erstlingsopfer Dank empor.

Chor. Durch Lieder ꝛc.

Der Menschenrede Reitz und Klarheit
Erhob des Denkers kühnern Flug:
Von Wahrheit flog er auf zu Wahrheit,
Und sah herab auf Wahn und Trug.
Doch niemals lockt' er Hörer,
Der hohen Weisheit Lehrer;
Ward nicht in schöner Rede Bild
Ihr Götterstral sanft eingehüllt.

Chor. Doch niemals ꝛc.

Der Weise lehrt das Herz der Menge
Sich edler Menschlichkeit erfreun;
Ihm wards, durch Red' und durch Gesänge
Ein Volkverschönerer zu sein.
Wenn gleich, durch Zwang gelähmet,
Sein armes Volk sich grämet;
Durch ihn an Geist und Sinn geklärt,
Erhebt sichs einst, der Freiheit werth.

Chor. Wenn gleich ꝛc.

Nicht fröhnet, niedres Geizes Diener,
Der freie Geist, nur Brot zu baun;
Geweiht der Schönheit, strebt er kühner
Aus unsrer Sklavenzeiten Graun.
Ihm tanzt der Musen Reihen
Mit Grazien im Freien;
Und hoch entzückt, ein Grieche schon,
Bemerkt er weder Dank noch Hohn.

Chor. Ihm tanzt ꝛc.

IX

Sängerlohn.

Einer.

Ein neues Lied, ihr wackern Brüder,
Erschall am Becher froh umher!
Zu altem Weine neue Lieder
Begehrte Pindar und Homer!
Ein altes Lied, zu oft gesungen,
Entfliegt gedankenlos den Zungen;
Und Geist und Seele bleiben leer!

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutschen siechen
Am Neid, am Neid!
Gehaßt wird neue Treflichkeit!

Einer.

Von Künstlern nur ward Kunst gerichtet:
Ob wahr in Farbe, Stein, Metall
Gebildet sei, ob wahr gedichtet
In Wort, Gesang, und Tanz, und Schall.
Ich lerne nicht von euch, Athener;
Ihr lernt von mir! so strafte jener;
Und Beifall klatscht' ihm überall.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutschen siechen
Am Neid, am Neid!
Hier meistert jeder lang und breit!

Einer.

Zum Götterfest, zur Siegesfeier,
Zum Mahle ward Gesang gesellt.
Der frohe Weise sang zur Leier,
Zur Leier sang der frohe Held!
Gesang war Spiel und Rath der Jugend
Gesang erweckte Männertugend
In Land und Meer, in Haus und Feld.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutschen siechen
Am Neid, am Neid!
Uns heißt Gesang Verderb der Zeit!

Einer.

Der Geist, durch Eintracht edler Künste,
Ward nicht gelehrt nur, auch ergezt.
Was edler schuf, nicht was Gewinste
Des Leibes brachte, ward geschäzt.
Des weisen Sängers holden Tönen,
Zum Dank des Guten und des Schönen,
War Ehr' und hoher Lohn gesezt.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutschen siechen
Am Neid, am Neid!
Nur Klang des Geldes nüzt und freut!

Einer.

Der weise Sänger kam erfreulich
Des Hauses Vätern und des Lands;
Vor Göttern selber saß er heilig
Auf hellem Stuhl, im Lorbeerkranz.
Der Himmel Stolz, des Volkes Ehre,
Gewann er Tempel und Altäre,
Verherrlicht zum Heroenglanz.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutschen siechen
Am Neid, am Neid!
Kaum loben wir noch Grabgeläut.

Die Horen

Jahrgang 1795

Sechstes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des sechsten Stücks.

I Elegien. Seite 1

II Die schmelzende Schönheit. Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. 45

Die Horen.

Erster Jahrgang. Sechstes Stück.

I

Elegien.

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Erste Elegie.

Saget Steine mir an, o! sprecht, ihr hohen Palläste.
Straßen redet ein Wort! Genius regst du dich nicht?
Ja es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern
Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles so still.
O! wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengt und erquickt?
Ahnd' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit.

Noch betracht' ich Paläst und Kirchen, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann sich auf der Reise beträgt.
Doch bald ist es vorbey, dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur seyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

Zweyte Elegie.

Ehret wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt;
Fraget nach Oheim und Vettern und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht,
Wiederhohlet politisch und zwecklos jegliche Meynung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter und wär' er nach Smyrna gesegelt;
Malbrough! empfieng ihn auch dort, Malbrough im Hafen das Lied.
Und so muſt' ich bis jetzt, auf allen Tritten und Schritten,
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.

Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst königlich schützend verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig. Die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht,
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Mannes, dem sie sich eignete, nach,
Sie erfreut sich an ihm, dem freyen rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt,
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt, es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes
Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib.

Dritte Elegie.

Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du so schnell dich ergeben,
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amors, denn einige ritzen
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz;
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffner Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden auf einmal uns an.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier:
Glaubst du, es habe sich lange die Göttinn der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hayn einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt den schönen Schläfer zu küssen;
O so hätt' ihn geschwind neidend Aurora geweckt.

Hero erblickte Leandern beym lauten Fest und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tyber
Wasser zu schöpfen hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte sich Mars zwey Söhne! — die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

Vierte Elegie.

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und so gleichen wir euch, o römische Sieger! den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an.
Habe sie schwarz und streng aus altem Granit der Egypter,
Oder ein Grieche sie weiß reizend aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streu'n.
Ja wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernst begehen wir heimliche Feste
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.

Eher lockten wir selbst an die Fersen, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher des Zeus
Hartes Gericht an rollenden Rädern und Felsen zu dulden,
Als dem reitzenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.

Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit! lernet sie kennen,
Sie erscheinet euch oft immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie seyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.

So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden,
Schlummernde necket sie stets, wachende fliegt sie vorbey;
Gern ergiebt sie sich nur dem raschen thätigen Manne,
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.

Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab.

Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich römische Flechten von euch.

Fünfte Elegie.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Lauter und reitzender spricht Vorwelt und Mitwelt zu mir.
Ich befolge den Rath, durchblättere die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt,
Werd ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt vergnügt.
Und belehr ich mich nicht? wenn ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab.
Dann versteh ich erst recht den Marmor, ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages;
Giebt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen,
Ueberfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maas, leise, mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt, sie athmet in lieblichem Schlummer
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefste die Brust.
Amor schüret indeß die Lampe und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan.

Sechste Elegie.

Kannst du, o Grausame, mich in solchen Worten betrüben?
Reden so bitter und hart liebende Männer bey euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden und bin ich
Etwa nicht schuldig? Doch ach! schuldig nur bin ich mit dir!
Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarinn Zeugen;
Daß die Wittwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.
Bist du unvorsichtig nicht oft bey Mondschein gekommen?
Grau, im dunkeln Sürtout, hinten gerundet das Haar?
Hast du dir scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählet?
Solls ein Prälate denn seyn! Gut, der Prälate bist du.
In dem geistlichen Rom, kaum scheint es glaublich, doch schwör ich
Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.

Arm war ich leider, und jung und wohlbekannt den Verführern,
Falkonieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und die Kuppler Albanis mich mit gewichtigen Zetteln
Bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, das war das Mädchen. So hab ich
Rothstrumpf immer gehaßt und Violettstrumpf dazu,
Denn ihr seyd am Ende doch nur betrogen! so sagte
Mir der Vater! wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn doch am Ende betrogen! du zürnest
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
Geh! ihr seyd der Frauen nicht werth! wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer ihr schüttet, mit eurer Kraft und Begierde,
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"

Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt ihn küssend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu bestecken vermocht.
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Glut stürzend und gähling verhüllt.
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtend die Flamme hinauf.

Siebente Elegie.

O wie fühl ich in Rom mich so froh! Gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich neigte,
Farb' und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des hellen Aethers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternenhelle glänzet die Nacht, sie klingt von Gesängen
Und mir leuchtet der Mond heller als ehmals der Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?

Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O! vernimm Jupiter Xenius mich!
Wie ich hereingekommen, ich kanns nicht sagen, es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! die herrlichsten Gaben
Theilet sie mädchenhaft aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O so verstosse den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab.
„Dichter! wo versteigst du dich hin?" — Vergieb mir, der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweyter Olymp.
Dulde mich Jupiter hier und Hermes führe mich später,
Cestius Denkmal vorbey, leise zum Orcus hinab.

Achte Elegie.

Wenn du mir sagst du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und dich entwickelt, ich glaub' es
Gerne denk' ich in dir mir ein besonderes Kind.
So vermisset die Blüte des Weinstocks Farben und Bildung
Wenn die Beere gereift Menschen und Götter entzückt.

Neunte Elegie.

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Heerde,
Knistert und glänzend wie rasch, sausend vom Reisig empor!
Diesen Abend erfreut sie mich mehr, denn eh noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmte Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn das gab ihr Amor vor vielen andern, die Freude
Wieder zu wecken, wenn sie still wie zu Asche versank.

Zehnte Elegie.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich die Großen
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Wenn ich ihnen dieß Lager auf eine Nacht nur vergönnte;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orcus Gewalt.
Freue dich also Lebendger der lieberwärmenden Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

Eilfte Elegie.

Euch, o Grazien! legt ein Dichter die wenigen Blätter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu.
Und er thut es getrost. Dahin bestrebt sich der Künstler
Daß die Werkstatt um ihn immer ein Pantheon sey.
Jupiter senket die göttliche Stirne und Juno erhebt sie,
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt,
Trocken schauet Minerva herab und Hermes der leichte
Wendet zur Seite den Blick, schalkhaft und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus dem weichen, dem holden erhebet Cythere
Augen voll süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.
Sie gedenket seiner Umarmung und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

Zwölfte Elegie.

Höreſt du, Liebchen! das muntre Geſchrey den Flamminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es, ſie ziehn wieder nach Hauſe zurück,
Weit von hier. Sie haben dem Römer die Erndte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttinn gewidmet
Die ſtatt Eicheln zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns beyde das Feſt im Stillen freudig begehen!
Ein verſammeltes Volk, ſtellen zwey Liebende vor.
Haſt du wohl jemals gehört von jener myſtiſchen Feyer
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen
Selbſt in den Mauern von Rom: „kommt zur geheiligten Nacht!“

Und es floh der Profane, da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand Zeichen der Unschuld umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten, im Traum schien er zu wallen, denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden des Tempels, verschlossene Kästchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbey,
Vielbedeutend gebärdeten sich die Priester und summten,
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach vielen Proben, oft wiederkehrend, erfuhr er,
Was der geheiligte Kreiß seltsam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß? als daß Demeter die große
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie dem edlen Jasion, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt.

Da war Kreta beglückt, das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete, denn es versäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Mädchen,
Winkte der Liebsten — verstehst du nun Geliebte den Wink?
Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen;
Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefärde der Welt.

Dreyzehnte Elegie.

Amor bleibet ein Schalk, wer ihm vertraut ist betrogen!
Heuchlend kam er zu mir: „traue mir dießmal nur noch.
Redlich meyn' ichs mit dir, du hast dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget, ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was gefälliges thun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt köstlich bewirthet ist er.
Du betrachtest mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum
Du verehrest noch mehr die werthen Reste des Bildens
Einziger Künstler, die ich stets in der Werkstatt besucht.

Diese Gestalten, ich lehrte sie formen. Verzeih mir, ich prahle
Dießmal nicht, du gestehst, was ich dir sage sey wahr.
Nun du mir läßiger dienst wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du Freund nun wieder zu bilden; die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich der Lehrer bin ewig jung und liebe die Jungen.
Nicht so altklug gethan! Munter! Begreife mich wohl!
Das Antike war neu da jene Glückliche lebten,
Lebe glücklich und so lebe die Vorzeit in dir.
Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß dir ihn geben
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur."
Also sprach der Sophiste. Wer widerspräch ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —

Nun verrätherisch hält er sein Wort, giebt Stoff zu Gesängen,
Ach und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich,
Blicke, Händedruck, und Küsse, gemüthliche Worte,
Sylben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird ein Lispeln Geschwätze, da wird ein Stottern zur Rede,
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maas.
Dich Aurora wie kannt ich dich sonst als Freundinn der Musen!
Hat Aurora dich auch Amor der kose verführt?
Du erscheinst mir nun als seine Freundinn und weckest
Mich an seinem Altar, wieder zum festlichen Tag.
Find ich die Fülle der Locken an meinem Busen! Das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig Erwachen! Erhieltet ihr ruhige Stunden
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt. —

Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns immer und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! Laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! ihr macht mich verworren und trunken, ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen wie groß! Wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön, Theseus du konntest entfliehn!
Einen Kuß nur auf diese Lippen! O Theseus! und scheide! — —
Blick ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

Vierzehnte Elegie.

Zünde Licht an, o Knabe! — „Noch ist es hell, ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser verbarg sich die Sonne, nicht hinter die Berge,
Noch ein halb Stündchen vergeht bis zum Geläute der Nacht!“ —
Unglückseliger! geh und gehorche! Mein Mädchen erwart' ich,
Tröste mich Lämpchen indeß lieblicher Bote der Nacht.

Fünfzehnte Elegie.

Cäsarn wär ich wohl nie zu den Britanen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner, von heut an, seyd mir gegrüßet ihr Schenken,
Osterieen, wie euch schicklich der Römer benennt,
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste vom Oheim begleitet,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben,
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.

Lauter sprach sie, als hier die Römerinn pfleget, credenzte,
Blickte rükwärts nach mir, goß und verfehlte das Glas,
Wein floß über den Tisch und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Nahmen verschlang sie mit ihrem, ich schaute begierig
Immer dem Fingerchen nach und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie behende das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor; schnell und sobald ichs gesehn
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen,
Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich sitzen geblieben und biß die glühende Lippe
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde mir wund.
Noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne du weilst und du beschauest dein Rom!

Grösseres sahest du nichts und wirst nichts grösseres sehen,
Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile nicht länger und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab.
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Mahler genießt,
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Facaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um Morgen früher zu sehen
Was du, mit göttlicher Lust, viele Jahrhunderte sahst.
Diese feuchte mit Rohr so lange bewachsnen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn,
Wenig Hütten zeigten sie dir, dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.

Alles schleppten sie dann an diese Stätte zusammen,
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth,
Sahst eine Welt hier entstehn, dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs neu fast eine größere Welt.
Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet, erblicke
Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab;
Aber sie eile herbey die schön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör ich sie schon? Nein, doch ich höre schon Drey.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! nun eil ich und fürcht euch nicht zu beleidigen,
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

Sechszehnte Elegie.

„Warum bist du Geliebter nicht heute zur Vigne gekommen?
Wie ich dir es versprach wartet' ich einsam auf dich." —
„Beste, schon war ich hinein, da sah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken bemüht, hinwärts und herwärts sich drehn;
Schleichend eilt ich hinaus!" — O welch ein Irrthum ergriff dich!
Nur ein Vogelscheu war's was dich vertrieb! die Gestalt
Flickt er emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren,
Ach! ich half ihm daran, selbst mir zu schaden bemüht.
Nun! sein Wunsch ist erfüllt, er hat den losesten Vogel
Heute verscheuchet, der ihm Gärtchen und Nichte bestielt.

Siebzehnte Elegie.

Manche Töne sind mir zuwider, doch bleibet am meisten
Hundegebell mir verhaßt, kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund den sich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einst mein Mädchen an, das sich heimlich
Zu mir stahl und verrieth unser Geheimniß beynah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, so denk ich nur immer sie kommt wohl,
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

Achtzehnte Elegie.

Eines ist mir verdrießlich vor vielen Dingen, ein andres
Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir,
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch Freunde gestehen:
Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abscheulich ists auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter den Rosen der Lust;
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht mich Faustine so glücklich, sie theilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reitzendes Hinderniß will die rasche Jugend, ich liebe
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.

Welche Seligkeit ists! wir wechseln sichere Küsse,
Athem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
So erscheinet uns wieder der Morgen, es bringen die Stunden
Neue Blumen herbey, schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott.

Neunzehnte Elegie.

Schwer erhalten wir uns den guten Nahmen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter im Streit.
Wißt auch ihr woher es entsprang, daß beyde sich hassen?
Alte Geschichten sind das und ich erzähle sie wohl.
Immer war sie die mächtige Göttinn, doch für die Gesellschaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort,
Und so war sie von je, bey allen Götter-Gelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sclaven gemacht.
„Meinen Herkules führ ich dereinst, o Vater der Götter!
Rief triumphirend sie aus, wiedergebohren dir zu.
Es ist nicht Herkules mehr den dir Alcmene gebohren,
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.

Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du er schaue nach deinen
Mächtigen Knieen, vergieb! Nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigste Mann. Mich zu verdienen durchschreitet
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen die keiner betrat.
Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen und preise
Seinen Nahmen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählst du ihm einst, der Amazonen Besieger
Werd auch meiner, und ihn nenn ich mit Freuden Gemahl."
Alles schwieg, sie mogten nicht gern die Prahlerinn reitzen,
Denn sie denkt sich, erzürnt, leicht was gehässiges aus.
Amorn bemerkte sie nicht, er schlich bey Seite, den Helden
Bracht er mit weniger Kunst unter der Schönsten Gewalt.
Nun vermummt er sein Paar, ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern und lehnt mühsam die Keule dazu.
Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,
Reichet den Rocken der Faust, die sich dem Scherze bequemt.

So vollendet er bald die neckische Gruppe, dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: herrliche Thaten geschehn!
Nie hat Erd und Himmel die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt.
Alles eilte, sie glaubten dem losen Knaben, denn ernstlich
Hatt' er gesprochen und auch Fama, sie blieb nicht zurück.
Wer sich freute den Mann so tief erniedrigt zu sehen
Denkt ihr! Juno! Es galt Amorn ein freundlich Gesicht.
Fama daneben wie stand sie beschämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte sie nur: „Masken, ihr Götter sind das!
„Meinen Helden ich kenn ihn besser, es haben Tragöden
Uns zum besten!" Doch bald sah sie mit Schmerzen er war's!
Nicht den tausendsten Theil verdroß es Vulkanen sein Weibchen
Mit dem rüstigen Freund unter den Maschen zu sehn,
Als das verständige Netz im rechten Moment sie umfaßte,
Die Verschlungnen umschlang, fest die Genießenden hielt.

Wie sich die Jünglinge freuten! Merkur und
und Bacchus! Sie beyde
Mußten gestehen, es sey über dem Busen
zu ruhn
Dieses herrlichen Weibes ein schöner Gedanke.
Sie baten:
Löse Vulkan sie noch nicht! Laß sie noch
einmal besehn.
Und der Alte war so Hahnrey und hielt sie
nur fester.
Aber Fama sie floh rasch und voll Grim-
mes davon.
Seit der Zeit ist zwischen den beyden nicht
Stillstand der Fehde,
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der
Knabe darnach,
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am
besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefähr-
lichsten an.
Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlim-
men ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an, wer sie ihm thörigt
verschmäht
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen
erdulten;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Be-
gierden aufs Thier,
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden,
dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen
und Noth.

Aber auch sie die Göttinn verfolgt ihn mit Augen und Ohren,
Sieht sie ihn einmal bey dir; gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Minen und heftig
Strenge verruft sie das Haus das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir, schon leid ich ein wenig; die Göttinn
Eifersüchtig sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz, ich schweig und verehre,
Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich.

Zwanzigste Elegie.

Zieret Stärke den Mann, und freyes muthiges Wesen,
O so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerinn, du Verschwiegenheit! Fürstinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich sicher durchs Leben geführt,
Welches Schicksal erfahr ich! Es löset scherzend die Muse,
Amor löset, der Schalk! mir den verschlossenen Mund.
Ach! schon wird es so schwer der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygischer Bund
Midas verlängertes Ohr, der nächste Diener entdeckt es
Und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimniß die Brust;
In die Erde möcht' ers vergraben, um sich zu erleichtern,
Doch die Erde verwahrt solche Geheimnisse nicht;

Rohre sprießen hervor und rauschen und lispeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürst, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir ein schönes Geheimniß zu wahren
Ach den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht!
Keiner Freundinn darf ichs vertrauen, sie möchte mich schelten,
Keinem Freunde, vielleicht brächte der Freund mir Gefahr,
Mein Entzücken dem Hayn, dem schallenden Felsen zu sagen
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.
Dir Herameter, dir Pentameter sey es vertrauet
Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.
Sie von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt,
Klug und zierlich schlüpft sie vorbey und kennet die Wege
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.

Zaudre Luna! sie kommt! daß sie der Nachbar nicht sehe,
Rausche Lüftchen durchs Laub, niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und, wie jenes Rohr geschwätzig, entdeckt den Quiriten
Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt.

II

Die schmelzende Schönheit.

Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

(Im ersten und zweyten Stück der Horen.)

Siebenzehenter Brief.

So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jezt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äusern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freyheit fließen.

Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehret uns schon der bloße Innhalt derselben, daß im Ganzen nur zwey entgegengesetzte Abweichungen von derselben statt haben können. Liegt nehmlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beyde entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurükführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht. *

* Der vortrefliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Erfurt 1791. unterscheidet in der Schönheit die zwey Grundprincipien Anmuth und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beyder; welches mit der hier gegebenen Erklä-

Sie verläugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freye Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individualen Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen, sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannichfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjective Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege steht, und ihr absolutes Ideal auf zwey eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

rung aufs genaueste zusammentrift. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine schmelzende, worinn die Anmuth, und in eine energische, worinn die Kraft überwiegt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein angespanntes Gemüth und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, (unter der einseitigen Gewalt des Sachtriebs) als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen (unter der ausschließenden Gewalt des Formtriebs) befindet. Jede ausschliessende Herrschaft eines seiner beyden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beyden Naturen, in der Uebereinstimmung beyder Nothwendigkeiten. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelößt und in Freyheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelößt und in Freyheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwey verschiednen Gestalten zeigen. Sie wird erstlich als ruhige Form das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird zweytens als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurükführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweyten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beyden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frey gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beyden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die reine Form sich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie Sich also noch zu einem kurzen Auffenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuschreiten.

Achtzehenter Brief.

Durch die schmelzende Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die schmelzende Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwey entgegengesetzte Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch giebt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beyden. Jenes ist durch Erfahrung; dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dieß ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

Es kommt aber hiebey auf zwey höchst verschiedene Operationen an, welche bey dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwey Zustände miteinander, die einander entgegengesetzt sind, und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beyde Zustände sich auf das bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweytens heißt es: jene zwey entgegengesetzte Zustände verbindet die Schönheit, und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beyde Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweytes Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, daß beyde Zustände in einem Dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurükbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfieng, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bey der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil sie in dem Total des sinnlichen Eindruks nichts einzelnes unterscheiden. Die andern, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, können nie

einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas anders als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten, die Schönheit dynamisch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die andern fürchten, die Schönheit logisch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstand doch geschieden ist. Jene wollen die Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beyde müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freyheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freyheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkührlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fodern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beyde gescheitert sind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen

ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beyden Zustände gänzlich verschwinden. *

* Einem aufmerksamen Leser wird sich bey der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensualen Aesthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten der eine philosophische Deduction nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erstern mag man jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

Neunzehenter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwey verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes *vor* aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Enbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Innhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum *begren-*

zen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze theilen. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausschließung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unsrer freyen Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas positives bezogen, und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, giebt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen. Eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, giebt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten, nur durch Leiden zur Thätigkeit; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze, nur durch die Thätigkeit zum Leiden.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Uebergang vom Empfinden

zum Denken bahne, so ist dieß keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges, aus dem Augenblicklichen nichts Bestandiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Aeusserung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündiget. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus, und nicht in so fern sie beym Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerspruch enthält) bloß in so fern sie den Denkkräften Freyheit verschaft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äussern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dieß aber setzt voraus, daß die Freyheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nehmlich, welches von aussen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beylegt, die Freyheit des Gemüths positiv unterdrücken

zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beyspiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maaß unterdrükt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frey unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne welche er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. In wiefern in demselben Wesen zwey so entgegengesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den

Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser giebt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beyde Begriffe mit vollkommner Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Innwohnung zweyer Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beyden Trieben *ihn selbst* unterscheidet. Beyde Triebe existiren und wirken zwar *in ihm*, aber Er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für paßiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beyden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beyde nothwendig und beyde doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freyheit zwischen beyden. Der Wille ist es also, der sich gegen beyde Triebe als eine *Macht* (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beyden kann sich für sich selbst, als eine Macht gegen den andern verhalten.

Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es giebt in dem Menschen keine andere Macht, als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freyheit aufheben.

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht, daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde, — nicht, daß wir zum Selbstbewußtseyn gelangen, sondern, daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äussert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beyden Objekte, Empfindung und Selbstbewußtseyn, gegeben sind. Diese müssen also nothwendig erst da seyn, bevor der Wille sich äussert, und können folglich nicht durch den Willen da seyn.

Eine Nothwendigkeit *außer uns* bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkührlich und so wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit *in uns* unsre Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhangen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben

den nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewußt ist, wird Vernunft, das heißt, absolute Consequenz und Universalität des Bewußtseyns gefodert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphysiker sich die Schranken erklären kann, die der freye und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der Physiker die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurük, aus der unsre Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewußtseyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für alles, was für den Menschen ist, und für alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich, eine Theophanie, wenn es jemals eine gab, stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit, und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtseyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beyder Ursprung liegt eben sowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unseres Erkenntnißkreises liegt.

Sind aber beyde wirklich, und hat der Mensch, vermittelst der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten

Existenz, hat er durch das Selbstbewußtseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beyden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit) und jetzt erst, nachdem beyde zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Biß dieß geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nehmlich zwey entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beyde ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der Freyheit den Ursprung.

Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freyheit die Rede ist, nicht diejenige gemeynt ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweißt er eine Freyheit der ersten Art, dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweißt er eine Freyheit der zweyten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

Zwanzigster Brief.

Daß auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergiebt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freyheit selbst eine Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen) kein Werk des Menschen sey, daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch vollständig ist, und seine beyden Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muß also fehlen, so lang er unvollständig und einer von beyden Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgiebt, wieder hergestellt werden können.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Mensch noch nicht vollständig und einer von beyden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser Priorität des Sachtriebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freyheit.

Denn es giebt nun einen Moment, wo der Lebens-

trieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurükthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung frey seyn, und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen, weil man, um von Minus zu Plus fortzuschreiten, durch Null den Weg nehmen muß. Mithin muß er, auf gewiße Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Innhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten

werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beyzubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine andere entgegensetzt. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freye Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den aesthetischen heißen.

Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlseyn) beziehen; das ist ihre physische

Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns eine Erkenntniß verschaffen; das ist ihre logische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich sie kann sich auf das Ganze unsrer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu seyn, das ist ihre aesthetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem allen und ohne daß wir bey seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz, noch auf irgend einen Zwek Rükſicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser leztern Qualität beurtheilen wir ihn aesthetisch. So giebt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese leztere hat zur Absicht das Ganze unsrer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum bevestigt, den Begriff des Willkührlichen in den Begriff des Aesthetischen gerne mit aufnimmt, so merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich diese Briefe über aesthetische Erziehung fast mit nichts anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen) daß das Gemüth im aesthe-

tischen Zustande zwar frey und im höchsten Grade frey von allem Zwang, aber keineswegs frey von Gesetzen handelt, und daß diese aesthetische Freyheit sich von der logischen Nothwendigkeit beym Denken und von der moralischen Nothwendigkeit beym Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüth dabey verfährt, nicht vorgestellt werden und weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

Ein und zwanzigster Brief.

Es giebt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt d. h. bey seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die aesthetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet, in dem zweyten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rüksicht auf Bestimmung ist, das ist die aesthetische Verfassung in Rüksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innrer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innrer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beyden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trift die aesthetische Bestimmbarkeit mit der bloßen Bestimmungs-

losigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beyde jedes bestimmte Daseyn ausschliessen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die aesthetische Bestimmungsfreyheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs genaueste zusammentrift. *

In dem aesthetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit giebt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus, sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Die Schönheit ist Natur, und sowohl seine Begriffe als seine Entschließungen kann der

* Man sehe den vierzehenten und fünfzehenten Brief im zweyten Stück der Horen.

Mensch nur sich selbst zu verdanken haben. Durch die aesthetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen, oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr, von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — daß ihm die Freyheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Eben dadurch aber ist etwas unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beym Empfinden, und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beym Denken gerade diese Freyheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der aesthetischen Stimmung zurückgeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freylich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das aesthetische Leben zurückgegeben werden. *

Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschließungen übergehen, die aesthetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lang ertragen, und

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsre zweyte Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht, und es im übrigen unserm freyen Willen anheim stellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unsrer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

dringen ungedultig auf ein Resultat, welches sie in dem Zustand aesthetischer Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bey andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung desselben setzen, der aesthetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu grossen Rollen gebohren sind.

Zwey und zwanzigster Brief.

Wenn also die aesthetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nehmlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabey auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den aesthetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derselben, dem Vermögen nach in sich schliessen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besondres Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die aesthetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weißt uns auf einen vorhergehenden zurük und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der aesthetische ist ein

Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen; und unsre Menschheit äusert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äusrer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öfnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsre Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer grössern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andre zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahin gegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unsrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meister und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es giebt keinen sicherern Probierstein der wahren

ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dieß zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben; es sey nun, daß es an dem Gegenstand, oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist, (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten) so kann die Vortreflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bey aller Freyheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortreflicher ein solches Produkt. Man kann dieß mit Werken ans verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nehmlichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens ge-

brauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Mahlereyen und Bildhauerwerke unsre Einbildungskraft erhitzen, und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer gröfsern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freyheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkührlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participiert, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das treflichste Bildwerk und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondren Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drey Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darinn eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Innhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Innhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freyheit zu erwarten. Darinn also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn erstlich sind es keine ganz freyen Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen,

und dann wird wohl kein wahrer Kunstkenner läugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freyheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweißt es indeßen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch seinen Innhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bey dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bey der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich muß er die aesthetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch, nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser genieſſen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein herauschendes Getränk; und waren sie geschmacklos ge-

nug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Messiade wäre, Erbauung zu verlangen, so werden sie an einem anacreontischen oder catullischen Lied unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drey und zwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freyheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bey dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich be-

wiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beyden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bey diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dieß, behaupte ich, muß durch die aesthetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freyheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freyheit ist es ja eben, was wir bey dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt, und hat folglich keine freye Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurük erhalten, eh' er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die paßive Bestimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er bloß die paßive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an

einem Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heißt, er wird aesthetisch werden müssen.

Durch die aesthetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröfnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freyheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem aesthetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem aesthetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine bloße Freyheit vollbringen, da er sich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der aesthetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröfnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Daseyn giebt. Um den aesthetischen Menschen zur Einsicht und grossen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer

erhabenen Situation, (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem aesthetischen nicht aber aus dem physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen, sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustand zur Selbstständigkeit und Freyheit den Aufschwung nehmen können, so muß dafür gesorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum sey, und bloß dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freyheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anfoderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Innhalt seines Handelns, über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben, ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anfoderun-

gen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkühr gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen, und als Naturkraft (als eine Kraft nehmlich, welche nur wirkt, ie nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beyden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt. * Mit einem Wort: da, wo der Form-

* Diese geistreiche und aesthetisch freye Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frey zu seyn, er muß alles andere um sich her, auch das Leblose, in Freyheit setzen. Schönheit aber

trieb herrschen soll, im Gebiete der Wahrheit und Moralität, darf keine Materie mehr seyn, darf die Empfin-

ist der einzig mögliche Ausdruck der Freyheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meynt, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bey Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch hinaus ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts anders heissen kann als das physische aesthetisch ausführen) heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es giebt also zwar kein moralisches, aber es giebt ein aesthetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deßwegen aber, weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freyen formalen Werth besitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äusern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben manche aesthetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt, und von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkühr und Zu-

dung nichts zu bestimmen haben; aber da, wo der Sachtrieb regiert, im Bezirke der Glückseligkeit, darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreyheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn

fälligkeit in die Moralität selbst hinein getragen, wodurch sie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deßwegen, weil es der Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes) sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsre Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft, so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfliessen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus n das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande giebt.

Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freyheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen *edler* begehren, damit er nicht nöthig habe, *erhaben zu wollen*. Dieses wird geleistet durch aesthetische Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkühr binden, noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äusern Leben giebt, schon das innere eröfnet.

Vier und zwanzigster Brief.

Es lassen sich also drey verschiedene Momente oder Stuffen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äusern Dinge oder in der freyen Willkühr des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur, noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem aesthetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freye Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig ohne Er Selbst zu seyn, ungebunden ohne frey zu seyn, Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand, alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschaft, was ihm weder giebt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reyhe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das

Machtwort des Augenblicks, jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit ausser ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reissen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beyden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark ist sein . . . . .
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,
Rath, Mäßigung und Weißheit und Geduld
Verbarg er seinem scheuen düstern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.
Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt sie in andern zu ehren, und der eignen wilden

Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er andre in sich, nur sich in andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Wiederscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freylich, so wie er hier geschildert wird, bey keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammen stimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freyheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, giebt sich in dem Menschen durch die Foderung des Absoluten (auf sich selbst gegründeten und nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Foderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreissen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch, durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da

in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Foderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn auf sein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniß hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich ärndtet, sind also Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, bloß um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäusserung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen

grenzenlosen Ferne je etwas anders als die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Foderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Foderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuhohlen. Hier wäre nehmlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen mußte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Erkenntnißkreise nicht findet, und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem Gefühlkreise suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß, und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des Grundlosen wenigstens zum Schweigen, und bleibt innerhalb

der blinden Nöthigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt, als ihren Vortheil, und sich durch keine andre Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen, und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bey seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm solange als etwas auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreyung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorhergeht, so giebt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinaus schreitet, und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer in-

nern Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her handen, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannichfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nehmlichen Epoche statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stuffen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beyden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles und der Mensch wenigstens seiner letzten Tendenz nach ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweyten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber

keines von beyden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschliessend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beyde Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen, und dennoch vollkommen einig seyn.

Fünf und zwanzigster Brief.

Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande, sie ausser sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen. *

* Ich erinnere noch einmal, daß diese beyden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und solang er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch jenem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drey Momente, welche ich am Anfang des 24sten Briefs nahmhaft machte, sind also zwar im Ganzen betrachtet, drey verschiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgiebt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, läßt bey der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem des Bewußtseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch ausser ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Aussenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solang er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte,

bey jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden, und sind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

steht jetzt als Objekt vor seinem richtenden Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn; denn um Objekt zu seyn, muß es die seinige erfahren. So weit er der Materie Form giebt und solang er sie giebt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freyheit raubt, und er beweißt ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Sebstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freyheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eignen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der freye Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben un-

mittelbar zu der reinen Gestalt, und zu dem reinen Objekt übergiengen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freyen Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurükbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Beymischung eines Leidens. Zwar giebt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innre Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntnissen ergötzen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung, und sehen diese letztere als etwas zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Diese bleibt, was sie ist, auch wenn sie keine Passion in den Sinnen machte, auch wenn es gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit lassen wir ja die Wahrheit bleiben, und alle Sinnlichkeit aufhören. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der

andern zu denken, sondern beyde zugleich und wechselseitig als Effekt und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsre That.

Und eben weil sie dieses beydes zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweiß, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschliesse — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweißt dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie allein kann es uns beweisen. Denn da beym Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit, die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur

eine sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beyde zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschliessung des Gefühls, solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beyder Naturen schliessen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen, als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bey dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und ist Freyheit etwas absolutes und übersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlich-

keit entgegenzusetzen, da dieses schon in der Schönheit geschehen ist. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der ersten liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

Sechs und zwanzigster Brief.

Da die aesthetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freyheit erst die Entstehung giebt, so ist leicht einzusehen, daß sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne. Ein Geschenk der Natur muß sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Feßeln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird sich gleich wenig entwikkeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquikkung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung lossprizt — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröfnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen, und in der gesegneten Zone,

wo nur die Thätigkeit zum Genusse und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menschheit ist. *

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bey dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bey allen Völkerstämmen, welche der Sklaverey des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darinn eine gewisse Affinität miteinander, daß beyde nur das Reelle suchen, und für den blossen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben,

* Man lese über diesen Gegenstand, was Herder im dreyzehnten Buche der Ideen z. Philos. d. Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt.

und der Verstand nicht unter der Wahrheit stehen bleiben. Was dort der Mangel der Einbildungskraft bewirkt, das bewirkt hier die absolute Beherrschung derselben. Insofern also das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs erste zeugt es von einer äußern Freyheit, denn solange die Noth gebietet, und das Bedürfniß drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Feßeln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfniß gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freyheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und die Energie genug besitzt die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut. *

* Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem aesthetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun,

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwey Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge *sehen*, ist von dem verschieden, was wir *empfinden*; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er an-

weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität biß zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben, und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; dieß begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

fängt, mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auch schon aesthetisch frey und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst, ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der aesthetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bey dem blossen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurück nimmt, und mit demselben nach eignen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz.

sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche sein Gebiet von dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solang er sich im theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solang er im praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beylegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn beydes kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgiebt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur soweit er aufrichtig ist, (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt) und nur soweit er selbstständig ist, (allen Beystand der Realität entbehrt) ist der Schein aesthetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freyheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt; denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein aesthetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freylich eben so gut und noch ein wenig beßer als eine eben so schöne, bloß gemahlte, gefallen; aber insoweit sie uns beßer gefällt als die letztere (ich setze hier der Kunst keine Grenzen) gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen aesthetischen Gefühl, diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen, aber freylich erfodert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bey welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Treflichkeit schließen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da

wird die öffentliche Stimme das einzig furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (aesthetischen) Schein durch Realität nachhelfen" — beydes ist gerne verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr aesthetisches Unvermögen. *

* Auf die Frage „In wie weit darf Schein in der moralischen Welt seyn?" ist also die Antwort so kurz als bündig diese: in so weit es aesthetischer Schein ist d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der aesthetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht aesthetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweyten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher als von gewißen trivialen Critikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Herren Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit erfüllt, und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äusserer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrüßt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fodert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckigte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle

nur insoferne schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stand ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht daß wir einen Werth auf den aesthetischen Schein legen (wir thun dieß noch lange nicht genug) sondern daß wir es noch nicht biß zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beyder Grenzen auf ewig gesichert haben, dieß ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir solang verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht geniessen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehn, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Sieben und zwanzigster Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem aesthetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfodert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freyheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit und Wahrheit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideal sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressierten freyen Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner

Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur Verschönerung seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fodert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar bloß einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu versichern; bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine aesthetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselbe vorausgenießt, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten; er genießt mehr aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, ist er über die Zeit selbst hinausgeschritten, und hat seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen

über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freyheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfodert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freyheit, aber nicht Freyheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äussern Bedürfniß. Das Thier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüßige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So giebt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon zum Theil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem physischen Ernste nimmt sie durch den Zwang

des Ueberflusses oder das physische Spiel den Uebergang zum aesthetischen Spiele und ehe sie sich in der hohen Freyheit des Schönen über die Fessel jedes Zweckes erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von ferne schon in der freyen Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freye Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Fesselosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reitz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben und beweisen bloß seine Befreyung von jedem äussern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen. * Von die-

* Die mehresten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freyen Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reitz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweißt, und so gerne sich gerade die schlaffesten Seelen diesem freyen Bilderstrome zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äussern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagina-

sein Spiel der freyen Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art ist, und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch einer freyen Form den Sprung zum aesthetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum erstenmal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlungen eines blinden Instinktes, unterwirft das willkührliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber solange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstete Willkühr jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegen streben. Der aesthetische Spieltrieb wird also in seinen ersten

tion in ihrer produktiven Qualität nach eignen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bey ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen frey gemacht haben. Freylich ist von der bloßen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt, die hohe Nothwendigkeit des Ideals mit der Nothdurft des Individuums verwechselt, und die edle Darstellung eines ewigen Willens, in der schönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens befleckt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abentheuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche und abrupte Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreyende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff giebt, für ein mögliches Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm nicht, weil sie einem Bedürfniß begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was sein ist, endlich durch das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst,

in dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freyen Geist, der es wählte und aufstellte, wiederscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwerdtes tödtende Scheide. Nicht zufrieden, einen aesthetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freyere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er schmükt sich. Die freye Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von aussen her, in seiner Wohnung, seinem Haußgeräthe, seiner Bekleidung allmählig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und anfangs bloß den äussern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Gebärdensprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nahert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth

blinder Kräfte, hier den Sieg der Form, und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preiß kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehn; er muß Freyheit lassen, weil er der Freyheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter lößt, so lößt sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freyen Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den

keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Schaam, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwerdt des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Heerd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfieng.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der aesthetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem aesthetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freyen Spiels gegenüber stehen. Freyheit zu geben durch Freyheit ist das Grundgesetz dieses Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht, weil das eine nachgiebt, darf das andre mächtig seyn; hier darf es nur Sieger, aber keinen Besiegten geben.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur be-

zähmt; der ethische Staat kann sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der aesthetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschliessend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beyden Naturen dazu zusammen stimmen müssen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschliessend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame aller bezieht. Die Freuden der Sinne geniessen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können also unsre sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß geniessen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so wie aus dem unsrigen ausschliessen können.

Das Schöne allein geniessen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschliessung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preiß der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, biß wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, biß wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äussersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreissen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel

des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freyer Geister beleidigt, seinen mildernden Schleyer aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Beflügelt durch ihn entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem aesthetischen Staate ist alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Beystimmung fragen. Hier also in dem Reiche des aesthetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte; und wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben. *

* Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existiert er in jeder feingestimmten Seele, der That nach möchte

man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltste Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen. — Da es einem guten Staat an einer Constitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem aesthetischen fodern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf also hoffen, daß ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Nachsicht werde aufgenommen werden.

11800 / 2850
2 vols with
Commentary

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 050292801